

Bogislav von Selchow

Der Deutsche Mensch

**Zwei Jahrtausende
deutscher Geschichte**



Bogislav von Selchow

**Der Deutsche Mensch:
Zwei Jahrtausende
deutscher Geschichte**

Einführung

Als Gebiete, Glaube und Staat, Gesellschaft und Wirtschaft, Musik und Recht hatten einst als Fundament etwas absolutes, an das sie sich halten, von dem sie ausgehen konnten. Als das Ich des Einzelnen sich immer, mehr das Recht zuschrieb, selbst die Wertungen und Maßstäbe in der geistigen Welt zu setzen, da zerbrach die allumfassende Absolutheit in ein Vielerleivon Standpunkten und Stellungnahmen, die alle für sich den Anspruch, auf Absolutheit erhoben, ohne mehr eine übergreifende Verbindlichkeit für die Gesamtheit zu besitzen. Aus der Tausendzahl der widereinander stehenden, Ansprüche auf Absolutheit erwuchs schließlich der Zweifel am Absoluten, überhaupt. Das lähmende Bewußtsein von der Fragwürdigkeit allen menschlichen Redens, Denkens und Handelns wurde je länger desto mehr der Grundzug des sich selbst zersetzenden Geisteslebens.

Spenglers Buch vom Untergang des Abendlandes setzt noch unbezweifelte Absolutheiten voraus. Für ihn läuft alles Leben in großen Kulturen ab. Und jede dieser Kulturen trägt ihr gleiches unabänderliches Schicksal in sich. Mit der Aufstellung dieses in allen Kulturen sich stets wiederholenden Ablaufgesetzes der geschichtlichen Entwicklung erweist sich Spengler als Nachfahr des Klassischen deutschen Idealismus, der vermeinte, die Erkenntnis, ewiger Weltgesetze sei menschlichem Denken zugänglich. Da der Verlauf der Kulturen unabänderlich ist, und da wir uns nach ihm im Winter der abendländischen Kultur befinden, so sind wir im Begriff, Fellachen zu werden, so stehen wir unausweichlich vor dem Untergang. Spengler verlangt, daß wir diesem Untergang offen ins Auge sehen. Und sein 1931 erschienenes Buch „Der Mensch und die Technik“ schließt er mit den Worten: Optimismus ist Feigheit.

Aber nicht mit dem Auge eines Gottes aus fernen Wolkenhöhen können wir den geschichtlichen Weltablauf überschauen, sondern nur mit dem Augedes Bergwanderers — denn wir sind Bergwanderer hier auf Erden — eines Bergwanderers, der von erstiegener Felsenkante aus herniederblickt auf den zurückgelegten Weg und der eben noch die nächsten Schritte überschauen kann. Jener sieht zeitlos gültige Gesetze, dieser, der Mensch, nur die in zurückliegender Zeitspanne wirksam gewesen.

Wenn aber auch der Mensch nicht letztlich Absolutes erkennen kann, als Bergwanderer kann er doch einige zurückgelegte Wegstrecken begreifen und das nächste Stück Weges, das vor ihm liegt. Zwar wird das Bild des Weges stets sich wandeln je nach dem Punkt, auf dem der Wanderer steht. Solange er nicht das Ganze überschaut, bleibt ihm das letzte Ziel des Wegs verborgen. Aber den zurückgelegten Weg vermag er rückschauend doch zu überblicken, wenn er auch stets aus neuer Sicht ihm vor das Auge tritt.

Wirft man einen Blick zurück auf den Weg, den der deutsche Mensch in seiner Geschichte zurückgelegt hat, dann heben sich deutlich drei Zeitalter voneinander ab, deren jedes ein völlig anderes Gesicht hat.

Die *Vorzeit* teilt die Welt des Mittelmeers mit scharfem Schnitte von der Welt des Nordens. Die Welt Walhalls lag fern und abgeschlossen im Schutze herb geheimnisvoller Wälder, von Sumpf und Nebel, Meer und Moor. Erst als sich Völker aus dem Osten in die norddeutsche Ebene drängten, als es den Germanen an Raum gebrach, als ihnen ihre Welt zu enggeworden, da stießen sie, wie Jahrtausende vor ihnen ihre indogermanischen Brüder, vor nach dem Süden in das gewaltige Kaiserreich der Erde und traten ein in die uralte Mittelmeerkultur.

Die Völkerwanderung ist die Wende zur *Allzeit*. Sie ist die erste ungeheure Zeitwende im Leben unseres Volkes. Als Hellas, Rom und Christentum, als Bildung, Wille und Glaube sich gefunden, da hatte sich das Altertum vollendet. Als des Germanen nordische Kraft, Reinheit und Tiefe sich mit der Kultur des Mittelmeers verband, da erwuchs aus dem das Allbeherrschenden römischen Kaisertum, aus dem das All durchdringenden, neuen Glauben und aus der das All umfassenden Sehnsucht des Germanender Allgedanke einer neuen Zeit. Ihn hebt Augustin aus der Taufe. Ihm, gibt Justinian in dem Kuppelbau der Hagia Sophia sinnfälligen Ausdruck. Ihm bahnen Theoderich und Chlodwig den Weg. Für ihn findet der große, Karl Form und Zukunft. Ihn suchen die gewaltigen Päpste Roms immer, wieder zu verwirklichen. Ihn bauen die sächsischen, salischen und staufischen Kaiser ins Ungeheure. Ihn träumen Gotik und deutsche Mystik in letzte, Höhen.

Als die Allzeit zu Grabe ging, da löste sie die Ichzeit ab. Als sich der Geist ins erdferne Schemenhafte türmte und damit die Welt der Sinne ihrem triebhaft wilden Wuchern überließ, verlor der Allgedanke seine Bindekraft und machte dem neuen Ichgedanken Platz. Was diesem Gedanken seine Größe gab, war, daß er das freie Ich zu letzter Schöpferkraft entband. Petrarca warf die Fesseln ab, an die sein Ich im All gebunden war. Luther und Kant stellten die Forderung nach der Selbstverantwortlichkeit des Menschen. Es hoben sich hundert Throne fürstlicher Ichs. Der Sonnenkönig von Versailles, der Genius von Potsdam, Peter der Große und viele andere, verkörperten im eigenen Staat das Ich. Mehr und mehr drang das Ich in Staat und Kirche, in Kunst und Wirtschaft, bis schließlich hemmungslos sich jedes Ich dem Nachbarich entgegenstellte und jeder gegen jeden stand.

In unlöslicher Verknüpfung webt fort und fort aus Schicksal und Entscheidung sich die Geschichte. Immer geben der große Mensch und der Zeitgeist ihr Sinn und Richtung. So wenig die große Persönlichkeit ohne den Zeitgeist zu denken ist, dem sie dient oder trotzt, so wenig ist auch der Zeitgeist ohne die große Persönlichkeit zu denken, die ihn in neue Bahnen reißt. Der große Mensch kann das Wesen des Zeitgeistes nicht ändern. Er kann, in der Ichzeit nicht den Geist der Ichzeit in einen Geist der Allzeit umbeschwören. Aber er kann ihn auf fruchtbare oder auf unfruchtbare Bahn, kann ihn auf Höhen oder in Tiefen zwingen. Große Menschen sind wie Felsblöcke inmitten eines Flußbettes. Sie können aus Tat und Gnade soweit wachsen, daß die Strömung sich an ihnen brechen und einen anderen, Lauf nehmen muß. Aber aus ihrem Flußbett, aus der geistigen Lage ihrer Zeit zu lösen sind auch sie nicht.

Wie der Bergwanderer rückwärts sich wendend die Bahn, die er zurückgelegt, überschaut, so kann er auch den Weg finden, der weiterführt. Nichtdem, der still und unbeteiligt dem ringenden Leben zuschaut, zeigt sich der Weg ins Morgen. Das Dickicht lichtet sich nur dem allein, der sich den Weg mit eigenem Einsatz bahnt.

Zeitwende ist eine Zeit, da der Weltgeist den Atem anhält. Diese verhaltene Stille, dies schöpferische Chaos, dies trüchtige Schweigen ist die Geburtsstunde einer neuen Ewe. Und mag es manchem noch so bitter sein, daß die Zeitwende Werttafeln stürzt, an denen sein Herz hing, mag die Forschung sich in Frage gestellt sehen durch das Zerschneiden ihrer Grundlagen, es ist kein Grund zum Verzweifeln, wenn eine neue Ewe neue Ziele, und neue Möglichkeiten bringt. Denn was das Zeitalter, das zu Ende ging, nie zu Gesicht bekam an Aufgaben, an Fragen, an Bildern, an einer Überfülle neuer Wirklichkeit, all das wartet auf den, der entscheidungsbereit den Fuß setzt in das neue Land.

Diese neue Wirklichkeit wird bestimmt sein durch das Wir. Hob unverbunden Ich bisher sich gegen Ich, jetzt bindet ein neues Wissen die Masse, der Ichs zu der Ganzheit des Volks. Dies Wissen um das Schicksal, ein Volk zu sein, beginnt, wenn auch noch dumpf und keimhaft erst zur Tat drängend, alle Lebensgebiete umzugestalten und ein völlig neues Weltbild an die Stelle des alten zu setzen. Wo in Kunst und Recht, Wirtschaft und Staat, Geist oder Glaube der Ichgedanke in völliger Zersetzung endet, da heben sich unter den Trümmern die Fundamente eines neuen Baus, da wächst aus dem Chaos das Lebensgefühl der kommenden Wirzeit.

Sieghaft und strahlend steigt der neue Morgen herauf. Doch niemals ist das Schicksal das Gesetz, das ehern uns in seine Bahnen zwingt. Stets sind es nur die Möglichkeiten, die trüchtig die erfüllte Stunde in sich birgt und die zu nutzen oder zu versäumen dem Menschen freie Wahl gelassen ist. Wirzeit ist Schicksal und zugleich Entscheidung. Nur wenn sich Menschen finden, die bereit zu letztem Einsatz sind, kommt dieses Neue. Der Mensch ist immer, wie er seine Zeit erlebt. Dem einen steckt sie nur die Stunden, ab, in denen er entscheidungslos sich selbst entflieht, die ihm vertan verrinnen. Wer aber zu sich selbst und seinen Möglichkeiten sich gefunden, der Zeit bestimmt sich nicht nach den vorüberjagenden Minuten, vielmehr nach dem Entscheidungsinhalt, den er ihnen gab. Es liegt an Deiner Kraft und meiner Kraft, daß nicht die Stunde ungenutzt verrinnt. Legst müde Du die Hände in den Schoß, versagt Dein Arm, wenn andre Arme schaffen, fehlt Dein Hirn in dem Kampf der andern Hirne, dann wirst Du schuldig, weil Du abseits stehst. Und irgendwann einmal wird auch zu Dir und mir die Frage kommen: Wo warst Du, als die Schicksalsstunde Deines Volkes schlug?"

Vorzeit

Ragende Eichen, des Urwalds geheimnisvolle Stille, der hohen Berge trotzig stolze Kraft, des Nordmeers herbe Unermüdlichkeit, das ist das erste, was wir aus deutscher Geschichte wissen. Der sturmdurchbrauste Wald und die wogende See, sie waren durch Jahrtausende die Heimat der Germanen.

Nicht zwar das endlos düstere Gebiet der Bäume selbst. In die geheimnisvollen Tiefen des Urwalds drang selten nur der Mensch der Vorzeit. Hier droht ihm Hunger. Drachen wohnen hier, die feuerspeiend über Schätzenwachen. Hier sperrt der Zauber bösgelaunter Hexen dem Wanderer den Weg ins dichte Holz. Hier brütet breit der Sumpf. Hier träumt das Moor, das unversehens und geheimnisvoll den Menschen in die Tiefe zieht. Und aus den Mooren steigt der Nebel und formt sich grau zu wunderlei Gestalt.

Der Wald war rings um den Germanen, um seine Hütten, um sein Tagewerk. Er war ihm Freund und Feind zugleich. Rang der Germane um Ackerland für sein Steppengetreide, so wollte der Wald mit seinen hohen Stämmen und seinem undurchdringlichen Gewirr von Ranken, Reben, Dornen, Unterholz von immer neuem Boden Besitz ergreifen. Aber zugleich hegte er den Menschen, schützte seine Sonderart, wehrte dem Feinde, brach den Sturm. Er war der ewige Jungbrunnen germanischen Wesens. Darum hat von je der Germane den Wald geliebt. Harte Strafen standen, auf Baumfrevel. Denn hier im Walde wohnte die Gottheit des Germanen, zu der er betete. Im Walde sah er seine heiligen Stätten. Unter der heiligen, Linde hielt er Gerichtstag. Wald ist der Raum, der ihn umgibt. Wald ist das Schicksal, dem er nicht entinnen, aus dem er sich nicht bergen kann.

Nicht überall war Wald. Dazwischen zog sich Grasflur, Fels und Heide. Der Mensch allein in jener frühen Vorzeit und der Verbiß der Tiere hätte, das Vordringen des Waldes nicht aufgehalten. Aber das Klima gebot ihm Halt. Der Mensch konnte weder, noch wollte er den Wald beseitigen. An seinen Grenzen lebte er gemeinsam mit dem Tier als Jäger oder Ackerbauer. Noch hatte nicht der Wald bescheiden sich auf das Gebiet beschränken müssen, das der Pflug ihm ließ. Noch war er Herr, der den Raum beherrschte und der südlich der deutschen Meere in acht Riesenwaldungen dem germanischen Lande den Charakter gab.

Der größte Wald war der herzynische Wald, dessen Name heute noch im Harz weiterlebt. Weit hindernder noch als der Main schob er sich wie eine unübersteigbare Barrikade von Ost nach West mitten durch das germanische Land. Was heute Schwarzwald heißt und Odenwald, Spessart und Rhon, Thüringerwald und Frankenwald, Erzgebirge und Sudeten, das alles deckte einst ein ungeheures Blätterdach vom Rhein bis an die Quellen der Oder.

Der älteste der Bäume, der im germanischen Sande lebte, war die Kiefer, der einfach kühle, anspruchslose Baum mit gleichem Kleid im Sommer wie im Winter, ohne Farbe, ohne sichtbare Blüten, ohne Blätter selbst, nur in der Nadeln lockeres Gewand sich hüllend. Jedes Jahr setzt die Kiefer ein Stockwerk auf. Sie muß sich eilen mit ihrem Wachsen. Denn sie muß schnell über das niedere Gestrüpp rings um sie hinauskommen, da sie wie kaum ein anderer Baum des Lichts bedarf. Sie steht sehr fest in ihrem Heimatboden, den sie mit tausend Wurzeln stark umklammert. Und lieber läßt sie, wenn der Sturm sie packt, den Stamm zersplittern, als daß sie sich aus ihrem Erdreich reißen läßt, mit dem sie sich verwachsen weiß. Sie ist genügsam. Wasser braucht sie wenig. Und selbst im dürrsten Sande kommt sie fort. Und sie ist still. Sie rauscht nicht wie das Laub des Buchenwaldes. Die Unbeweglichkeit des starren Stammes wirkt drückend und erschauernd auf den Fremden, der nicht ein Kind des Nordens ist wie sie.

Neben der Kiefer stand schon in frühester Zeit die Eiche, die ragende, die knorrig trotze, die ungelenke, immer eckige mit rauher Rinde, mit dem, runengefurchten Stamm, Sinnbild von Kraft und Ehrfurcht, die schimmernd grüne Krone und die gewaltigen Zweige breitend zu schützendem Dach. Steht sie allein, dann wächst sie in die Weite. Inmitten von Rottannen aber muß sie auf ihr Geäst verzichten und sich in die Höhe recken, damit die Nachbarn ihr nicht Luft und Licht nehmen. Sie wird sehr alt. Sie sieht

Geschlechter sterben, von denen nur die frühe Sage weiß. So ist sie Hüterin der Überlieferung, die alte Tat mit junger Tatverknüpft.

Der Kiefer und der Eiche paarte als dritte sich die Buche, die silbergraue mit dem schlanken Stamm, in Scharen wachsend und mit den Schwestern gleicher Art schattenspendend die heiligen Blätterdome bildend, die sich zustolzer Höhe wölben wie der Himmel selbst in weiter Ferne über ihnen. Sie liebt das Meer und liebt die Feuchtigkeit und fürchtet auch den Schatten nicht. In allem anders als die Kiefer ist sie anspruchsvoll. Der Sand genügt ihr nicht. Sie will nahrhaften Boden. Die Höhen, wo der Sturm zuhause ist, die überläßt sie gern den anderen Bäumen. Sie ist für Frohsinn und Behaglichkeit.

Mit diesen dreien, die dem germanischen Wald den Charakter gaben, mischen sich die schlanke Birke, die schnell aufwärts drängende, die Ulme mit ihrem widerstandsfähigen Holz, die Eibe, der uralte, sehr langsamwachsende Baum, aus dessen überaus hartem Holz die Bogen gekrümmt wurden, und zahllose andere. Und an den hohen Stämmen überall stieg der Efeu zum Licht aus dem Moos des Bodens und aus den Farnen ungezählter Art und dem Geraun der alten Schachtelhalme.

Rings um die Wälder wohnten Elch und Ur, Wolf und Wisent, Bär und Biber, das Renttier und das Wildschwein, der Hirsch und der Luchs und das wilde Pferd. An Schätzen bargen die germanischen Wälder Kupfe und Blei, Eisen und Silber. Doch war es spärlich nur und mühsam zugewinnen. Die Quellen an der Werra gaben Salz. Den Bernstein warf die Ostsee an den Strand. Zahlreiche Feuersteine ließen sich leicht zu Waffen formen.

Zwischen den riesigen Urwaldgebieten blieben acht größere Landschaften, frei, in denen die Germanen sich ansässig gemacht hatten, Stromtäler zumeist, die von Schilf und Weide überwuchert waren, Graslandsteppen, Moore oder Heideland. Das niedersächsische Flachland gab durch seinen guten Boden reichen Ertrag. In den fruchtbaren Marschen der Nordsee und längs der Ostseeküste wohnten Viehzüchter und Fischer, die schon in früher Vorzeit sich weit in die deutschen Meere hinauswagten. Ein breiter Streifen bewohnbaren Landes lief vom Ruhrgebiet nördlich der deutschen Mittelgebirge bis nach Oberschlesien, teils Hügelland, doch auch zum Ackerbau gut geeignet. Westlich des Rheins setzte sich dies Gebirge im Mosel und Nahe Tal und dem besonders milden Maifeld fort. Ein fünftes Wohngebiet lag zwischen dem mittleren Main und dem Neckar- und Taubertal. Die Rheinebene zwischen Basel und Mainz war gleichfalls von Urzeiten her bewohnt. Auch das Alpenvorland vom Jura bis Niederösterreich bot für Siedlungen eine günstige Lage. Endlich war der Rücken des schwäbischen und des fränkischen Jura größtenteils waldfrei, so daß auch hier schon früh weite Strecken bewohnt waren.

Der Wald war fast überall undurchdringbar. Noch gab es keine Aufhau hinein in die Unergründlichkeit der Tiefe, keine Schneisen, die wie grüne Straßen den Wald durchziehen. Nur wenige Wege liefen durch die Waldungen, die dann, wie heute noch in den Tropen, über die Bergrücken oder an Abhängen vorstießen, da hier der Regen abfließt, der Talwege schnell zerstört. Hier und da kannte man Pfade und Schleichwege durch Gebirg und Moor, auf denen Botschaft lief von Stamm zu Stamm. Weit hemmender als jeder Strom war in der frühen Vorzeit, die das Eisen noch nicht kannte, der Wald mit seinen Riesenbäumen und seinem undurchdringlichen Gestrüpp und Unterholz. Dem Römer, selbst auf der hohen Kulturstufe zu Cäsars Zeit mit den zahlreichen Rodungsmöglichkeiten, schienen nicht die Berge Hindernis und nicht die Ströme, sondern allein der Urwald, der jedem Eindringen trotzte. Was dem Römer auffiel, weil es seinen Fuß hemmte und dem er deswegen einen Namen gab, das war der Wald. Zahlreiche Waldnamen vom Sudetenwald bis zum Wasgenwald und Teutoburgerwald stammen aus jenen frühen römischen Tagen. Aber für keine Gebirge hat sich ein römischer Name erhalten.

Im Walde wohnt das Schweigen. Im Wald zuhause ist auch der Sturm. Im Walde ist ein Flüstern wie Gebet. Ein stilles Raunen geht von Stamm zu Stamm, von Blatt zu Blatt, des Sprache nur versteht, der hier geboren. Den Fremdgearteten befällt ein Grauen vor der Erhabenheit, die ihn umfängt und vor dem Rauschen dieses Blätterdachs.

Der mit dem Wald Verwachsene denkt, fühlt und handelt anders als der Wüstengeborene. Er lebt sein Leben frei, kraftvoll, schollverwurzelt, wie die Bäume seiner Heimat. Wie diese weiß er sich als Kind der Natur, die ihn umgibt. Der Wüstengeborene fühlt sich als Sohn des Sandes, über den sein Fuß geht. Wie der vom Sturme fortgewälzte Sand ist er der ewigwandernde Nomade, der die Weite seiner Heimat liebt. Hingegen des Germanen Herz am Walde hing. In allen seinen Märchen schon schickt er seine Kinder in den Wald, weil der Wald die Heimat seiner Märchen ist.

Im deutschen Walde wuchs die deutsche Seele, wuchs deutscher Glaube, und das deutsche Lied, wuchs deutsche Sage, deutsches Denken und deutsche Sprache, wuchs, als er jung einst war, der deutsche Mensch. Wald war sein, Schicksal für Jahrtausende und hat ihn für Jahrtausende bestimmt.

Und neben dem Wald ist es das Meer, das dem Germanen zweite Heimat war, das bald in stiller Ruhe träumende, das bald in wildem Aufruhrschäumende, das ewige Meer, das gegen seine Nordküsten brandet, das seine Inseln umgreift, das aus unbegrenzter Fülle Nahrung gibt, das in die Ferne lockt zu Traum und Tat.

Das Meer war dem Germanen Freund und Feind. Sein Kampfplatz war es, seine Ruhestatt, sein Tatfeld und die Heimat seines Feierabends. Es macht ihn schweigsam: Jedes große Wort verweht der Sturm. Es macht, ihn schnell: Ein Zaudern bereitet leicht dem Boot den Untergang. Selbständig macht es ihn: Die See ist nicht gewohnt zu warten. Und es macht, ihn hart: Denn wer nicht zupackt, meistert nicht den Sturm.

Der wogende Wald und die wogende See in ihrer trotzig nimmermüden. Kraft waren die Heimat der Germanen. Sie prägten seine herbe Eigenart. Sie schufen ihn zu dem, was er geworden.

Und noch etwas war, das das Denken des Germanen auf das stärkste beeinflusste: der Kampf des Lichts gegen die Finsternis. Wenn fast ein halbes Jahr den Nordgermanen die tiefe Dunkelheit umfängen hielt, wenn in den deutschen Wäldern immer wieder sich dichter Nebel vor die Sonne, schob, dann stieg aus solchem Grauen unbezwingbar die Sehnsucht auf nach einem Gott des Lichts, der alle dunklen Mächte niederzwänge und der das Licht zu letztem Siege führt.

Nie hat weder ein römischer noch ein griechischer Gott im germanischen Norden Fuß gefaßt. Selbst Zeus nicht, der doch drei Erdteile sich unterworfen hatte. Hier saß ein Volk, dessen Freiheit trotzte gegen die Ketten. Roms, dessen Sehnsucht sich wehrte gegen den menschengestalteten Gott. Und sie alle, die Götter vom Kapitol und vom Olymp, die große phrygische Mutter und Ammon Ra aus der Wüste Libyens, sie alle haben es gefühlt, daß hier sich ihres Himmels Grenze zog, und keiner hat je versucht, in die germanischen Wälder einzudringen.

Unsere Vorfahren kannten Tempel nicht noch Priesterschaft. Hoch in Walhall thronten ihnen die Asen, und draußen in der Natur, im Waldesrauschen, im heiligen Hain spürte man sie, wußte man sie, fühlte ihren Atem.

Da war Donar, der Menschennächste, der immer riet und immer zugriff, der Gewaltige mit dem Kinderherzen, der rastlos Tätige, der Selbstlose, in dem sich allbewältigende Wucht mit allvertrauender Gutmütigkeit paarte, der Tatenfrohe, voll von Trotz und Zuversicht, der immer einen Ausweg weiß und die Gefahr nicht kennt, der über Sippe und Geschlechterfolge wachte, der über Feld und Hain den Segen sprach, dessen Hammerschlag die Ehe weihte und das Haus und das Grab auf Flur und Walstatt, Donar, der Treue, Kraft und Güte zu germanisch-nordischer Einheit verschmolz.

Und über ihm Wodan, Allvater, der gleicherweise Sieg und Taumel spendet, der kein Begnügen kennt und kein Bescheiden, der ruhlos wandert und nach geheimnisvoller Weisheit Kunde forscht, und mit ihm geht ein unstillbares Sehnen, der grübelnde Ase, der in die ewig dunklen Rätselrunen des unbekannten Schicksals sich versenkt, der wie ein schlichter Wanderer durch die Lande schreitet, zu sehen und zu spähen unerkannt und zubegreifen und zu wissen. Der Hugin, den Gedanken, sendet und Munin, die Erinnerung, die beiden Raben, auf daß auch sie den Schleier lüften helfen, der über allem Irdischen sich

breitet. Wodan, der Freude hat am Kampf, wenn er einherjagt auf Sleipnirs Rücken, den Goldhelm mit den Adlerschwingen auf dem langgelockten Haupt, Draupnir, den lichten Zauberring am Finger, und ihn umweht der blaue Überwurf des wolken schweren Mantels, in dessen weiten Falten das Geheimnis hockt. Er lehrte die Germanen lachend sterben. Sie drängten wie zum Fest in Kampf und Tod. Denn einem jeden, der im Kampf gefallen, winkt Walhall. Doch ob er auch, dahinjagt brausend im Sturm, ob er dem Dichter höchste Weisheit spendet, dem Kämpfer Kraft und trunkenes Verzücken dem Schaffenden, wohin er kommt und was er auch beginnt, in ihm ist stets ein Suchen, des Daseins letzten Rätselsinn zu lösen.

Und Ägir neben ihm, der Herr des Meeres, der die Schiffe geleitet, der, Donar ähnlich, harmlos ist und freundlich und keine Tücke und Verstellung, kennt. Sein Weib dagegen, die düstere Ran, umbrandet den Bug, türmt See auf See und vernichtet herzlos, was sich hinaus auf die Wogen gewagt. Neun Töchter gebär sie dem edlen Vater. Das sind die Seen, die gegen das Schiff anrennen oder auf den weißen Sand, sechs nach dem friedlichen Vater geartet, die dritte aber, die sechste und die neunte, die gleichen der Mutter, der grausigen Ran. Die dritte und sechste stärker als alle anderen, die neunte aber die Schwestern an Kraft und Gewalt weit überragend und darum am meisten vom Seemann gefürchtet. Drum schnitzte man früh Sturmrunen hinein in Ruder und Bug, daß das Fahrzeug sicher den Weg zurück zum heimischen Strande fände.

Auch Wodan selbst ist als Gott des Sturms mit der See vertraut. Aus dem Haargelock der Gemahlin Frigg, die in den Meersalen wohnt, strahlt der Nordstern seinen stillen Glanz in die kühnen Boote und weist den Seemann zurecht in der Nacht. Als später das Christentum kam, da hat es Frigge zu Maria gewandelt und gab ihr den Namen Stella maris.

Der schönste jedoch der germanischen Götter war Baldur, Wodans Sohn, der Gott des Lichtes und der Gott des Rechts, geboren aus der Sehnsucht, nach der Sonne, die gar so karg sich durch die Nebel und durch das Blätterdach der deutschen Heimat findet, jung, auf schimmerndem Roß, rein wie der lichte Tag, der ihn gezeugt, und sterbend mit dem Licht, aus dem er kam. Und als er dahinsank in blondem Gelock, da nahten die Götter und hoben ihn auf und legten ihn sanft auf ein brennendes Schiff und stießen's hinaus in die Wogen. Und die Töchter der Ran geleiteten klagend mit lautem Leid das lodernde Schiff in die Tiefe.

Aber sie alle nicht, Allvater nicht, noch Donar oder Baldur sind allmächtig. Geheimnisvoll nach ewigem Gesetz webt am heiligen Brunnen die Norne Urd das Schicksal auch für sie.

Die Götter der Germanen waren wie sie selbst, nur ins Gewaltige gehoben. In Kraft und Größe walteten sie in Walhall. Auch sie sind wie der Mensch nicht ohne Schuld. So unbestechlich ist das Rechtsgefühl des Volks, das diese Götter träumte, daß es die Strafe fordert auch für sie, daß es nach Sühne heischt für jegliches Verschulden. So kommt mit der Götterdämmerung die große Lohe schließlich, die alles zerstört, die alles reinigt und die alles läutert. Und so entsteht am Ende aller Tage die neue, die gereinigt freie Welt.

Der Mensch zwar, der in den Alltag Gebannte, konnte den Göttern nicht gleich werden. Nun aber wuchsen aus des Volkes Sehnsucht seine Helden. Da saß Siegmund, Welsungs Sohn, in der Halle. Und wenn er sprach, dann hoben die Mannen die Hände und lauter Beifall wurde jedem Wort. Und wenn er winkte, standen sie geschart um den erwählten König, des Schwert schärfer schlug als je eines im ganzen Volk. Und der Stein, der sich am fernsten in die Erde grub, das war des Königs Stein.

Als Siegmund alt geworden war in Kampf und Weisheit, da riefen die Walküren ihn ab, daß er mit ihnen käme nach Walhall, zu sitzen, wo die Väter saßen und all die Helden des Geschlechts, daß er berichte und sage von stolzer Tat und von reinem Schild. Nicht aber fanden die Walküren, ihn, wie er im Strohtod das Leben aushauchte, sondern mitten in der Schlacht erschauten sie des Königs weißes Haar und hoben ihn auf ihre Schilde und trugen ihn hinauf in Wodans ragende Hallen.

Als Siegfried, Siegmunds Sohn, herangewachsen war und manches. Helden Arm seines Schwertes Schärfe und seiner Muskeln Stahl hatte fühlen müssen, da setzte er sich auf seines Vaters Sitz und sprach Recht und führte die Mannen im Kampf. Und war niemand weiser im Rat als er. Feinde kamen. Aber

Siegfrieds Arm brach ihrer aller Schild. Könige kamen. Und war doch niemand edler als Siegfried, wenn er hoch zu Roß auf Granis, des Hengstes Rücken saß. Drachen standen auf und allerhand Unholde im Medor. Alle aber schlug Gram, Siegfrieds Schwert. Freunde kamen und voten Treue. Aber am ganzen Rhein nicht, wo er niedersteigt von den Bergen, die seinen Quell umfrieden, oder weit unten, wo er seine Wasser mischt mit dem ewigen Meer, am ganzen Rhein nicht und nicht in Burgund, noch in Italien oder an Etzels Hof hielt einer besser und schlichtert Treue und Manneswort als Siegfried, Siegmunds Sohn. Und war stark im Kampf und edel im Vergeben und war rein und wahr, wie der Quell, wenn er aus dem Fels bricht, und war groß und treu und hatte den tiefen Glauben — und starb daran.

Das waren ihre Götter und das ihre Helden, der deutschen Stämme, die um den Rhein wohnten und in den Wäldern der Sachsen bis hinauf andas Nordmeer. Und das war ihr Glaube, daß man sich bewähren müsse, im Kampf, aber daß man rein den Schild halte und unbefleckt von Lüge. und Verrat. Denn nur denen öffnet sich Walhall, die Männer gewesen in ihrem Volk, die die Treue gehalten durch jeden Sturm des Lebens, die Treue dem Weibe und dem Freunde die Treue.

Die Welt des Germanen war der Kampf, der Kampf mit dem Ur und dem Bären, der Kampf mit dem Feinde, der Kampf mit dem Sturm, dem Meer, dem Moor, dem Sumpf, dem Eis. In jeder Lage die Kräfte des Körpers zu nutzen und zu meistern, jedes Widerstandes Herr zu werden, immer Sieger zu sein, das war das Ziel, das schon dem Knaben vor Augenstand, dem in Walhall der herrliche Lohn winkte.

Die Germanen durchquerten im Winter den Fluß in voller Rüstung. Sie schwammen hinaus weit in das offene Meer. Müdigkeit war ihnen fremd. Kein Wasser war ihnen zu breit, keine Strömung zu reißend. Sie fühlten. sich auf der See gleich sicher wie auf dem festen Boden der Wälder oder dem Sumpf der Moore. Der Körper war ihnen nicht heilig. Aber wichtigwar er ihnen wie die Axt, die ihr Gefährte war in Kampf und Jagd, oder die das Schwerz, ihr steter Begleiter, Ihr Körper war das stärlste und wertvollste, das sie besaßen. Leben, Nahrung und Herrschaft dankten sie der Kraft ihrer Arme. Wer seinen Körper nicht auf jede Weise stählte, kräftigte, geschmeidig und ausdauernd machte, war kein Mann, wurde verachtet, hatte keinen Platz in dieser nordischen Welt der Kraft. War bei den Griechen Apoll der Gott der Schönheit und Ausgeglichenheit, in Baldur paarte Reinheit sich mit wagem Einsatz.

In der Gewandtheit übertraf die Germanen keiner, wenn sie beim Rudern in voller Fahrt außenbords über die Riemen liefen, wenn sie die Krone der Eiche erstiegen oder im Eis- und Schneeschuhlauf mit den Elchen um die Wette dahinjagten wie der Nordwind. Sie waren vorzügliche Reiter. Aber das Pferd war nicht schneller als sie selbst. In einer Linie stürmten Reiter und Fußvolk vor in den Kampf.

Im Steinwurf waren sie Meister. In hohem Bogen schleuderten sie ihn und sprangen hinterher und fingen ihn auf in der Luft. Sie warfen den. Ger, der nie das Ziel fehlen durfte. Denn von frühester Jugend an waren, Auge und Arm gewöhnt, zusammenzuarbeiten. Sie rangen mit dem Bären, der in ihren Wäldern wohnte. Sie spürten den Auerochsen auf, ihn zu erlegen. Wolf und Wildschwein zwangen sie mit der Kraft ihrer Arme. Denn den Tod fürchteten sie nicht, der ihnen im Kampf begegnete und der sie hinüberleitete in die hochgemute Götterwelt von Walhall.

Wie sie den Kampf als Spiel empfanden, so war der Jugend liebstes, Spiel der Schwerttanz. Mit Schwertern in den Händen und sie wie zum Kampf zückend tanzten die Jünglinge nackt um- und gegeneinander und wurden stolz und froh im Meistern ihrer Leiber. Kein Gewinn winkte ihnen, kein Lorbeer oder Eichenkranz. Aber der Beifall der Alteren und die Wonne, die Kraft des Körpers zu voller Entfaltung gebracht zu haben, war ihnen mehr als Lohn.

Der Leib war dem Germanen nie Problem. In reiner Natürlichkeit wuchsen noch in des Tacitus Zeit Knabe und Mädchen nackt nebeneinander auf zu der Kraftfülle und Gesundheit, die der Römer an ihnen bewunderte. Und rein wie ihre Jugend blieb rein und heilig ihre Ehe.

Der Germane der Vorzeit ging teils bartlos, teils mit kurzgeschorenem Vollbart. Sehr fein gearbeitete Rasiermesser und Haarzangen finden sich in Fülle in den Gräbern der Bronzezeit. Das Haar trug er lang.

Nur der Franke der späteren Zeit schor es, sich hierin dem Römer anpassend. Niemand aber versäumte das morgendliche Bad.

Auch das Weib pflegte und stahlte schon früh den Körper. Wie sie die Hüterin des Hauses und der heiligen Herdflamme war, so wurde sie dem Mann zur Kampfgefährtin, so hielt sie, mutig sich in das blutige Ringen werfend, die wankenden Reihen der Männer, so stand sie auf der Wagenburg, mit stolzer Stirn dem Schicksal trotzend, und wehrte bis zum letzten Atemzug dem Feinde. Der schmale Bronzedolch, den die Falten ihres Gewandes bargen, war ihr mehr als Schmuck und Spielwerk. Denn Freiheit galt ihr höher als das Leben.

Aus eines solchen Weibes Schoß allein erwachsen Helden, und eine Mutter nur, die selber stark und heldisch war, konnte Männer erziehen. Zwanglos und ungebunden wuchs die germanische Jugend in der Mutter Obhut auf. Die Ehrfurcht war den Knaben heiliges Gesetz und rein und heilig waren ihnen Sippe, Stamm und Haus. Im frohen Kampfspiel maßen sie die Kräfte, wie sie's der Vater lehrte und wie der Mutter starkes, Beispiel schon von frühester Kindheit sie gewiesen.

Von allen Völkergruppen der Indogermanen haben die Germanen am längsten in ihrer nordischen Heimat gesessen, wo hart sich Licht und Dunkel stoßen, wo oft der Sommer schroff dem Winter folgt. So war die Sehnsucht nach Einheit, nach Überbrückung der Gegensätze bei ihnen stärker als bei denen, die in der freundlicheren Ausgeglichenheit des Mittelmeers ihre Wohnsitze aufgeschlagen. Wo ein Verbrechen dieser Einheit stattgefunden, da soll dies Verbrechen gefühnt, soll die Einheit wieder hergestellt werden. Deshalb ist Recht für den Germanen die Kraft zur Einheit zusammenzuwachsen, den Ausgleich zu erzwingen, zur Lösung, und sei es durch Kampf, zu kommen.

Der germanische Gott des Rechts ist Wodan selbst, der Göttervater, der die Könige Recht lehrt, der wie der Sturm dahinfährt und alles Morsche bricht. Also ist Recht in germanischer Auffassung ewiges Ringen Skirnirs, des Freiwerbers der Sonne, um die im Zauberschlaf des Winters von den Reifriesen in Haft gehaltene Erde, kein träges Ruhen Fafnirs über seinem Schatz, vielmehr ein ewiges Die-Spreu-vom-Weizen-scheiden, daß jene verdorre, dieser aber immer geläuterter, wertiger, reiner werde.

Wie die germanische Gerichtsstätte Mahlstatt heißt, auf daß sich hier wieder vermähle, was sich entzweit, so bedeutet Verbrechen, etwas, das ganz war, zerbrochen zu haben. Und Schuld ist immer nur, den Bruch nicht heilen, wollen, den ein Verbrechen hat aufklaffen lassen. Auch in die germanischer Götterwelt war solch ein Bruch gekommen. Wodan und die Asen waren schuldig geworden, weil sie es zu der letzten großen Einheit mit dem Geschlecht der Riesen nicht gebracht. Sich aber letzter Einheit widersetzen, ist Rechtsbruch, der nach Sühne ruft. In seinen Göttern hatte der germanische Mensch sich selbst versinnbildlicht. Sie waren seiner Wünsche höchstes Ziel, sie seiner Kraft und Sehnsucht schönster Ausdruck. Und doch hat der Germane sie geopfert und hat damit sich selbst geopfert, um so zu letzter Einheit, vorzudringen. Kein Volk hat je aus sittlichem Rechtsempfinden herausGewaltigeres Dichtung werden lassen als der Germane die Götterdämmerung. Weil seine Götter nicht den Weg zu letztem Rechte finden, den Ausgleich nicht, weil sie den Bruch, der durch das ganze Sein geht, trotz ihrer Schöpferkraft nicht heilen können, Baldur und Loki nicht versöhnen, weil sie die Gier nach Gold zur Erde zog, so daß sie untreu wurden ihrer Sendung, deshalb wird Beilzeit, Wolfzeit, wird ein Morden, dem alles Lebende, zum Opfer fällt. Die Götter alle fallen und Fenriswolf und Midgardschlange. Erde und Himmel geht in Feuer auf. Auf daß die alles reinigende Lohe die Schlacken schmilzt, Gebirg und Kluft verbrennt und Pol und Gegenpol zu höchster Einheit für alle Ewigkeit zusammenschweißt.

Am stärksten zeigt sich dieses Sehnen in der Kunst. Denn Kunst ist nächst dem Glauben immer der tiefste Wesensausdruck eines Volks. Ihr gibt sich, jedes Volk verschieden. Und jedes Volk faßt sie verschieden. Ihre ältesten, Spuren hinterließ die Kunst der um das Mittelmeer gelagerten Kulturwelt, in Ägypten. Dort war das Geheimnis zu Hause. Da saß die Sphinx. Dastand das verschleierte Bild von Sais. Die Gottheit war verborgen im Dunkel des Fels, der Pyramide, des Tempels. Unsichtbar saß sie, fern dem hellen Tag. Sie ließ sich ahnen. Sie zeigte sich dem Menschen nicht. Als die Kunst über Kreta nach Griechenland kam, da wandelte sie sich entsprechend dem Lebensgefühl des anderen Volkes. Da löste Odipus das

Rätsel der Sphinx. Und diese stürzte sich hinab vom Fels. Mit ihr sank das Geheimnis in Staub und Asche. Jetzt tritt die Gottheit klar hervor. Sie weiß nichts von Verborgenheit, die sie in fremd geheimnisvolles Dunkel hüllt. Der Grieche wurzelt ganz im Diesseits. Auch seine Götter meißelt, er frei und groß und sichtbar aus dem Marmor. Und seine Tempel baut ernennt als Raum. Er hebt die gleichsam im Giebel fortlebende Pyramide, durch Säulen hoch, damit die Gottheit vor aller Augen tritt.

Dem Griechen, der das Leben liebte und die Becher des Lebens, war die Kunst der sinnfällige Ausdruck des schönheitstrunkenen Daseins. Er wollte weder Halbdunkel noch Unbegrenztheit. Er wurzelte im sonnenklaren Hellas. In der Begrenzung fand er seine Größe. So schuf er die freie Plastik, die frei von Raum und Zeit durch Ebenmaß und Schlichtheit und Zusammenklang sich zu vollendeter Schönheit hebt.

Das klassische Denken des Hellenen suchte in seiner Kunst die Wirklichkeit bis zur Vollendung zu gestalten. Die gemäßigte Zone, die seine Heimat war, ließ ihn Maß halten. Die milde Ausgeglichenheit des Klimas um das Mittelmeer machte auch ihn zu einem Menschen, der ausgeglichen und daseinsfroh, dem Augenblick lebte, weil dieser Augenblick des Lebens wert war.

Ganz anders sah der nordische Germane aus Sumpf und Moor und Nebel seiner Heimat die Welt und die sie lenkten. Er fand die Erde ringsauf Kampf gestellt, in dem für Harmonie nur wenig Raum war. Ein ewig Ungenügen drängt ihn fort von einer Stufe stets zu neuer Stufe. Und alle Entbehrungen, die jeder neue Tag ihn zu tragen, und die Gefahren, denen zu trotzen er ihn zwang, ließen in ihm eine unendliche Sehnsucht lebendige werden, Sehnsucht nach der Sonne, Sehnsucht aber auch nach Wissen über Zweck und Sinn und nach Enträtselung des Daseins.

Geheimnisvoll wie schon sein Leben ist im Schatten seiner sturmdurchrauschten Eichen und in der Ungewißheit seiner Moore, so flicht er Form, in Formen ineinander in seiner Kunst, von Leidenschaften aufgewühlt, wirkende Kraft, gewachsen, nicht gefügt, die Ornamente drängend, die Figuren nie einzeln wie in Hellas oder Rom, unfäßbar stets in einen lebensvollen Zusammenhang hineingestellt und aus der Umwelt Zauber nicht zu lösen. Er legt in jede Erscheinungsform Inhalt hinein und Nachdenken in jeden Schmuck.

Dem Menschen des Sonnenaufgangs erging es ähnlich wie dem nordischen. Auch er hatte zu leiden unter der Unbill der Heimat, unter der versengenden Glut, unter endlosem Regen. Nur trug alles, was ihm den Tag zur Qual machte, das umgekehrte Vorzeichen. So kam es, daß gleiche Sehnsucht in ihm wuchs wie in dem Germanen des Nordens. Nur weil der heiße Druck des Tages zu schwer auf ihm lastete und ihm das Mark müde machte, und die Flügel sengte, kam er dazu, mit Buddha die Welt als sinnlich vorgetäuschten Zauber zu verneinen und im Nirwana, im Verwehen allen Wahns, des Rätsels Lösung zu erblicken.

Dem nordischen Menschen hingegen straffte der Kampf um jeden neuen Tag die Kraft. Er trotzte sich durch Not und Nebel in harter Arbeit durch zum Herren seiner kargen Heimat. Dies stete Ringen und Siegerwerden. baute ihm seine hochgemute Götterwelt. Es führen keine Brücken von Walhall in das Nirwana der Welt am Ganges. Die gleiche Sehnsucht abschuf ähnliche Kunstformen. Sie beide, der Germane und der Orientale, wirkten und verwoben die Rätsel des Seins in ihre Zeichnungen auf Schmuck und Matte, auf Schild und Speer. Und wenn das Denken und Fühlen auch andere Wege ging im herben Norden wie im heißen Süden, in der Kunst reichen sie sich die Hände hinüber und hinweg über das diesseitsfreudige, schönheitstrunkene Mittelmeer.

Kunst ist Entladung, ist, den Überschwang des Lebens im Hochgefühl der Daseinslust verschwenden, beseligt und beseligend vom Leid erlöst Entlastung finden und schönheitstrunken diesen Jubel mit Meißel, Feder oder Ton gestalten. Die älteste Kunst und zugleich die jüngste, die einfachste und zugleich die dem Himmel nächste ist die Musik, ist die Kunst, die ihre Werke aus dem Vergänglichsten, was es gibt, aus dem flüchtigen Ton formt, aus, dem Ton, der nie den Augenblick überlebt, der ihn erzeugt, der wird und stirbt in derselben kurzen Zeitspanne, in der er an unser Ohr schlägt und der doch in diesem kurzen Augenblicksdasein eine Gewalt hat über den Höchststehenden und über den, der nie einen Gedanken gedacht, wie kaum je die größte Schöpfung einer anderen Kunst. Musik ist die Sprache der

Seele, die uns erschüttern, wandeln, bessern kann, die in beseligendem Selbstvergessen des Daseins Schranken schwinden läßt. Denn wo die Worte schweigen, wo sie schweigen müssen, weil ihre Kraft versagt, da spricht der Ton, der schwebende, unfäßbar wie die Wolken, und schnellwiesie in nichts zerrinnend.

Weil die Musik der Seele Ausdruck ist, deckt sie zutiefst das Wesen eines Volkes und seine innere Geartung auf. Nach einer alten jüdischen Sage, hatte Jubal, ein Mensch, die Musik erdacht. Bei der Geburt der griechischen Musik standen Götter und Helden Pate. Der Vater der germanischen Musikist Wodan selbst, der oberste der Götter, dessen Auge als tönende Sonne blitzt. Das andere Auge gab er hin an Mimir, das nun als Mond am Himmel strahlt, bis Heimdal selbst am Ende aller Tage mit der Mondsichel, dem Gjellahorn, blasen wird und künden die große Götterdämmerung.

Der Wildbach ist's bei den Germanen und der rauschende Wald, das Zirpen im Gras und des Meeres schäumende Brandung, das ihre Musikbestimmt, nicht des Pythagoras klug errechnete Formel. Sie grüßten mit Posaunenklang die Sonne, wenn sie sich aus dem Saum der Heide hob, mit den altgermanischen Luren. Sie grüßten das neue Jahr mit Gesang und Tanz. Musik erscholl im Frühling, daß die Ernte ihren Segen gäbe, Musik, wenn Nerthus, die Göttin der Fruchtbarkeit, auf ihrem von Kühen gezogenen Wagen vorüberzog. Mit Laub bekränzte Jugendtänzte zur Sonnenwendfeier auf den Feldern. Und im Herbst zum Erntefest erscholl Musik und Lied.

Daneben rief das Horn zu Krieg und Jagd. Wie das Schwert fehlte es an keinem Wehrgehäng eines Mannes. Bei Waffentanz und Schwerter schlagen sang die germanische Jugend ihr altgeheiligt Lied. Und vor der Schlacht erscholl ein Schildgesang, langsam anschwellend, bis er zu Donnerrollen sich erhob und wie ein Schrecken in die Feinde fuhr.

Aber auch bei festlichem Mahl in der Methalle begleitete eine Harfe Scherz und Lied. Gesang war an der Wiege und der Bahre. Die junge Frau begleitete Gesang ins Haus des Gatten. Gesang war um den Zauberspruch, und um die Worte auf Wodan und die Helden in Walhall. Das Lied der Harfe war Erkennungszeichen. Es löste Zauber. Es stillte Kummer. Und wie das Weib am Webstuhl ihr summend Lied ertönen ließ, so scholl, wenn sie die Eichen fällten, im Wald der Männer kräftiger Gesang.

Die Germanen haben von ihres eigenen Volkes Vorzeit nichts aufgezeichnet. Zu lebendig war ihnen alles, was an Erleben hinter ihnen lag, zu lebendig die Abstammung, die Ahnen und die kampffreie Vergangenheit. Sie hatten Runen zwar. Doch die Runen deckt noch Dunkel. Die Eingeweihten mögen sich vermittelt ihrer verständigt haben. Doch ob die Runen ausgereicht, der Stämme Kampf und Leben festzuhalten, wir wissen es nicht. Ein Volk der Tat waren die Germanen zu jung, um Gedanken zu buchen und damit die Gedanken starr werden zu lassen.

Sie schichteten Steine in Richtungen, die heute noch erkennen lassen, daß ihnen schon im zweiten Jahrtausend v. C. der Lauf der Gestirne nich unbekannt war. Und immer mehr Zeichen, über die die Antikenbegeisterung, der Ichzeit hinweg sah, beweisen, daß sie keine Wilden waren, die nur auf Bärenhäuten lagen und sich mit Met die Sinne trunken machten. Zu diesen Zeichen zählen auch die gewaltigen Luren der Germanen aus der Bronzezeit des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, die der dem Humanismus, hörige deutsche Mensch des 19. Jahrhunderts als eingeschleppte römischer Buccinen deutete. Doch was sich in den Wäldern des Nordens abgespielt, ehe die Römer in die Geheimnisse der Moore brachen, blieb lange unbekannt, weil das nordische Klima mit seiner Kälte, seinem Regen und seinem Frost allzusehr alle Holzbauten tilgt, selbst die Steine abwäscht, und abbröckelt und alle Zeichen verwischt, die der mildere Sand des Südens durch die Jahrtausende deckt und bewahrt. Erst ganz allmählich haben zahllose Gräber die Aufzeichnungen ergänzt und berichtigt, die Römer und Griechen von dem blonden Nordvolk gemacht.

Schon früh schieden die deutschen Meere die Germanen in Nordgermanen und Südgermanen. Die *Nordgermanen* waren in Skandinavien, in Island, auf den Färöer und den dänischen Inseln zu Hause.

Norwegen ist das Land der schroffen Übergänge, wo hohe Felsen neben tiefsten Fjorden stehen, wo eine ungebändigte Natur dem Menschen zum Bewußtsein bringt, daß er nicht die Hauptsache in der Schöpfung ist, das Land ohne Nachtigallen, das Land ohne Alter, das Land der Birken, der tobenden Wunder, das Land, in dem schwere Wolken über gähnenden Schneeerachen stehen. Und so sind seine Menschen wortkarg und eigenwillig, rauh und gedankenschwer.

Der geselligere *Schwede* stand durch Jahrhunderte im Kampf mit dem finnischen Nomadenvolk der kurzschädelligen Lappen, die er allmählich immer weiter nach dem Nordosten drängte. Den Bechern des Lebens geneigter als sein verschlossener westlicher Nachbar, arm, aber tatkräftig, voll, Mut und Begabung steht der Schwede von den drei skandinavischen Stämmen dem Südgermanen am nächsten. Drängte die Zerklüftetheit der Küsten und der felsigen Erde nordische Kargheit den Norweger auf das Meer, dessen beispielloser Fischreichtum ihm von je die Nahrung gab, die ihm das Land versagte, so machte der wenn auch nicht reiche Boden des schwedischen Flachlandes seine Bewohner zu Ackerbauern und Jägern. Daneben: öffneten in späterer Zeit die Berge ihre erzenen Schatzkammern.

Der *Däne*, in dem meerumspülten, buchtenreichen Jütland und auf zahllosen Inseln wohnend, ist wie der Norweger zum Seemann geboren, und daneben doch, dank der Fruchtbarkeit seines Bodens, durch alle Jahrhunderte vorwiegend Bauer geblieben. Von Gestalt kleiner als seine nördlichen Nachbarn, ist er auch stärker als diese fremder Blutmischung erlegen. Dem Verändern geneigter als dem Bewahren, verkörperte er von den Nordgermanen am wenigsten urgermanische Art.

Die ursprüngliche Heimat der *Südgermanen* ist das Land zwischen Weichsel und Weser gewesen. Ihre östlichen Nachbarn waren die Slawen, ihre südlichen und westlichen die Kelten. Seeleute seit Jahrtausenden, ist ihnen stets die Sehnsucht wachgeblieben nach märchenhafter Ferne, der Wandertrieb, die Wucht ins Weite, der Drang, der Träume lichten Zauber, zu erfüllen. Das Übersäumen ihrer Kampfeslust, Sturmfluten, die die Acker überspülten und Nahrungssorgen aller Art, wenn sich die Sippen, mehrten, all das zwang sie schon früh zu wandern. Bereits im 8. Jahrhundert v. C. überschritten sie Weser und Weichsel, langsam die Slawen nach dem Osten, die Kelten nach dem Südwesten drängend. Das feste Gefüge des Römerreichs hinderte die Germanen lange Zeit an weiterer Ausdehnung. So ballte sich hier eine Kraft zusammen, die in dem Maße wuchs in dem die Macht des Römerreichs erschlaffte. Zu Beginn der Allzeit um das Jahr 400 n. C. sind alle Grenzwälle gesprengt. Überall fluten Germanen in das untergehende Imperium Romanum.

In früher Vorzeit waren die Germanen in Sippenverbänden zu Stämmen geeinigt. Landnot zwang zu Wanderung, Wanderung zu Kampf, Kampf zu Zusammenschluß. So bildeten sich nach und nach größere Einheiten. Vornehmlich die *Ostgermanen* waren es, die in das römische Reich einbrachen und hier unter südlicher Sonne ihre nordischen Reiche errichteten. Glanzvoll und doch früh verfallend erlagen sie den Dämonien fremder Erde. Von den Westgermanen verließen als erste die Kimbern, und Teutonen ihre jütische Heimat. Doch brach ihr Ansturm an den Grenzen Italiens unter dem Schwert des Marius zusammen. Teile der Angeln, Sachsen und Jüten fuhren über das Meer nach England. Teile der Sweben gründeten in Spanien ein großes germanisches Reich. Die Franken schoben ihre Herrschaft bis an die Pyrenäen vor. Im wesentlichen aber sind die Westgermanen die Vorfahren der späteren Deutschen.

Am frühesten von allen ostgermanischen Stämmen sind die *Bastarnen* in die Geschichte des Abendlandes eingetreten. Um 200 v. C. von den Karpathen bis zum Schwarzen Meer vordringend, werden sie bald als Atmonen, Sidonen oder Peucinen, bald auch als Galater bezeichnet. Unter König Mithridates von Pontus zeichnen sie sich durch besondere Tapferkeit aus. Unter Augustus haben sie ihre Wohnsitze an der unteren Donau und wurden hier mehrmals geschlagen, wobei ihr König Deldo fiel. Doch, sagt Augustus selbst im Monumentum Ancyranum, daß die Fürsten der Bastarnen seine Freundschaft nachgesucht haben. Damit gliedert er sie in die Reihe der erwähnenswerten Völker ein. Noch verschiedentlich bedrohten sie die römische Nordostgrenze, bis sie um 300 n. C. bei den Thrakern angesiedelt, sich mit diesen vermischen.

Gleichfalls um 200 v. C. verlassen die Skiren ihre Sitze an der unteren Weichsel und begeben sich nach dem Schwarzen Meer. Im 3. Jahrhundert n. C. gerieten sie in Galizien unter die Herrschaft der Hunnen. In dieser Knechtschaft sah sie die anbrechende Allzeit.

Die längste Wanderung von allen ostgermanischen Stämmen machten die Wandalen. Den Römern als Lugier bekannt, gliederten sie sich in zahllose Volkschaften. Ursprünglich an Oder und Weichsel sitzend, haben manche dieser Stämme schon früh die Heimat verlassen und wurden zum Teil in den großen Markomannenkrieg zur Zeit Mark Aurels mit hineingerissen. Etwa zur gleichen Zeit ließen sich die Asdingen unter ihren Königen Raus und Raptus an der oberen Theiß nieder, um bald darauf im Römischen Reich aufzugehen. Die Wandalen selbst brachen etwa um 250 n. C. vom Riesengebirge nach dem mittleren Main auf. In fortgesetztem Kampf mit den Goten, mit denen sie um Siedlungsplätze rangen, wurden die Wandalen etwa 350 n. C. von den Goten so entscheidend geschlagen, daß sie für ein halbes Jahrhundert aus der Geschichte verschwinden. Erst um 400 erscheinen sie wieder an der Theiß, um nun zusammen mit anderen Stämmen ihre Wanderung fortzusetzen, diesmal unmittelbar hinein in das Römerreich.

Die *Goten* waren einst in früher Zeit unter König Berig mit den Gepiden auf Schiffen aus Skandinavien an der Küste Hinterpommerns gelandet und hier auf die Wandalen gestoßen. Etwa 150 n. C. wanderten sie von hier nach Südosten und gerieten gleichfalls in den Markomannenkrieg, hinein. Um 240 sind sie an der Donau und am Schwarzen Meer. Man wies ihnen Sitze an und zahlte ihnen Gelder. Kaum aber fühlte Rom sich stark, genug, als es die Zahlungen einstellte. Sofort drangen die Goten in die Balkanhalbinsel ein. Bei Abrittus, östlich Silistria, verlor Kaiser Decius Thron und Leben. Dann besetzten sie Dazien und schufen sich allmählich eine Flotte. Zusammen mit den Herulern waren sie bald Herren des Ägäischen Meeres. Aber der große Südzug, den sie im Jahre 269 mit Herulern, Bastarnen, Gepiden und Karpen gegen das römische Reich unternahmen, scheiterte und endete bei Naissus, dem heutigen Nisch, mit ihrer fast völligen Vernichtung durch den Kaiser Claudius II Gothicus. Das römische Reich hatte seitdem über ein halb Jahrhundert lang Ruhe vor den Goten, indes diese selbst sich mit germanischen Nachbarstämmen herumschlügen. Aus diesen Kämpfen scheint die Trennung des Gesamtvolks in Westgoten und Ostgoten hervorgegangen zu sein.

Unter Konstantin dem Großen wurden die *Westgoten* oder Terwingen 332 Bundesgenossen der Römer mit der Verpflichtung, die Grenzen zu schützen und den Kaiser in seinen Kriegen zu unterstützen, wofür sie Jahresgelder erhielten. Wenig später trat ein Teil des Volks infolge der Missionstätigkeit des Bischofs Wulfila zum arianischen Christentum über.

Wenn auch die Westgoten ihren Bündnispflichten gegen den Kaiser von Byzanz getreulich nachkamen, so witterten sie doch in ihm den Gegner, der nur auf die Gelegenheit wartete, diesen nordischen Bundesgenossen zu vernichten oder in bedingungslose Abhängigkeit zu bringen. So konnte auch der neue Glaube, weil er der Glaube von Byzanz war, sich nur langsam durchsetzen. Als Kaiser Valens, selbst arianischer Christ, im Jahre 369 das Bündnis löste und die Zahlungen einstellte, da verband sich bei den Goten der Haß gegen den Erbfeind mit dem Haß gegen den Glauben des Erbfeinds. In dem Fürsten Athanarich erstand dem Kaiser ein unversöhnlicher Gegner, den Westgoten ein entschlossener Führer. Aber der Süden war klug. Geschickt benutzte Valens die Glaubensspaltung unter den Goten, um den christlichen Teil des Volks auf seine Seite zu ziehen. Zugleich ließ er die Verleumdung aussprengen, Athanarich strebe nach der Königskrone. Auf diese Weise gewann er den gotischen Edeling Fritigern für die arianische Sache, hinter der er dem gutgläubigen Germanen verschlagen die byzantinische Sache verbarg.

Aber der Ansturm der Hunnen im Jahre 375 einigte das Volk und zwang es zugleich nach dem Süden auszuweichen und Aufnahme im römischen Reich zu erbitten. Valens gewährte Siedlungsland. Doch die Habgier der römischen Beamten trieb sie bald zur Empörung. Die byzantinische Hinterlist öffnete ihnen die Augen und band den heidnischen und arianischen Teil des Volks zu unlöslicher Bruderschaft. Als

Kaiser Valens den Westgoten am 9. August 378 bei Adrianopel entgegentrat, da wurde er von Fritigern vernichtend geschlagen. Der Kaiser fiel. Griechenland war in der Hand der Sieger.

Abermals jedoch siegte die Klugheit des Südens über des Nordens ungebändigte Kraft. Der neue Kaiser Theodosius, der Ost- und Westrom wieder unter seinem Zepter einte, beschwichtigte, vermittelte, gab Land, Geld, Ehren, empfing, als Athanarich 381 nach Konstantinopel kam, ihn als einen Herrscher mit allem Glanz, den der Orient vor dem mit Krone, und Purpur Geschmückten auszubreiten verstand. Und als Athanarich wenige Tage später starb, da wurde er mit kaiserlichem Pomp zur letzten Ruhe getragen.

Fritigern überlebte Athanarich nur um wenige Jahre. Als auch er gestorben war, da war es Theodosius leicht, die Führerlosen im Zaum zu halten. Aber die Goten hielten die Augen auf. Sie waren nicht umsonst in Griechenland. Sie machten sich mit den Verhältnissen der Mittelmeerkultur vertraut. Sie erkannten, daß ein Volksstaat mit immer neu gewählten Fürsten sie nie an das Ziel ihrer Wünsche bringen würde. Unter den alten Geschlechtern ihrer Edelinges nahmen die Balten den ersten Platz ein. Als Theodosius im Jahre 395 starb und das Reich unter seine beiden Söhne Arkadios und Honorius teilte, da erhoben die Westgoten den Balten Alarich, in dem sich persönliche Tüchtigkeit mit dem Ruhm des alten Hauses verband, zu ihrem König.

Alarich ist eine der großen Heldengestalten germanischer Vorzeit, voll, Kraft, schnellen Entschlusses, unbeugsamen Mutes, immer der erste, ohne Haß und ohne Falschheit. Er drang nicht in die letzten Tiefen römischer Kultur. Aber mit der raschen Aufnahmefähigkeit der Jugend hat er sich in die Ungewohntheit hellenischen Denkens zu finden gewußt. Und blieb doch immer ganz ein deutscher Mensch. Er nahm Makedonien, Thessalien, Athen, Sparta, Korinth, Eleusis. Dann setzte er sich in Illyrien fest. Im Jahre 400 ging er nach Italien.

Während die Westgoten durch ihren Zug nach dem Süden in das helle Licht der Geschichte treten, liegen die Anfänge der *Ostgoten* in sagenhaftem Dunkel. Uralt war bei ihnen das Königtum in dem Geschlecht der Amaler, das sich auf Gaut, den mythischen Stammvater der Goten, zurückführte. Um das Jahr 350 schuf König Ermanarich, der Sohn des Amalers, Achiulf, ein ungeheures Ostgotenreich vom Ural bis zur Ostsee. So glanzvoll war sein Name, daß Cassiodor und Jordanis in ihren Geschichtswerken ihn mit Alexander dem Großen vergleichen. Des großen Alarich hat sich die Heldensage nicht bemächtigt. Sage bedarf des Halbdunkels, rankt nur um Ungewißheit ihre Zauber. Das alles fand sie bei Ermanarich, dem gewaltigen Ostgotenkönig, der ein Vierteljahrhundert über die weiten Steppen Rußlands sein siegreiches Schwert hielt. Bis im Jahr 376 die Hunnen aus Asien in Europa einbrachen. Bis sein Heer dem Ansturm der mongolischen Reiter erlag. Bis der König selbst todwund sich in sein Schwert stürzte, um seines Reiches Schande nicht zu schauen. Was sich von den Ostgoten aus der Niederlage rettete, das unterwarf sich dem Sieger. An der Schwelle der Allzeit leben die Ostgoten unter hunnischer Botmäßigkeit.

Die *Burgunder* sind aus Südschweden über Burgunderholm, dem heutigen Bornholm, nach dem Süden gewandert. Zur Zeit Trajans haben sie an der Warthe gegessen. Wenig später sind sie nach Schlesien und um 250 nach dem Main gezogen. Im Jahre 400 haben sie den Rhein erreicht, und sich zwischen Mainz und Worms festgesetzt. Auch die *Langobarden* saßen einst in Gotland. Dann fuhren sie über das Meer nach der Weichselmündung. Noch vor Christi Geburt zogen sie nach dem Westen zur Unterelbe und waren hier zur Zeit des Tiberius den benachbarten Cheruskern befreundet. Im 4. Jahrhundert zwangen ihnen Überschwemmungen abermals den Wanderstab in die Hand. Sie nahmen ihren Weg nach dem Südosten. Der Anbruch der Allzeit sah sie an der oberen Elbe.

Die frühe Heimat der den Goten nahe verwandten *Gepiden* war Westpreußen. Von hier sind sie um 250 n. C. unter ihrem König Fastida weichselaufwärts gewandert. Nach mancherlei Kämpfen gerieten sie wie die Ostgoten unter die Herrschaft der Hunnen und leben noch heute in den Szeklern weiter, die längst die Sprache der Ungarn angenommen haben.

Die *Rugier* haben bis etwa zur Zeit Konstantins des Großen in Hinterpommern gewohnt. Als sie dann ihre Wohnsitze nach dem Süden verlegten, wurde ihnen dasselbe Schicksal wie den Ostgoten und Gepiden. Wie diese, sah sie das Jahr 400 unter hunnischer Botmäßigkeit.

Am spätesten von Norden über das Meer sind die *Heruler* gekommen. Sie sind zugleich das Volk, das am ungewissesten seine Wege wanderte und trotz seiner Kleinheit am meisten sich zersplitterte. Im 3. Jahrhundert n. C. waren sie von den Dänen aus dem Süden Schwedens verdrängt worden und traten ihre Wanderung nach dem Süden an. Um das Jahr 400 sind sie in zahllose Gruppen aufgespalte. Kampfbereit, wenn es zu kämpfen galt, wanderbereit, wenn es zu wandern galt, aber unfähig, sich auf die Dauer einen eigenen festgefügteten Staat zu gründen, so verloren sie sich schließlich in der Geschichte.

Die drei großen Gruppen der Westgermanen leiten ihren Ursprung von den drei Söhnen des Mannus her: von Ingo, Istwo und Irmin. Mannus war nach Tacitus der Sohn des erdgeborenen Gottes Tuisto.

Von Ingo stammen die *Ingwäonen*, die Völker des anglofriesischen Sprachstamms. Als erste dieser Völkergruppe treten die *Kimbern*, *Teutonen* und *Ambronen* in die Geschichte, um auch als erste aller geschichtlich nachweisbaren germanischen Stämme unterzugehen. Die Heimat der Kimbern war das nördliche Jütland. Plinius bezeichnet das Kap Skagen als Kimbernap. Die Teutonen saßen an der Elbmündung, wo schon Pytheas, der Zeitgenosse des großen Alexander, von ihnen weiß. Die Sitze der Ambronen sind die nordfriesischen Inseln gewesen, wo ihr Name in Amrum, dem einstigen Ambrum, fortlebt.

Eine außergewöhnlich verheerende Sturmflut veranlaßte um das Jahr. 120 v. C. diese drei Völkerstämme elbaufwärts zu wandern und sich eine neue Heimat zu suchen. Durch manche kampflustige Schar unterwegs verstärkt, zogen sie über Böhmen donauabwärts und stießen 113 v. C. in Steiermark bei Noreja auf das erste die Alpenpässe bewachende römische Heer unter Parpirius Carbo, das sie vernichtend schlugen.

Anstatt aber diesen Sieg auszunutzen und in Italien einzurücken, das ihnen zunächst keine neuen Legionen hätte entgegenstellen können, wandten sie sich nach dem Nordwesten, wo sich einzelne ihrer Sippen zwischen Matte und Neckar dauernd niederließen. Die übrigen überschritten den Rhein und bogen jetzt nach dem Süden ab, wo sie die Römer um Zuweisung von Land baten. Nach schroffer Abweisung ihrer Bitte kam es 109 zu einer zweiten Schlacht, in der das Heer des Konsuls Junius Silanus so völlig vernichtet wurde, daß der Ort der Schlacht sich nicht mehr bestimmen läßt. Ebenso erging es drei neuen, sofort aufgestellten römischen Heeren im Jahre 106. Nach der ungewöhnlich schweren Niederlage des Legaten Scaurus wurde bei Arausio zunächst das Heer des Prokonsuls Caepio, dann ebendort das des Konsuls Mallius, vollständig aufgerieben. Die Gefangenen opferte man der Gunst der Götter. Aber die Gunst der Lage wurde abermals nicht genutzt. Wieder blieb das zitternde Italien verschont. Gallien war reich genug. Ungeheure Beute häufte sich auf.

Im Jahre 102 kehrten die Kimbern von einem Feldzug aus Spanien zurück und stießen wieder zu ihren alten Kampfgenossen. Jetzt wurde der Weitermarsch nach dem Süden beschlossen. Ein Teil des Heeres, die Aduatiker, wurde zur Bewachung der Beute zurückgelassen. Dann wandten sich die Teutonen und Ambronen nach Süden, die Kimbern nach der Etsch.

Aber die Zeit ihrer Siege war vorbei, die günstige Stunde vorüber. Es gelang dem großen römischen Feldherrn Marius, bei Aquae Sextiae zuerst die Ambronen, dann die Teutonen, die er in einen Hinterhalt lockte, zu vernichten und ihren König Teutobod gefangen zu nehmen. Ein Jahr später, 101 v. C., fanden die Kimbern unter ihrem König Bajarik gleichfalls durch Marius in Oberitalien bei Vercellae ihr Ende. Noch war Roms Macht zu gewaltig, als daß nordische Kraft es hätte in die Knie zwingen, können.

Die südlichen Nachbarn der Kimbern in Jütland scheinen die Euten gewesen zu sein. In der Geschichte tauchen Scharen von ihnen schon als Bundesgenossen des germanischen Heerführers Ariowist auf, des Führers der Triboker, Nemeter und Wangionen, den die gallischen Sequaner 71 v. C. gegen einen anderen gallischen Stamm zu Hilfe riefen. Cäsar bezeichnet die Euten als Sedusier. Das Hauptvolk jedoch blieb

bis zum 4. Jahrhundert in ihrer jütischen Heimat, der sie den Namen gegeben haben. Erst gegen Ende der Vorzeit verließen sie ihre Sitze. Um 400 stehen sie am Niederrhein.

Südlich der Euten oder Jüten saßen die Warnen. In der Vorzeit haben sie keine Rolle gespielt und wahrscheinlich ihre jütische Heimat nicht verlassen.

Im heutigen Schleswig haben die Angeln gesessen und von hier ihre Herrschaft auch über einen Teil des östlich Jütland gelegenen Inseln ausgedehnt, auf deren einer, wahrscheinlich Seeland, der heilige Hain der Göttin Nerthus lag. Im 4. nachchristlichen Jahrhundert herrscht ihr großer König Offa über ein nach allen Seiten wohlgegartes Reich. Ein kleiner Teil des Volkes hatte sich schon vor Offa nach Thüringen gewandt und hier im Unstrutgebiet eine neue Heimat gefunden. Der Hauptteil aber saß um 400 noch auf der altererbten Scholle.

Zwischen Unterelbe und Unterems wohnten die *Chauken*. Hier schütteten sie an der Küste zum Schutz gegen Überschwemmungen künstliche Wurtten auf, auf denen sie ihre Wohnhäuser errichteten. Nach diesen nannte man sie Wurtensachsen. Zur Zeit des Augustus und Tiberius spielten sie eine bedeutende Rolle. Immer zu den Römern haltend, werden sie von diesen als besonders tapfer gepriesen. Erst seit dem großen Friesenaufstand im Jahre 28 n. C. ergriffen auch sie gegen Rom Partei und plünderten, wie später die Normannen, auf ihren Meerbooten wiederholt die gallische Küste. Um 200 schlossen sie sich mit den Sachsen zu einem Volk zusammen.

Dasjenige deutsche Volk, dem das Kaisertum der Allzeit seine festeste Grundlage dankt, sind die *Sachsen*. Ursprünglich östlich der Elbe in Holstein und Mecklenburg angesessen, waren sie dem römischen Einfluß am fernsten. So hat das Schicksal ihnen am stärksten von allen südgermanischen Stämmen ihre deutsche Eigenart bewahrt. Weder Augustus, noch selbst Tacitus weiß von ihnen, wenn auch die von diesem erwähnten Reudigner wohl zu ihnen gezählt haben mögen. Ungebrochene Urkraft ermöglichte es, dem zähen Volke, als es erst einmal anfang, sein Gebiet über die Elbe auszudehnen, hier schnell Fuß zu fassen und nach und nach immer mehr germanische Stämme mit sich zu verschmelzen.

Dem kurzen einschneidigen Schwert, das sie führten, dem Sax, dankten sie ihren Namen. Sachsen sind also Schwertgenossen. Im 3. Jahrhundert begann ihre Ausbreitung über Elbe, Weser und Ems bis in die Nähe des Rheins und südlich bis zur Eder und zum Zusammenfluß von Werra und Fulda. Hierbei drängten sie die Franken nach Südwesten zurück, während die Chauken, Agriwarier, Engern, Cherusker, Barden, Ambrionen, Haruden und der zurückgebliebene Teil der Langobarden allmählich in ihnen aufgingen. Um 400 haben sie das jetzige Holstein, Hannover, Oldenburg mit Ausnahme des friesischen Küstenstreifens, Westfalen, Lippe, Braunschweig und die Provinz Sachsen in Besitz.

Den Sachsen benachbart wohnten die *Amsiwarier*, die Emsanwohner. Die Römerfreundlichkeit ihres Fürsten Bojokal veranlaßte den Cheruster Armin, ihn gefangen zu nehmen und in Fesseln zu legen. Doch emporten sie sich wenige Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde gegen die römische Herrschaft, wurden aber hierfür durch Germanicus auf das harteste bestraft. Im Jahre 58 von den Chauken aus ihren Wohnsitzen vertrieben, suchten sie sich unter Bojokal vergebens eine neue Heimat. Gegen Ende der Vorzeit gingen sie in den Franken auf.

Ähnlich den Amsiwarierern zeigten sich auch die westlich von ihnen wohnenden *Friesen* zur Zeit des Augustus zunächst römerfreundlich. Ob die Friesen zu den Ingwäonen gehören oder ursprünglich Nordgermanen waren und in früher Vorzeit aus Skandinavien auf Schiffen herübergekommen sind, ist nicht aufklärbar. Neben ihrem aufgezeichneten Recht spricht manches für eine solche Annahme. Obwohl sie während der Schlacht im Teutoburger Walde noch zu Varus gehalten hatten, erreichten auch bei ihnen wie bei den Amsiwarierern später die römischen Erpressungen und Ausbeutebestrebungen einen solchen Höhepunkt, daß sie in einem allgemeinen Aufstand das römische Joch abwarfen. Zwar gelang es im Jahre 47 dem Legaten, Domitius Corbulo, sie der römischen Herrschaft wieder zu unterwerfen. Auch beschenkte Nero die friesischen Fürsten Malorix und Werritus mit dem römischen Bürgerrecht, als diese sich beschwerdeführend an ihn wandten. Doch blieb das Verhältnis der Friesen zu Rom fortan ein sehr

loses. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts haben sie jede Botmäßigkeit Rom gegenüber gelöst. Seitdem verschwinden sie für lange Zeit aus dem Licht der Geschichte.

Die zweite große Völkergruppe der Westgermanen, die der *Hermionen*, umfaßt die Cherusker, Sweben, Chatten und Bataver. Ihr gehört der Mann an, dessen Name leben wird, solange deutsche Menschen auf deutscher Erde wohnen: Armin, der Sieger im Teutoburger Walde.

Die *Cherusker* saßen zwischen Lippe-Detmold und Braunschweig. Ihre Wälder boten ihnen anfänglich einen hinreichenden Schutz gegen das römische Vordringen. Erst Tiberius gelang es 8 v. C. sie, wenn auch zunächst nur lose, dem Reich seines kaiserlichen Stiefvaters einzugliedern. Kaum aber hatte sich der große Feldherr, verbittert durch seine Behandlung bei Hofe, in die Einsamkeit von Rhodos zurückgezogen, als die Cherusker alle Beziehungen zu Rom lösten, die wiederanzuknüpfen dem Nachfolger des Tiberius nicht gelang. Erst als dieser im Jahre 4 n. C. von Augustus an Sohnes Statt angenommen und zum Nachfolger in der Herrschaft bestimmt wurde, konnte er bei einem abermaligen Zuge gegen die Germanen, den er im gleichen Jahr unternahm, auch die Cherusker in ihre frühere Botmäßigkeit zurückführen. Den Waffentaten und klugen Verhandlungen des Tiberius mit den germanischen Stammesfürsten folgte eine mehrjährige friedlicher Durchdringung des Landes. Straßen wurden gebaut, feste Plätze von den Römern errichtet, und selbst zur Gestellung von Hilfstruppen waren die Germanen bereit.

Als Augustus im Jahre 6 n. C. seinem Großneffen Varus die Statthalterschaft von Germanien übertrug, da glaubte er damit den letzten Schritt getan zu haben, um das gewaltige Gebiet zwischen Rhein und Elbe zur römischen Provinz erklären zu können. Wenn er sich auch in der Person des Oberfeldherrn vergriff, dem kluges Einfühlen in die Anschauungswelt dieses nordischen Volks nicht gegeben war und der das schwierige Gebiet wie eine asiatische Provinz behandeln zu können glaubte, so wäre dem Kaiser doch wohl auch diese letzte große Tat seines Lebens geglückt, wenn dem germanischen Volk nicht in der Schicksalsstunde seiner Frühzeit ein Retter erstanden wäre, dem allein der Ruhm bleibt, daß Germanien nicht, wie alle anderen Länder dem Imperium Romanum eingegliedert wurde. Dieser Mann, dessen Freiheitstat der Weltgeschichte eine andere Wendung gegeben, der die Germanen noch 4 Jahrhunderte ihr Eigenleben hat weiterleben lassen, das allein sie zu ihrer geschichtlichen Sendung in der Allzeit befähigte, dieser Mann, dessen unsterbliches Verdienst erst die beginnende Wirzeit in seinem vollen Umfange zu begreifen vermag, war der Cheruskerfürst Armin, der Sohn des Segimer.

Im Norden ist alles weithin sichtbar, auch der Mensch, auch des Menschen Handeln, sein Denken selbst und die geplante Tat. Ganz anders ist der Süden, wo die sengende Sonne alle Konturen verwischt. Dort ist der Boden, wo Verschwörung reift, wo undurchdringlich die Stirn die Gedanken birgt, die hinter ihr arbeiten.

Es war ein Wagnis, das in dem für Verschwörung und Geheimbünde ungeeigneten Deutschland nie wieder gelang, als Armin unter den Augen des römischen Feldherrn die Cherusker, Brukterer, Chatten, Marsen und Angriwarier zu einem großen Kampfbund gegen den verhaßten Gegner einte. Ein ferner Stamm, wie man es vorgesehen, empörte sich. Vergebens warnte der Verräter am eigenen Volk, Segest, mit dessen Namen ewige Schande unloslich verknüpft bleibt, den Feind. Varus befahl den Ausbruch. Kaum waren die Römer im dichten Wald, als von allen Seiten das über 20 000 Mann starke Heer angegriffen wurde. Jetzt riß der Aufstand auch die Lauen mit. Man hob Armin als Herzog auf den Schild. Drei Tage dauerte das Ringen. Dann waren die drei römischen Legionen, drei Reiteralen, sechs Kohorten und ein zahlreicher Troß im Teutoburger Walde vernichtet. Varus stürzte sich ins Schwert.

Unendlicher Jubel der Sieger folgte dem Sieg. Und doch hat keiner dieser Tausende es ahnen können, als sie nach völliger Vernichtung des Gegners die Waffen aus der Hand legten, daß dieser Tag, der 9. September, des Jahres 9 n. C., für alle Zeit die germanische Heimat rettete, eine römische Provinz zu werden wie Spanien und Gallien, wie England und Afrika, wie Hellas und der Balkan, eine römische Provinz, nicht sowohl staatlich als vielmehr im Denken und Fühlen, in Art und Sprache, in Wesen, und Weltanschauung. Das dankt das deutsche Volk der Tat Armins.

Deutschland war frei bis an den Rhein. Alle festen Plätze der Römer fielen in die Hand der Germanen. Doch den Krieg über den Rhein zu tragen, gelang nicht, zumal sich Marbod, der König der Markomannen, dem Bund anzuschließen weigerte. Sechse Jahre nach der Schlacht raubte Segest seine Tochter Thusnelda ihrem Gatten Armin. Als dieser den Landesverraeter hart bedrängte, ief Segest den römischen Feldherrn Germanicus, den Brudersohn des Kaisers Tiberius, zu Hilfe. Der kam und gewährte Schutz. Als Germanicus zwei Jahre spaeter in Rom seinen Triumph als Sieger über die Germanen feierte, da sah das Volk unter den Gefangenen hinter dem Siegestagen des Feldherrn auch Thusnelda, die Gattin des grossen Cheruskers mit ihrem in der Gefangenschaft geborenen kleinen Sohn Thunebeus. In Navenna erzog man den jungen Fünstensohn zum Gladiator, bis er irgendwo und irgendwann ein ruhmloses Ende fand.

Immer wieder hat Armin versucht, zu rasender Wuat durch den Raub der Gattin gestachelt, den römischen Heeren Abbruch zu tun. Wenn Germanicus nicht Herr der Germanen wurde, dann war es abermals die unerhörte Tatkraft des Cheruskers, die dies hinderte. Zwar bewilligte Tiberius dem Neffen einen Triumph. Aber der kluge Staatsmann auf dem Thron hat den feurigen Feldherrn nicht in Zweifel darüber gelassen, dass man die ungestümen Kinder der Natur bändige nicht mit den Waffen der Hand, sondern des Hims. Tiberius bediente sich derselben Mittel wie später Kaiser Valens gegen Athanarich, wie jahrhundertlang Rom gegen den deutschen Norden. Gerüchte von den Römern klug gefacht, flogen durch die germanischen Wälder, Armin strebe nach der Königsherrschaft. Der Ruhmreiche ist dem Ruhmlosen stets ein Dorn im Auge. Jedes Können beleidigt die Nichtskönner. Im Jahre 21 fiel der Sieger im Teutoburger Walde durch Meuchelmord.

Mit Armins Tod erlosch die Vormachtstellung der Cherusker. In Parteikämpfe gespalten sank der Stamm von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu immer größerer Bedeutungslosigkeit. Um 100 n. C. sind sie auf den Nordharz beschränkt. Chatten, Chauken, Thüringer unterwarfen sie. Der unrühmliche Rest ging in den Sachsen auf.

Die *Sweben* bildeten in der vorchristlichen Zeit einen einheitlichen Stamm, der an Spree, Havel und unterer Elbe saß. Schon um 200 v. C. sind sie bis in die Gegend von Dresden, Weimar und Halberstadt vorgestoßen, um 10 v. C. bis über den Main nach Süddeutschland. In diesen Zeiten sonderten sich die einzelnen Stämme voneinander.

Um das Jahr 71 v. C. wurde Ariowist, der König der *Triboker*, die in Baden saßen, von den keltischen Sequanern südlich der Vogesen zu Hilfe gerufen in ihrem Kampf gegen ihre westlichen Nachbarn, die Aduer. Unterstuetzt von Nemetern, Vangzonen, Harnden, Markomannen, Quaden und Euten überschritt Ariowist den Rhein und siedelte sein Volk im Elsaß an. Dann wandte er sich gegen die Aduer, schlug sie entscheidend 61 v. C. bei Magetobriga und machte sie tributpflichtig. Vergebens versuchten die Sequaner, sich ihrer unbequemen Bundesgenossen zu entledigen. Immer mehr Germanen fluteten über den Rhein und hatten schliesslich zwei Driktel des Gebiets der Sequaner besetzt.

Als Caesar im Jahre 58 Statthalter von Gallien wurde, erkannte er sofort die germanische Gefahr. Verhandlungen mit Ariomist, die diesen veranlassen sollten, keine germanischen Scharen mehr über den Rhein kommen zu lassen, zerschlugen sich Auch eine persönliche Unterredung zwischen den beiden grossen Heerführern führte zu keinem Ergebnis. Caesar glaubte sich einem Barbaren gegenüber und fand einen Fürsten, der, wohlvertraut mit der politischen Lage in Italien, ihm eine Teilung der Welt anbot: Caesar die Krone des Römerreichs, Gallien den Germanen. Aber der große Römer wollte die Krone weder einem Germanen danken, noch Gallien aufgeben. Die Waffen mussten entscheiden. Und sie entschieden zugunsten Caesars. Lange schwanfte am Masgenwald das Kriegsglueck am 14. September 58. Der germanische und der römische rechte Flügel schlugen den Gegner zurück. Endlich entschieden die Reserven Caesars den Sieg,

Die Wasgenschlacht war eine der großen Schicksalsstunden des Abendlandes. Sie bestimmte die Zukunft Germaniens, Galliens und Roms. Die Lage des Schlachtfeldes ist umstritten. Am Südostabhang des Wasgenwaldes wird der Ort zu suchen sein. Aber der Erfolg der Schlacht ist unumstritten. Der Tag

ermöglichte Rom seine Weltherrschaft. Der Tag bewahrte Gallien davor germanisch zu werden. Wären die Legionen geschlagen worden, Frankreich würde heute von Deutschen und nicht von keltischen Romanen bewohnt sein.

Ariowist entkam über den Rhein und ist wenig später gestorben. Cäsar übte Milde. Er bestätigte den Tribokern ihre Sitze im Elsaß. Abgeschnitten von der Heimat verfielen diese bald dem römischen Einfluß und verschwinden aus der Geschichte.

Um dieselbe Zeit wie die Triboker überschritten auch die im rechtsrheinischen Hessen angesessenen *Nemeter* und *Wangionen* den Rhein und ergriffen von der Pfalz Besitz. Unter Ariowists Führung beteiligten sie sich an den Kämpfen gegen die Gallier und erlitten nach der Wasgenschlacht dasselbe Los wie die Triboker. Zwar beließ Cäsar auch sie in ihren Sitzen, die Wangionen um Worms, die Nemeter um Speyer. Aber sie erlagen bald dem römischen Einfluß und verfielen wie die Gallier dem Schicksal der Romanisierung.

Der Teil der Sweben, der in der vorchristlichen Zeit am weitesten nach Süden vorstieß, nannte sich *Markomannen*. Das bedeutet Grenzmannen, die die Grenzen gegen die Kelten schützten. Als Caesar Gallien eroberte, saßen sie im bayerischen Ober- und Mittelfranken, haben aber von hier die Feldzüge Ariowists nach Kräften unterstützt. Im Jahre 9 v. C. war der Tiberius jüngerer Bruder Drusus bis an den mittleren Main vorgedrungen und hatte die Herrschaft der Markomannen gebrochen. Der Überlieferung nach ist ihm hier eine riesige Markomannin entgegengetreten und hat ihn zu schleuniger Rückkehr bewogen. 3 Tage später stürzte er mit dem Pferd, brach den Schenkel und starb am 14. September 9 v. C. im Feldlager. Diesen Anlass benutzte der markomannische Edeling Marbod, der im römischen Heer gedient hatte und dessen Name in Rom ebenso geachtet wie gefürchtet war. Er drang auf die Absetzung des romfreundlichen Königs, wurde selbst auf den Schild gehoben und führte sein Volk in das gebirgschützte nördliche Böhmen. Hier in der Gegend zwischen Eger, Prag und Teplitz schuf der Mann, der in Rom die Kraft einer starken Monarchie bewundern gelernt, einen straff geleiteten Staat, dem er auch die Quaden, Hermunduren, Semnonen, Lugier und Langobarden einzugliedern verstand.

Wenn auch Marbod jeden Zusammenstoß mit den Römern in kluger Weise vermied, so erkannte Augustus doch, daß der römischen Weltmacht hier eine Gefahr erwuchs, die, wenn nicht bald eingedämmt, für die Nordgrenze des Reichs verhängnisvoll werden konnte. Im Jahre 6 n. C. rüstete der Kaiser ein gewaltiges Heer, das Marbod von zwei Seiten umkreisen sollte. Kaum aber waren die Legionen auf dem Marsch, als ein Aufstand in Pannonien sie in die Gegend zwischen Graz und Budapest rief. Marbod hat die Gunst der Stunde nicht genutzt. Vorsichtig baute er seine Herrschaft weiter aus und schloß mit den römischen Feldherren Frieden.

Auch als Armin ihm nach der Schlacht im Teutoburger Walde das Haupt des Varus schickte, lehnte er eine Beteiligung an der allgemeinen Erhebung gegen die Römer ab. Der Ruhm des Siegers von Teutoburg hätte ihm immer nur die zweite Stelle ermöglicht. Damit wollte sich der unumschränkte König nicht zufrieden geben. Aber auch Rom versagte er Hilfe gegen den cheruskischen Kampfwillen.

Wo Kampf ist, muß Partei genommen werden. Wenn sich ein Volk zum Freiheitskampfe ristet, dann kann der einzelne nicht absetzt stehen. Als es um Trojas Sein und Nicht sein ging, da haben selbst die Götter sich entschieden und auf die Zinnen der Partei gestellt. Vorsicht ist immer nur im Frieden gut. Im Kampfe ist sie Schwäche und Verrat. Denn der Süden und Westen Germaniens römisch wurde, wenn der Süden und Westen Germaniens zwei Jahrtausende lang bis an die Schwelle der Wirzeit romhörig blieb. Marbod trägt die Schuld. Weil Marbod sich dem Freiheitswillen seines Volkes versagte, deshalb gelang es Rom, West- und Süddeutschland in eine geistige Anhängigkeit zu bringen, die zu lösen selbst die Reformation nicht stark genug war.

Hatte der König seine außergewöhnliche Macht nur aufgebaut, um seine Selbstherrlichkeit zu sichern? Die Semnonen sagten sich von Marbod los. Wohnte hinter den stark befestigten Mauern der Königsburg die Feigheit? Die Langobarden fielen von Marbod ab. Und als er seine Krieger gar gegen Armin führte,

da liefen sie in Scharen zum Gegner über. Die Edelinges murrten. Das Volk murrte. Man stürmte die Burg. Man hieb die Leibwache nieder. Marbod floh. In Ravenna bot ihm Tiberius eine Zuflucht. 22 Jahre hat er hier noch von römischem Gnadengeld gelebt.

Seitdem beugten sich die Markomannen römischer Herrschaft, zahlten Tribut, stellten Hilfstruppen, durften nur Rom genehme Könige wählen. Erst als Kaiser Marc Aurel zur Regierung gelangte, kam es von 166 bis 180 n. C. zu den vier furchtbaren Markomannenkriegen, die auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurden. Nach dem Süden gedrängt durch germanische Stämme hatten die Markomannen die Donau überschritten und waren bis nach Italien vorgestoßen. Trotz mancher Erfolge, die König Ballomar gegen die Römer errang, gelang es schließlich doch Marc Aurel, den Aufstand niederzuwerfen. Wenn auch das Ziel des Kaisers, das Gebiet der Markomannen in eine römische Provinz umzuwandeln, nicht erreicht wurde, da Commodus nach dem Tode seines Vaters 180 n. C. sofort mit den Markomannen Frieden schloß, so haben diese sich doch von den Kämpfen dieser Jahre nicht wieder erholt. Ihr Reichtum ging zurück. Langsam schwand ihr Handel. Die Gräberfunde zeigen immer ärmere Grabbeigaben.

Mit Anbruch der Allzeit wird der Name Markomannen nicht mehr erwähnt. Zu Beginn des 6. Jahrhunderts sind sie als *Bayern* oder Bajowaren, als die Leute aus Bojoheim, dem Lande der einst im Jahre 9 v. C. von ihnen besiegten keltischen Bojer, von Böhmen nach Bayern gewandert. Daß sie während des halben Jahrtausends, das sie in Böhmen saßen, sich hier stark mit der keltischen Bevölkerung vermischt haben, läßt noch gegen Ende der Jetztzeit die bayrische Mundart erkennen, die große Anklänge an die keltischen Bestandteile im Französischen aufweist.

Das Schicksal der *Quaden* ist mit dem der Markomannen eng verknüpft. Zu Casars Zeit im Taunus ansässig, wo sie die dort wohnenden Ubier unterworfen hatten, suchten sie sich, kurz nachdem Marbod die Markomannen nach Böhmen geführt, in Mähren und in den kleinen Karpathen eine neue Heimat. Hier haben sie bis gegen Ende der Vorzeit gesessen. Kurz nach 400 schlossen sie sich den Wandalen an, zogen mit ihnen nach Spanien und gründeten hier, als die Wandalen nach Afrika übersetzten, das *spanische Swebenreich*. Der Name Quaden verschwindet mit dem Jahre 400 aus der Geschichte.

Die *Hermunduren* saßen östlich der Werra bis zum Harz. Als Domitius Abenobarbus, der Schwestersohn des Augustus und Großvater des Nero, einige Jahre vor der Schlacht im Teutoburger Walde Germanien durchzog, wies er einem Teil der Hermunduren Sitze bei Nürnberg an, in dem von den Markomannen verlassenen Lande. Diese südlichen Hermunduren gliederte Marbod seinem Reiche ein. Nach dessen Sturz haben sie mit den Römern in guten Beziehungen gestanden, bis der Markomannenkrieg auch sie in die allgemeinen Wirren verwickelte. Seitdem verschwindet ihr Name aus der Geschichte. Die nördlichen Hermunduren, die Duren Ermins, leben als Düringer oder Thüringer weiter.

Um 250 n. C. verließ ein Teil der Angeln und Warnen ihre jütische Heimat und setzte sich nach Mitteldeutschland in Bewegung. Hier stießen diese Stämme auf die nördlichen Hermunduren, die, geschwächt durch Kämpfe, mit den ihr Gebiet durchziehenden Semnonen, ihnen keinen Widerstand entgegensetzen konnten. Hermunduren, Angeln und Warnen verschmolzen bald zu dem Volk der *Thüringer*, in dem jedoch die siegreichen Angeln und Warnen die herrschende Oberschicht bildeten. Kurz vor dem Jahr 400 wird der so neu gebildete Stamm zum erstenmal als Thüringer bezeichnet.

Zur Zeit als Tiberius als Feldherr seines kaiserlichen Stiefvaters sich in Germanien einen gefürchteten Namen machte, saßen in der Mark Brandenburg die *Semnonen*. In ihrem Gebiet lag der heilige Hain, in dessen geweihtem Bezirk alljährlich alle swebischen Stämme zusammenkamen zu Ehren ihres Gottes Ziu. Ihm hatten die Luftelfen einst, um ihm ewiger Herrschaft zu sichern, den Blitzhammer geschmiedet, der zermalmend durch die Luft fährt und von selbst wieder zurückkehrt in des Gottes Hand. In alten Eichen verehrte man ihn, die den Blitz anziehen. Nur gefesselt durfte der Germane des Gottes heiligen Hain betreten, um des Menschen Ohnmacht vor dem göttlichen Allherrscher zum Ausdruck zu bringen. Dieser Hain galt den Sweben als die Geburtsstätte des Volks, das von Ziu selbst stammte. Hier sprach er im Donner zu seinem Volk. Hier deutete man seine Stimme als Schicksalsspruch. Als gegen Ende des 2.

Jahrhunderts die Semnonen sich nach dem Südwesten in Bewegung setzten, da war Ziu ihr Führer und sie seine Mannen. Seit sie aber sich losgerissen von Heimat, Hain und Heiligtum, trat Ziu zurück in immer geheimnisvolleres Dunkel. Und die Seite seines Wesens, derer man im Kampf bedurfte, der Donnerkeil, der in die Feinde fuhr, wurde allmählich ein selbständiger Gott. So erbte Donar Zius Kraft und Hammer, den Asentrotz, die Unverdrossenheit, den Tatendrang und seine Hilfsbereitschaft. Bis auch über ihn Wodan, der Sturmgott, hinauswuchs und allmählich die Oberherrschaft an sich riß, am spaetesten bei den Semnonen, den Ziuwari, den Zinverehrern, den einsigen Hütern seines helligen Hains.

Nach schweren Kämpfen mit den Hermunduren hatten bie Semnonen den Durchzug durch das Thueringer Gebiet erzwungen. Dann wanderten sie mainwärts weiter Andere Scharen schlossen sich ihnen an. Um 299 gebt ihr alter Name verloren. Als Alemannen, als Mannen verschiedenen Staemme, überschreiten sie zwischen Regensburg und Heilbronn den römischen Limes.

Augustus hatte die Reichsgrenze gegen die Germanen bis zur Elbe vorschieben wollen. Armins Tat hatte diese Absicht vereitelt. Seitdem bildeten im wesentlichen Rhein und Donau die Grenze. Schon Kaiser Claudius, des Drusus Sohn, begann die Grenzlinie durch einen befestigten Wallgraben, den Limes, zu sichern. Vespasian und Domitian, vor allem aber Hadrian hatten das Werk weitergeführt, das unter Antoninus Pius um 150 n. C. beendet wurde. Der rätische Limes von Kelheim bis Stuttgart, war eine schwer zu übersteigende Steinaufschüttung. Der obergermanische Limes, aus Wall und Graben bestehend, lief von Lorch bei Stuttgart überMiltenberg, Hanau und Friedberg in Hessen bis an den Rhein unterhalb Koblenz. Der niederrheinische Limes endlich zog sich als feste Grenzstraße. östlich des Rhein bis zur Ruhrmündung hin, die zu überschreiten nur angewissen Stellen erlaubt war. Über 1000 Türme nahmen Wachposten auf, deren Mannschaft in weit über hundert festen Kastellen hinter der Grenze, wie die Saalburg, untergebracht waren.

Als die Kunde nach Rom kam, daß die Alemannen mit gewaltigen Reiterschwärmen den Limes überschritten hätten, zog ihnen Kaiser Caracalla entgegen und brachte ihnen 213 eine schwere Niederlage bei. Sofort ließ er den Limes ausbessern und statt der Palsaden eine 3 m hohe iund 1 ½ m breite Steinmauer errichten, der das Palt den Namen Tenselsmauer gab. Sein Neffe Alexander Severus erkaufte von den Alemannen bereits einen schmähhlichen Frieden, so daß die erbitterten Legionen den furchtsamen Mann erschlugen. Noch einmal gelang es dessen Nachfolger Marimue Thrax, mit dem die Reihe der Soldatenkaiser beginnt, die Alemannen zurueckzujagen. Um die Mitte des 3 Jahrhunderts aber drangen sie unaushaltsam vor. Im Jahre 259 haben sie saemtliche Limeskastelle zerstoert, fielen in Gallien ein, überschritten die Alben und stiessen bis nach Rom vor. Von ihrer neuen Heimat zwischen Bodensee und Taunus aus lagen sie ein Jahrhundert lang mit den Römern in ununterbrochenem Kampf, bald siegend, bald zurückweichend, immer aber einen Wiederaufbau des Limes verhindernd.

Erst als Julian, der Brudersohn Konstantin des Großen, im Jahre 357 mit dem Oberbefehl gegen die Alemannen betraut wurde, änderte sich die Lage. Ein Philosoph, aber daneben ein Feldherr, dem die Legionen in blinder Treue ergeben waren, betet er allabendlich zu Merkur, dem Weltgeist, daß er ihm gute Gedanken, vertraut er der eigenen Kraft, daß sie ihm den Sieg gäbe. Bei Straßburg kam es zur Schlacht. Bis in das römische Lager hinein dringen König Knodomar und sein Neffe Agenarich. Persönlich wirft Julian sich in den Kampf. Zu Bergen türmen überall sich Leichen. Tod wird, wohin die Adler fliegen. Und als der Tag sich seinem Ende neigt, da ist Julian der Herr des Tages. Die letzten Fliehenden verschlingt der Rhein. Julian hat seinen Namen in die Tafeln gegraben, die von den großen Schlachtensiegern wissen.

Noch dreimal hat Julian den Rhein überschritten. Dann erhoben die Legionen ihn zum Kaiser. Der Osten rief. Zudem galt es, den Galiläer, zu vernichten, von dem er den Staat an den Abgrund gebracht sah. Denn Jesu Lehre von der Sündenvergebung ermutige zur Sünde. Vor allem aber hatten, wie immer, alle Lumpen der neuen Lehre, als sie siegte, sich zugewandt, die zudem die mordenden Söhne Konstantins nicht eben zu Ehren gebracht. Aber der Galiläer siegte über den Kaiser. 363 trifft ihn ein Partherpfeil.

Sofort erhoben sich die Alemannen. Nur Julians Name hatte sie gebändigt. Immer wieder muß Rom seine Truppen gegen sie senden. Kurz vor 400 stoßen sie noch einmal bis Italien vor.

Die *Chatten* sind in vorchristlicher Zeit aus dem nordwestlichen Deutschland nach der Eder gewandert, von wo sie gegen Ende des 1. Jahrhunderts v. C. in das Land zwischen Lahn und Main zogen, als die Ubier dies räumten und sich westlich des Rhein ansiedelten. Von den Römern unterworfen, schlossen sie sich Armin an und nahmen an der Schlacht im Teutoburger Walde erbitterten Anteil. Seitdem stehen sie in fortgesetztem Kampf, bald mit den Römern, halb mit anderen germanischen Stämmen. Als die Memannen ihr Reich nach Norden ausdehnten, drängten sie die Chatten bis in die Rhön zurück. Zu Beginn der Allgeit verichmelzen die Chatten mit den Franken.

Keins der germanischen Voelker, ausser den Ubiern, ist durch die Jahrhunderte hindurch den Römern so treu ergeben gewesen wie die zum Stamm der Chatten gehoerigen *Batawer* und *Kannenefaten*. An der Rheinmuendung zu Hause, haben sie seit Drusus je und je den Römern Hilfstruppen gestellt und ihre Schlachten geschlagen. Nur ein einziges Mal, im Jahre 69 n. C., haben zwei Männer ihr Gewissen geweckt und sie aufgerufen zum Kampf gegen das sie umklammernde Weltreich: der batawische Edeling Julius Civilis — sogar römische Namen gaben sie sich — und Brinno, der Kannenefate. Die große Seherin Weleda vom Stamme der Brukterer entflammte ihr Volk sowie die Tenkterer und Chauken, sich dem Aufstand anzuschließen. Wie die Germanen die Albruna verehrt und manches hellsichtige Weib, das göttlicher Weissagung voll aus der Schwermut der roten, Erde den Blick in die Zukunft tauchte, so erhoben sie jetzt die Herzen und die Hände zu der Jungfrau am Lippestrom, die das nordische Schwert in das sterbende Blut der römischen Legionen getaucht sah.

Und als sich erfüllt, was sie schauend gekündet, da wurden ihr göttliche Ehren zuteil. Fern saß sie dem Volk auf hölzernem Turm. Ihr nahten die Führer und baten um Rat. Doch nur den edelsten Männern des Stammes erteilte sie Weisung. Ihr bringt man die Beute. Ihr führt man in Fesseln Gefangene zu. Und als man das feindliche Flaggsschiff erobert, da schickt man auch dies den Rhein hinauf und die Lippe hinauf zu der Seherin. Aber Civilis unterlag. Rom siegte. Irgendwo in der Gefangenschaft hat Weleda ihren Traum ausgeträumt. Seit der Niederschlagung des blutigen Batawerausstandes fand sich das Vosk wieder in die römische Knechtschaft. An ihr ging es zugrunde. Um 300 fielen Franken, Heruler und Warnen in das niederrheinische Gebiet ein und vernichteten die Batawer und Kannenefaten.

Von den zahlreichen Voelkern der *Istwaeonen* sind nur die Franken zu geschichtlicher Bedeutung gelangt. Alle anderen erlagen früh der Gewalt der Römer. Die *Sigambrier*, Caesars und später des Drusus trotzigste Gegner, haben mit unerhörtem Mut ihre Freiheit verteidigt und manchen römischen Adler zerbrochen, bis Augustus eine Gesandtschaft ihrer Edelinges gegen jedes Volkerrecht gefangennehmen liess. Dann siedelte Tiberius das um Ruhr und Lippe wohnende, führerlos gewordene Volk weltlich des Rhein an, wo es bald sein Volkstum verlor. Ein kleiner zurückgebliebener Teil des Stammes huetete als *Marsen* weiter das uralte Heilligtum der Goettin Tanfana, den Kultmittelpunkt zahlreicher istwäonischer Stämme. Die Marien haben die Schlacht im Teutoburger Walde mit entschieden. Dann aber fielen sie der Haerte der Römer zum Opfer, die im Jahre 14 n. C. ihr Gebiet von allen Seiten umstellten. Während sie das grosse Fest zu Ehren der Tanfana feierten, fielen die Legionen des Germanicus über die um das Heiligtum Versammelten her, zerstörten die Kultstätte der Göttin bis auf den Grund und machten nieder, was vor ihr Schwert kam. Schon Tacitus kennt den Stamm der Marsen nicht mehr.

Wie die Sigambrier, fielen auch die *Usipier* und *Tenkterer* der Niedertracht der Römer zum Opfer. Von Oberhessen schon früh nach dem Niederrhein wandernd, suchten sie sich zu Casars Zeit an der Mosel neue Wohnsitze. Cäsar empfing ihre Fürsten zu einer Unterredung. Während er sie mit klugem Wort hinhielt, warfen sich seine Legionen auf die nichtsahnenden, ihrer Führer beraubten Stämme. Wer nicht dem Schwert zum Opferfiel, ertrank im Rhein. Die Römer selbst waren empört ob solcher Waffenschande. Die entkommenen Reste flüchteten an die Ufer der Lahn. In unversöhnlichem Haß gegen den wortbrüchigen Südfeind haben sie fortan jeden unterstützt, der wider Rom das Schwert zog, und vor allem unermüdlich im Batawerkrieg gekämpft. Später gingen sie in den Franken auf.

Wie die Brukterer, allen anderen Stämmen überlegen an Ungebändigtheit und Tatendrang, Römerhaß und Freiheitsdurst und an jedem Kampf beteiligt, in dem es das unersättliche Mittelmeervolk zu schlagen galt, ursprünglich an der Ems, später zwischen Lippe und Ruhr ansässig, so verschmolgen auch zahlreiche andere kleinere Stämme an Rhein und Ruhr nach wechselvollen Kriegen mit Kelten und Römern gegen Ende der Vorzeit mit den Franken.

Die *Ubier* in der Gegend von Köln waren die Verräter unter den Germanen. Immer haben sie sich auf die Seite der Römer geschlagen. Als zu Beginn der Allzeit die Franken ihr Gebiet eroberten, da verkauften sie die Abtrünnigen als Sklaven.

Als um die Mitte des 3. Jahrhunderts die Alemannen den römischen Limes zerstörten, da drangen überall germanische Scharen nach Südwesten vor, nach Gallien und selbst bis nach Spanien hinein, die man unter dem Namen *Franken*, das sind die Freien, zusammenfasste. Unerhörte Waffentaten machten sie schnell in Rom gefürchtet. Als man einen größeren Trupp von ihnen gefangen nahm und am Schwarzen Meer ansiedelte, um sich dieser gefährlichen Menschen zu entledigen, da überrumpelten die Gefangenen eines Nachts die römische Forte, fuhren auf ihr durch die Dardanellen, machten Beute in Kleinasien, plünderten die Küsten Griechenlands, stiegen in Afrika ans Land, nahmen Syrakus, steuerten westwärts durch die Säulen des Herkules und erschienen nach langer Irrfahrt wieder an der Rheinmündung, umjubelt von ihren Stammesbrüdern, die auf den fremdartrigi nahenden Schiffen zunächst römische Legionen vermuteten.

Immer wieder mußten die Kaiser sich gegen die Franken wenden. Es half nichts, daß Konstantin der Große zwei gefangene salische Fürsten im Zirkus zu Trier den wilden Tieren vorwarf. Es half auch nichts, daß Julian Köln und Bonn zurückeroberte. Auch nicht, daß der Franke Arbogast im Dienst der Römer deren Legionen gegen die eigenen Landsleute Markomer, und Sunno führte. Im Jahre 394 stürzte sich Arbogast in sein Schwert. Als die Allzeit anbrach, da waren die Franken eine Macht, der das altersschwache Rom nichts mehr entgegenzusetzen hatte.

Frühallzeit

Zwei Gedanken waren es, die sich gegen Ende der Vorzeit paarten, der Staatsgedanke des Augustus und der Staatsgedanke Augustins. Der Römer fühlte sich als Herr des Erdenrunds, dem er erst Mittelpunkt und Werte gab. Und wenn auch die tatsächlichen Grenzen des Imperium Romanum nicht den ganzen Erdbereich umspannten, so entsprach dies nur staatsmännischer Zweckmäßigkeit, bedeutete aber keineswegs den Verzicht auf den vollen Herrschaftsanspruch über die Erde, die man sich nicht anders als römisch denken konnte. Der römische Staatsdichter Vergil vermochte diesem Gedanken keinen vollendeteren Ausdruck zu geben, als er Augustus zurief:

Tu regere imperio populos, Romane, memento

Parcere subjectis et debellare superbos.

Sei dir, Römer, bewußt, daß du berufen bist, die Geschicke der Völker zu lenken durch deinen Befehl, zu schonen, die sich dir unterworfen, und zu Boden zu kämpfen die Stolz.

Aber den ersten glücklichen Jahrhunderten, in denen die Zugehörigkeit zum römischen Imperium erst freie Menschenwürde und vollen Anschluß an alle Güter der Kultur verlieh, folgten Zeiten, in denen das Reich seinen Bürgern nichts mehr zu geben hatte als Lasten, Krieg und Not, in denen immer trotziger der Germanen an die Grenzkastelle pochte. Mit der Lockerung der straffen staatlichen Bindung verlor zugleich die Menschheit das Gefühl innerer Zusammengehörigkeit.

Da kam die Kunde von dem Gottessohn, der, zu Augustus' Zeiten Menschgeworden unter Menschen, Botschaft gebracht aus einer anderen Welt. Ein zaghaft Raunen erst in Katakomben, ein Flüstern nächtlich, wo das Schweigen ist und wenn des Staates Schergen schlafen, dann immer stärker werdend, immer tiefer die Herzen packend, immer mutiger sich in das helle Licht des Tages wagend. Bis diese Botschaft aus dem Morgenlande wie eine Fackel wurde für die Welt und jedem Dasein wieder Inhalt schenkte und jedem Leben wieder einen Sinn. Und eins vor allem: allen Menschen wieder ein Wissen um Zusammengehörigkeit und ein neues Gemeinschaftsgefühl. Was griechische Philosophie, Hellenismus und Rom nicht erreicht hatten, die Menschheit zu einem All zusammenzuschließen, das schien dem christlichen Glauben zu gelingen.

Aber diese neue Gemeinschaft war weder wie in Rom an Staatskunst und Kriegsmacht gebunden, noch an die philosophische Einsicht einer geistigen Oberschicht. Sie wollte auch nicht ein Auferstehen vergangener goldener Tage sein, die einst das römische Reich unter Augustus und Trajan erlebt, sondern war gemeinsame Sehnsucht nach einem kommenden himmlischen Reich der Gemeinschaft der Gläubigen, war ein Sich-verbunden-fühlen in christlicher Nächstenliebe. Das Leben auf der Erde war den Menschen wertlos und beziehungslos geworden. Keiner hat die gähnende Leere und die innerliche Hohlheit jener Zeit tiefer gefühlt und ergreifender geschildert als der Bischof von Hippo Regius, des kleinen Orts im Norden Afrikas unweit der Stätte, von der die Punier einst das Mittelmeer beherrscht. Und keiner hat wie Augustin die eigene Not so als die Not der ganzen Welt empfunden. Durch Augustin schuf sich die Seele der leidenden Menschheit ihren Staatsgedanken, der ihr, wie einst das römische Reich es getan, das Heil bringen sollte. Das aber konnte nicht mehr eine Civitas terrena sein, eine irdische Staatsgemeinschaft, die sich je länger je mehr, als das Reich der Finsternis erwies. Hoch über dieser Civitas terrene sah man im Glanz der Ewigkeit sich wölbend die Civitas coelestis, die Himmelsstadt, das Ziel aller irdischen Wanderer, für die die Civitas terrena nur noch ein Durchgang war ein Vorbereiten und die ihr Recht und ihren Sinn verlor, sobald sie für die Menschen mehr als dies und etwas Dauerndes bedeuten wollte.

Wie Diophant aus dem Gebiet der Mathematik, in seiner Denkweise noch ganz griechisch körperhaft, doch schon seiner Zeit vorauseilte und in der Zahl den kommenden Allgedanken ahnt, so steht auch Augustin zwischen den Zeiten. Wenn es die Großen sind, die die goldenen Schalen weiterreichen von einer Jahrhundert an das nächste Jahrhundert, voll Kraft und voll Behutsamkeit zugleich, auf daß die Tropfen nicht zu Boden fallen, dann sind es stets die Allergroessten, die in den gewaltigen Zeitwenden der Geschichte diese Aufgabe übernehmen. Denn ihres Amtes ist, sie umzugießen in neue Schalen, damit der Wertgehalt der alten Zeit dem kommenden Geschlecht erhalten bleibe. Einer dieser ganz Großen ist Augustin.

Mit seiner gedanken Kühnen Schrift über den Gottesstaat hat er den Allgedanken aus der Taufe gehoben und zwar um dieselbe Zeit, als der Germane aus dem Norden seine unangekränkelte, gesunde, lebensfrische Urkraft mitbrachte in die alte Welt des Mittelmeers. Deshalb ist nicht 300 n. C. Zeitwende, als Konstantin der Große das Christentum zum römischen Staatsglauben machte und die Tempel der Götter der Antike schloß. 300 ist Abschluß, 400 aber ist Beginn.

Ein Dreifaches war nötig, um die neue Zeit, die Allzeit, aus der Taufe zu heben: der politische Allgedanke der römischen Cäsaren, der übersinnliche Allgedanke Augustins, vor allem aber der in tiefster Innerlichkeit begriffene Allgedanke der diesseitsfrohen und doch um die tragische Gespaltenheit allen irdischen Seins wissenden Germanen.

Der Römer hatte alle fremden Götter nach Rom gebracht und ihnen hier Tempel errichtet, der Magna Mater aus Phrygien, Isis und Osiris aus Ägypten, Mithras aus Persien. Als man sie aber nach Rom verpflanzte, nahm man ihnen den Mutterboden, auf dem allein sie leben konnten. Als Isis ihren Einzug in Rom hielt, die die ägyptische Sonne gewohnt war, als Attis aus den Bergen des Morgenlandes in das Land der untergehenden Sonne kam, da bedeutete dies für beide und für alle anderen Götter, denen die Hauptstadt der Welt Altäre schichtete, nicht Weltherrschaft, sondern Verurteilung zum Tode. Denn wie

die Bäume lassen auch die Götter sich nicht von einem Lande in ein ander Land verpflanzen. Zwei Götter nur waren anders als die anderen. Wodan hat seine nordische Heimat nie verlassen. Nie hat ihm Rom einen Tempel errichtet. Und Jahwe weigerte sich, als Gott neben anderen Göttern das Pantheon zu betreten. Er allein von allen Göttern der unterworfenen Völker begnügte sich nicht mit Gleichberechtigung. Er verlangte Alleinberechtigung. Und da Jahwe der war, zu dem Jesus seine Jünger beten hieß, da fiel ihm, dem All-Einen, die Herrschaft in der Allzeit zu.

Wodan, Allvater, war von je ein Suchender gewesen, der, wenn er auch aus Mimirs Quell getrunken, letzter Weisheit doch nicht teilhaftig geworden war. So mußte er zurückstehen vor dem Gott vom Sinai, der nach alter Offenbarung die Welt geschaffen. Was aber Wodan hinterließ, das war die heldische Lebensbejahung, ohne die der Allgedanke nie die Welt in seinen Bann zu zwingen vermocht.

Der neue Allgedanke war im Jahre 400 ins Leben getreten. Aber wie jedem großen Gedanken gelang es ihm erst allmählich, sich durchzusetzen. Am frühesten hatte die Kirche ihn begriffen und sich selbst nach ihm benannt. Katholisch heisst all. Katholische Kirche hiess also Allkirche. Schon Polykarp, der Bischof von Smyrna, hatte sie so genannt, der etwa zur Zeit des Todes des Jesus-Jüngers geboren wurde. Die katholische Kirche fusste zwar hierbei auf dem römischen Weltherrschaftsgedanken, sowohl des Senats der Republik, wie der Nachfolger Caesars, die auch die Welt als Einheit wollten, wenn auch als römische Einheit. Aber sie gab diesem Gedanken, nachdem sie ihn zunächst entweltlicht hatte, einen neuen Gehalt.

Der Sinn der Erlösungsbotschaft, die das junge Christentum der alternden hellenistischen Zivilisation zu bringen hatte, läßt sich zusammenfassen in den Begriff von der Welt als Königreich Gottes. Ein Königreich war es, was als die Aufhebung und Umwälzung aller in der Gegenwart den Menschen bedrückender Mißstände und Nöte innerer wie äußerer Art mit gläubiger Sehnsucht erwartet wurde, herniedersteigend aus den Wolken des Himmels. Das Gegenbild zu diesem Königreich Gottes bildete das Reich dieser Welt, als dessen Herrscher naturgemäß der Teufel erschien. So steht am Anfang des Christentums ein schroffer Dualismus, dort ein überweltliches Gottesreich, den Gläubigen vermittelt durch Christi Erlösertat, hier ein Reich der Diesseitigkeit, die Gläubigen bedrohend, weil die Kinder der Welt in ihm die Herrschaft haben.

Wer eine Umwälzung der gesamten Daseinsform als unmittelbar bevorstehend erwartet, ein Weltenschicksal, das alles, was ist, aufhebt, der hat nicht Zeit, den Staat und sein Recht ernst zu nehmen. Der hat nur eine Pflicht, die Pflicht des Wachens, die Pflicht, sich innerlich bereit zu halten, auf daß der Weltenwende grosse Stunde ihn nicht müde und ihn nicht unwert überrasche. Wie ein versprengter Haufe, rings vom Feind umschlossen, ohne Möglichkeit der Rettung und Rückkehr, um keine Kriegsmittel mehr sich kümmert und der sich doch geborgen weiss in dem Bewusstsein treu erfüllter Pflicht und auf ein Morgen hofft in einer andern Welt, der weiss, der Gegner kann ihm doch nichts antun. Denn meilenweit ist das Gelände von Minen unterhöhlt und eh' der Feind zum letzten Angriff vorgeht, barst längst der Boden, Freunde und Feind zugleich ermahnend und begrabend. So lebten auch die jungen Christen unbekümmert um Recht und Staat ihr Leben, freudig bereit, es zu verlieren, und wissend, daß ihr Tod dem künftigen Siege seine Bahn bereite.

Die starke Glaubenssprache, auf die das Ausbleiben der erwarteten Wiederkunft Christi die junge Christenheit stellte, musste sie bis in die Wurzeln ihres Seins erschüttern. Als trotz aller Trübsal und Bedrängnis, trotz Verfolgung und Not die erwartete Hilfe vom Jenseits nicht kam, als man einen nach dem anderen fallen sah in dem Kampf um die doch so sichere Gewißheit der Zukunft, da mußte man schließlich, um nicht vollends zerrieben zu werden, auf Wege sinnen zu einem Waffenstillstand mit dem übermächtigen Feind.

Es ergab sich von selbst, daß schon der Gedanke an das Betreten eines solchen Weges die ungeheure Spannung zerstören mußte, die innerhalb der christlichen Gemeinde durch die Glut der Enderwartung verursacht war. Der Glaube und das ganze Dasein der Gemeinde überhaupt war ja gegründet auf die

Siegesgewißheit der unmittelbar bevorstehenden Wiederkehr Jesu, wie er selbst das seinen Jüngern unmißverständlich gesagt.

In dem Weg, den die Kirche infolge des Ausbleibens der erwarteten Wiederkunft Christi betrat und, vielleicht, betreten mußte, lag die furchtbarste Tragik der Menschheitsgeschichte beschlossen. Jesus hatte den Versucher, der ihm geraten, Steine in Brot zu wandeln, mit dem schlichten Bekenntnis zurückgewiesen, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebe. Dagegen hatte sich der Erdgeist im Namen aller derer erhoben, die erst den Hunger gestillt haben wollten, ehe sie Tugend üben könnten. Denn satt werden durch das himmlische Brot können immer nur die Wenigen. Aber die Vielen bedürfen des irdischen Brotes, daß sie leben. Jesus hatte dem Versucher widerstanden, als dieser ihm vorschlug, sich von der Zinne des Tempels herniederzulassen zu den Menschen. Der Erdgeist wußte, daß der Mensch geschaffen ist, anzubeten. Er wußte, daß alles Volk sich auf die Knie geworfen hätte, wenn sein tiefstes Bedürfnis so sichtbarlich befriedigt worden wäre. Aber Jesus hatte es verschmäht, Gott zu versuchen. Und zum Schluss hatte er dem Versucher ein "Hebe dich weg von mir, Satan!" entgegengeschleudert, als dieser ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt und ihm die Herrschaft über die Erde angeboten. Denn du sollest anbeten allein Gott, deinen Herrn, Gottes Reich aber war nicht von dieser Welt.

Er, der gekommen, die Menschen freizumachen, hatte er sie freigemacht. Nun nahm die Kirche, was Christus in der Wüste zurückgewiesen, den Purpur und die Herrschaft und das Schwert. Mochte die Offenbarung Johannes verkünden, dass man das Scharlachkleid der großen Buhlerin zerreißen werde, die das Reich errichtet über die Könige der Erde, konnte die Kirche sich nicht darauf berufen, daß sie Abermillionen von Menschen zu einem glückseligen, von Sünde unbeschwerten Dasein verholfen, weil sie die Sünde dieser Vielen auf sich genommen und vergeben indes er, der Heiland, nur den Wenigen geholfen, die die Kraft besaßen von der Freiheit, die er ihnen gebracht, Gebrauch zu machen?

Die Kirche war sich der ganzen Verantwortung wohl bewusst, die sie mit dem Beschreiten des weltlichen Weges auf sich nahm. Sie hat sich nach Kräften bemüht, ihrer innerlichen Aufgabe treu zu bleiben. Die Bekehrung des Einzelnen und seine innere Förderung stand stets für sie an oberster Stelle. Aber daneben konnte und durfte sie nicht, wie sie meinte, die ihr auf Erden gegebene Aufgabe vernachlässigen, äußeren Einfluß zu gewinnen auf die sonst völlig sich selbst überlassene außerchristliche und namenchristliche Welt. So sehr der Gedanke der Weltherrschaft dem eigensten Wesen der Kirche zu widersprechen schien, die Kirche glaubte sich für diesen Schritt entscheiden zu müssen, wollte sie die Welt im Sinne Jesu umgestalten, wollte sie die Kräfte des Evangeliums wirksam werden lassen auch für die, die außerhalb der Gotteshäuser lebten. Damit bekannte sie sich offen und entschieden zu einem christlichen All, das Himmel und Erde umspannte.

Die ersten Germanen, die den Allgedanken ahnen mochten, sind die großen Heerführer des 5. Jahrhunderts, die an die Stelle des Kaisers in Rom traten und hier zum Teil eine Art Hausmeisterstellung einnahmen, als die römischen Legionen nicht mehr imstande waren, den Einbruch der Germanen in das römische Reich aufzuhalten. Es sind Stilicho, Ricimer, Odoaker und andere, die meist in höchsten Hofstellungen in Rom Kaiser ernannten und absetzten und allmählich sich in die Anschauungswelt des Mittelmeers fanden. Aber zu einseitig schwertgewohnt, um schon den ganzen Kulturschatz des Altertums in sich aufnehmen zu können, bildeten sie doch nur Zwischenglieder zwischen den römischen Caesaren und deren späterem Nachfolger Karl dem Großen.

Viel tiefer schon begreift den Allgedanken Theoderich, der König der Ostgoten. Diese hatten seit dem Untergang Ermanarichs unter hunnische Herrschaft gelebt und erst nach Etzels Tod unter ihren Königen Valamer, Michmer und Kendemer sich die Freiheit erkämpfen können. Allmählich waren sie bis an das Mittelmeer vorgedrungen und hatten nach dem Tode der drei Brüder Theoderich, Theudemers Sohn, auf den Schild gehoben. Klug die Schwierigkeiten nutzend, die Zeno, dem Kaiser von Byzanz, erwachsen, als Odoaker den letzten Kaiser Rom, Romulus Augustulus, entthront und sich zum König von Italien

gekrönt, gelang es Theoderich schliesslich sich selbst zum Herrn von Italien zu machen, wenn auch unter loser Obert von Byzanz..

Theoderich ist der erste Germane, den der Glaube an die ewige Dauer des Imperium Romanum beherrscht. Er kam nach Italien und sah, wie hier etwas Großem der Untergang drohte, von dessen Fortdauer das Wohl der Menschheit abhing. Und sofort stellte er, darin ein echter Germane, sich und sein Volk in den Dienst dieses Imperium, dessen machtvoller Träger sie fortan sein wollten. Aber im Grunde wollte auch er nur unter dem starken Einfluß des Römers Cassiodor neuen Wein in alte Schläuche füllen. Zuviel glaubte er in die neue Zeit hinüberretten zu müssen von dem römischen Reich, in dessen starren Formen germanische Art sich nicht zwingen ließ, und dessen großer Gedanke einer Welteinheit allein es war, der die Jahrhunderte überdauern sollte.

Theoderich ist der erste Germane, der die Formensprache des Geistes der Allzeit versteht. Das war die Baukunst, war der alles überwölbende Dom, war das die seelische Einheit der Welt verkörpernde heilige Haus Gottes. Aber wenn auch er, der Überraschende, die kommende Allzeit sah, sein Volk, zu sehr im Bann der Überlieferung, vermochte ihm hierin nicht zu folgen. Und auch Theoderich selbst war zu abhängig von überkommenen Glaubensbindungen, als daß er alle Brücken hätte schlagen können, die in die neue Allzeit führten. Der arianische Christenglaube, dem er und sein Volk anhängen, war nicht der Glaube der kommenden Jahrhunderte. Nicht deshalb siegte der Bischof von Rom, weil er seinen Glauben bereits Allglauben nannte. Er siegte, weil ein All Gliederung und straffe Zusammenfassung voraussetzt. In dieser straffen Zusammenfassung aber lag die Größe und die Zeitgemäßheit der römischen Kirche. Er siegte, weil der Kaiser für sein Einheitsreich eine Einheitskirche brauchte, die nicht durch Glaubensstreit gespalten war. Auch ließ der arianische Glaube, der Gott und Christus für wesensähnlich erklärte, die Deutung zu, daß es mehrere Götter gäbe, während der Allgedanke nach einer göttlichen Spitze verlangte. Zudem hatte der römische Bischof seinen Sitz im Kaiserpalast und nah der Stätte, da die Apostelfürsten begraben lagen.

Es ist nicht empfindsames Mitleiden oder nicht das Heldische allein, das uns zu Totila und Teja zieht. Es ist das Schicksal selbst, das hier in seiner Unbeugsamkeit sich vor uns aufreißt und uns in seinen Bann schlägt. Am Vesun geht schulxlos und doch aus innerer Notwendigkeit heraus das Volk der Ostgoten zugrunde, weil es aus dem andersgearteten und andersgläubigen Norden kommend den Gedanken nicht begreift, dem die Zukunft gehört.

So sind sie alle untergegangen, die die zaubrische Ferne in sonnigere Breiten gelockt: Wie die Wandalen in Afrika dem Schwerte Belisars, des byzantinischen Feldherrn, erlagen, so brach über die Westgoten in Spanien die Flut des Islam herein. Ihr letzter König Roderich fiel im Kampfe gegen Tarik, den mohammedanischen Eroberer. Nur den Angeln, Sachsen und Jüten, die nach den britischen Inseln übersetzten, gelang hier der Aufbau eines eigenen Reichs. Indes die Burgunder und Langobarden dem immer weiter um sich greifenden Frankenstaat eingegliedert wurden.

Theoderichs großer Zeitgenosse und Gegner, der Frankenkönig Chlodwig, blieb an Weite und Großartigkeit des Geistes hinter seinem ostgotischen Schwager weit zurück. Doch als nüchterner Staatsmann erkannte er klar die Notwendigkeit der Stunde. Der Allgedanke ist ihm zeitlebens fremd geblieben. Ihm standen immer nur die Größe und die Macht seines Frankenreichs und der Glanz des merowingischen Thrones vor Augen. Doch dieses Ziel zu erreichen, hat er das höchste Vorbild sich genommen. Was im römischen Reich der Cäsar, das wollte er im Frankenreiche sein. So bedeutet der Übertritt zur katholischen Kirche für ihn keineswegs ein Bekenntnis zu deren großer Zukunftsidee, dem Allgedanken. Denn nur jene Oberhoheit über die Kirche seines Landes strebte er an, die die Kirche des Römerreichs ihrem Cäsar einräumte. Und so bedeutet das unaufhörliche Ringen um Erweiterung seiner Herrschaft nie den Wettkampf mit Byzanz. Nicht um den Allstaat ist es ihm zu tun, sondern um ein großes starkes Frankenreich.

Allerdings findet sich in dem unter ihm in christlichem Sinne umgearbeiteten salischen Gesetz der Satz, daß die Römer nichts wert seien, da sie die Apostel Jesu umgebracht hätten, während die Franken ihnen

Kirchen errichteten. Neben dem fraenklischen wird also auch hier schon der ausgesprochen christliche hrückliche Charakter des States betont. Die Berechtigung der Franken, die Römer in der Weltherrschaft abzuloesen, wird im Vorwort zu diesem Gesetz ausdrücklich hervorgehoben. Da diese Berechtigung christlich und nicht voelkisch begründet wird, ist der Schritt von solcher Anschauung zum Allgedanken kein allzu großer mehr.

Unaufhaltsam gehen die grossen Maechte der Geschichte ihren Weg. Waehrend der kluge Frankenkönig wähnte, diese für seine Zwecke nutzbar zu machen, nahmen in Wahrheit diese Mächte der starken Chlodwig Kraft und Können in ihren Dienst. Nachdem einmal die katholische Kirche durch die Bekehrung der Franken eine Bresche geschlagen hatte in das germanische Christentum des Wulfila, gab es fuer ihren Siegeszug kein Halten mehr. Und nachdem einmahl durch Chlodwigs Schwert ein starkes germanisches Reich geschaffen war, konnte dieses sich seinem weltgeschichtlichen Beruf, Träger und Stütze des Allglaubens zu sein, auf die Dauer nicht mehr entziehen. So wurde dieser harte Mann der Tat, ohne es zu wollen, zum Wegbereiter des Gedankens, dem die Zukunft gehörte.

Sein genialer Enkel Teudebert I ging bereits einen Schritt weiter. Nicht weniger rücksichtslos als sein Großvater, war er trotz all der Schattenseiten, die dem Geschlecht der Merowinger anhaften, doch vielleicht einer seiner größten Vertreter, weil neben aller Unbekümmertheit in der Staatskunst stets auch der Edelmut bei ihm zu Worte kommt, und die Zügellosigkeit immer wieder ausgeglichen wurde durch stolzes Wollen und durch das Streben nach einem großen Ziel. Dies Ziel war, die Krone der Allzeit dem Geschlecht der Merowinger zu erkämpfen. Als er nach Italien zog, griff er den Allgedanken auf und versuchte dem All eine germanische Spitze zu geben. Sein Ziel war die Krone der Cäsaren. Sein Unglück war, daß er den großen Justinian zum Gegner hatte, dessen Feldherrn Belisar und Narses die Wandalen in Afrika und die Ostgoten am Vesuv vernichteten. Vergebens legte Teudebert als einziger der Merowingerkönige sich den Titel Augustus bei. Er starb rechtzeitig, weil weder die Zeit reif war für einen germanischen Allgedanken, noch weil er selbst bei all seinem gewaltigen Planen einem Justinian gegenüber sich hätte durchsetzen können, der das Kaiserreich von Byzanz fast im Umfange des Augustus erneuerte.

Trotz all dieser germanischen Ansaetze blieb deshalb zunächst der römische Einfluß in der Welt überwiegend. Rom und Byzanz beherrschten geistig die Erde, nicht zuletzt dadurch, daß sie es verstanden, die Lehre der Kirchenväter der Philosophie der Griechen anzugleichen. Allerdings erhielt diese jetzt in der Frühallzeit ein voellig neues Gesicht.

Als Hellas stirbt, da nimmt griechischer Geist in edelster schönster Gestalt Abschied. Wie zum letztenmal griechisches Heldentum, ehe die Zeit politischerr Ohnmacht über Athen hereinbricht, bei Chaironaia stolz zum Schwerte greift, so lebt in Plotin, dem großen Nachfahren Platos, nach einmal das Beste der griechlichen Geistes auf, ehe dieser der aus dem Morgenlande kommenden Gedankenwelt das Feld räumen muss.

Als das Christentum die Tempel der Götter Griechenlands geschlossen und Pauli Torheit üüber die Weisheit Platos gesiegt, da bildete eine Zeitlang noch Athen eine letzte heldnische Insel. Hier lehrten griechische Philosophen, die an Plato und Aristoteles festhielten und von einer Vermengung mit den christlichen Gedanken nichts willen wollten. Als aber Justinian im Jahre 529, also im gleichen Jahr, als Benedikt das erste Kloster im Abendlande gründete, die Universität Athen schloß, da wanderten die letzten griechischen Denker nach dem Osten aus, dem Sonnenaufgang zu, nach Persien, wo der Gott des Lichts noch nicht dem gekreuzigten Gott hatte weichen müssen. Im Abendland war für sie kein Platzmehr.

Die antike Philosophie begann mit der Frage nach dem Wesen der Welt. Die Jonier suchten es im Stoff. Am Ende der griechischen Philosophie, bei Plotin, ist es allein der Geist, von, zu und in dem alles ist.

War der Beginn der griechischen Philosophie ein Neuanfang schlichthin, so wurzelt die christliche Philosophie in dem Glauben, der in ihr sich seiner selbst bewußt wird, und nimmt zugleich das Erbe

griechischen und morgenländischen Denkens in sich auf. Der christliche Glaube an den auferstandenen Herrn ist geboren aus der Messiashoffnung des Judentums und der Sehnsucht der Antike nach dem Weltheiland.

Die junge christliche Kirche konnte die Werte der Gedankenwelt, in die hinein sie geboren war, nicht verkennen. Also galt es, sich mit diesen Gedanken auseinanderzusetzen und sie in eigenem Sinne umzuformen. Vor einer ähnlichen Aufgabe, Widersprechendes miteinander in Einklang zu bringen, hatte schon das Altertum gestanden, als die Götter des Olymp zu sterben begannen. Immer neue Gottheiten waren aus Asien gekommen und hatten an den morschen Bau der Tempel geklopft, die Magna Mater aus Phrygien, der Sonnengott vom Euphrat und der vom Nil und endlich einer ganz anders als die anderen, den man gekreuzigt hatte und der doch nicht sterben wollte. Gegen all diese Sörter galt es sich zu wehren. Dass der wolken sammelnde Zeus Homers diesen neuen Gottheiten nicht gewachsen war, wusste man. Was aber war zu retten von dem Glauben der Vaeter und wie war es zu retten?

Die Philosophie des Spaethellenismus hatte zwei Schulen miteinander im Kampf gesehen: Antiochia und Alexandria. Die Antiochener klammerten sich an die Wortbedeutung. Die Alexandriner suchten hinter jedem Wort nach dem darunter versteckten eigentlichen Sinn. Die Allegorie von Alexandria hatte schliesslich über die Grammatik von Antiochia gesiegt. Denn wenn man die Wörterwelt von Hesiod retten wollte, dann war dies nur moeglich, wenn man versuchte, diese alte Lehre sinnbildlich umzudeuten. Das war um so leichter, als die römische Weltherrschaft nach einem einheitlichen Kult verlangte, also nach Gleichsetzungen und Angleichungen der römischen, griechischen, ägyptischen und sonstigen Götter. Dies Zeitbedürfnis also hatte der Schule von Alexandria zum Siege verholfen.

Den gleichen Weg wie Alexandria war auch der große jüdische Philosoph, Philo, ein Zeitgenosse Jesu, gegangen. Alles was im Alten Testament der Zeitanschauung widersprach oder als unsittlich empfunden wurde, zeigte er als Allegorie auf, hinter der erst der Wissende den wahren Sinn sah, den Jahwe in ein Gleichnis verborgen hatte. Und einen ähnlichen Weg ging die Frühallzeit. Wie der Inder seine Gottheit teilt in Brahma, den Schöpfer, Wischnu, den Erhalter, und Schiwa, den Zerstörer, so gibt es auch derer, die sich aus der Geschichte heben, drei Arten. Die einen, die ganz Großen, sind die Schöpfer, die Neugestalter, die, die der Menschheit neue Fernen aufreißen, und neue Aufgaben vor sie hinstellen. Ihrer sind wenige. Sie kommen nur, wenn ihre Stunde da und wenn eine Zeit sich zu Ende gedacht. Auch der großen Zerstörer sind wenige. Denn nur wenn Zerstörbares reif ist zum Sterben, ist ihr Tag. Viele aber sind, die erhalten. Ihre Arbeit wird leicht unterschätzt. Und doch sind sie notwendig wie die Maurergesellen, die Stein auf Stein sich zuwerfen in der Gleichmäßigkeit des Pendelschlags der Uhr. Der Plan des Hauses entsprang nicht ihrem Hirn. Und doch steigt ohne sie kein Gebäude vom Grundstein zum Dachfirst.

Als die Germanen das Altertum zerschlugen, da traf gesunde Jungmannschaft auf altersgraue Kultur. Jene Neuen aus dem Norden sahen nur das Vergilbte, das Luesterne, das Unreine, das Morsche. Sie schlssen die öffentlichen Häuser und verachteten, was das Morgenland in die Paläste der roemischen Großen getragen. Was sollten ihnen die Baeder des Caracalla, wo die Quellen in den Sabinerbergen reiner und klarer aus dem Felsen brachen. Daß aber in den Ländern des Suedens, in die ihr Schwert ihnen einen Weg gehauen, Kulturwerte lagen in unermesslicher Fuelle, die Sieger werden sollten dereinst auch über sie, das haben sie erst ganz allmählich verstanden. So lag eine ungeheure Aufgabe vor den wenigen Sehenden. Nicht um das alltagsmäßige Weitergeben vom Vater auf den Sohn handelte es sich. Es galt die ungeheuer reiche Hinterlassenschaft eines zu Grabe gehenden Jahrtausends zu sichten, zu sammeln, zu retten vor dem Sieger, soweit dieser ihr feindlich gegenüberstand, und umzuformen für die neue Zeit.

Umformen aber hieß umdeuten, hieß ausgleichen und angleichen, hieß, wie es Alexandria getan, hinter jedem Wort den Sinn suchen, weil sich Anschauungen nur angleichen ließen, wenn man hinter dem bloßen Wortsinn nach einem Geheimsinn suchte. Allzeit bedeutete Einheit der Welt. Dies war nur zu erreichen, wenn man den Widerspruch der Wortbedeutungen dadurch aufhob, daß man ihren Tiefensinn

erschloß. Und wie hier, so gilt der Allzeit die Wirklichkeit nie als Tatsachenwelt. Alles Sein ist ihr Sinnbild. So ist Allzeit Symbolzeit.

Damit erhielt auch die Kunst wieder ein Feld der Betätigung, das ihr verloren zu gehen schien. Als die griechische Kunst nach Rom gekommen war, da hatte sie, wie alles in Rom, in den Staatsdienst treten müssen. Das war ihrer freien Entfaltung hinderlich gewesen. Dann kam das Christentum. Es kam in eine Welt, die sich müde gerungen und sich satt und matt gekämpft. Es kam, die Menschen aus dieser Welt herauszuführen in eine andere, höhere, bessere Welt. Die Welt des Stoffes wurde verneint. Damit aber wurde auch die Kunst der Antike von dem neuen Glauben abgelehnt. Alle irdischen Kulturerrungenschaften verwarf man als vergängliche Gestaltungen sinnlicher Eitelkeit. Zudem hatte das Altertum vornehmlich seine Götter in Marmor und Erz gestaltet. Diese aber, jetzt zu Teufeln gesunken, durften unmöglich in ihren Bildern weiterleben.

Solche Auffassung schien der Kunst den Todesstoß zu versetzen. Aber Kunst ist unsterblich. Die hohe Aufgabe der Kunst der Allzeit wurde es, das Übersinnliche im Sinnbild gegenständlich zu machen.

Für die Allzeit gab es die Vorstellung nicht, daß irgendeine Erscheinung ihren Sinn in sich selbst trage. Auch für die niedrigste Sphäre der Wirklichkeit galt die Wahrheit, daß alles Vorhandene seinen eigentlichen Wesensgehalt nicht aus sich selbst, sondern allein von dem schöpferischen Urgrund, vom Absoluten her erhalte. Damit war eine doppelte Einstellung gegenüber der Gesamtheit alles Seienden gegeben.

Einerseits biegt aus dem Grunde des allzeitlichen Lebensgefühls ein tiefes Bewusstsein beschlossen von der Unzulänglichkeit des gesamten Seins. Sinnbildlich zum Aurdruk gebracht wird diese Unzulänglichkeit im Mythos vom Urfall, durch den die Sünde nicht nur den Menschen verdarb, sondern sich auf die gesamte Schöpfung als schwere Last legte. Denn in diesem Sinne, daß vom Sündenfall Adams nicht nur der Mensch, sondern die ganze Erde betroffen sei, hatte schon früh die Kirche die Stelle im Römerbrief, Kapitel 8. Vers 19, von demaüngstlichen Harren der Kreatur ausgelegt. Jedes Ding der gefallen Welt steht somit unter einem Fluch. Es bleibt nicht, wie es war, als es aus der Hand des Schöpfers hervorging und dieser es für sehr gut befunden. Durch den Fall erscheint es getrübt und seines ursprünglichen Vollkommenheitscharakters beraubt. Die Dinge, die dem großen Schöpfungsplan Gottes gemäß in paradiesischer Vollkommenheit in sich selbst vollendet in strahlender Schöne zu leuchten bestimmt gewesen, haben durch den Fall ihren herrlichen Glanz verloren.

Aber diese Welt steht nicht nur unter dem Fluch des Gefallenseins. Daneben hat sie teil an dem die gesamte Schöpfung mit einschließenden Erlöserwerk. Wenn auch der ursprüngliche Zustand vor dem Fall nicht vollkommen wiederhergestellt ist, so hat doch die Tat Jesu gleichsam eine Zwischenlösung, gefunden. Die Wunde, die ihr Adam schlug, ist noch nicht geheilt. Aber ihr ist ein Verband angelegt.

Der in der Person Christi zur Ausführung gelangte Heilsplan Gottes verläuft in zwei großen Abschnitten. Der erste Abschnitt reicht bis zum Jüngsten, Tage, also bis zu dem Augenblick, in dem die gegenwärtige Gestalt dieser Welt vergeht und die neue Welt der vollkommenen Erlösung an ihre Stelle tritt. In dieser gegenwärtigen Daseinsform befindet sich der einzelne Christ, sowohl wie die gesamte Schöpfung in einem Zustande, der zwar mit dem durch den Fall verursachten Grundschaden noch behaftet ist, der aber doch daneben schon die Kräfte der neuen Welt keimhaft in sich birgt. In der Verlorenheit der gefallen Schöpfung wächst langsam der Bau der neuen Welt heran, wie ein Denkmal, das noch die Hülle deckt und das wartet des großen Tages seiner Enthüllung. Diese neue Welt bereitet sich für den allzeitlichen Menschen in der sichtbaren Kirche vor.

Die gesamte Welt steht somit einerseits unter dem Gericht, andererseits aber auch jetzt schon unter der durch das Heilswerk gestifteten Gnade. So kreuzt sich ein tragisches Wissen um die Unzulänglichkeit des Seins mit dem hoffnungsfrohen Bejahen der Schöpfung, die auch in ihrer Verfallenheit dennoch immer Gottes bleibt und daher fähig ist, die Gottheit wenn auch nur in getrübt und gebrochener Weise sinnbildlich darzustellen.

In wunderbarer Harmonie hat die Allzeit diese beiden gegensätzlichen Betrachtungsweisen miteinander zu verschmelzen verstanden. Das Lebensgefühl der Allzeit hat dadurch eine Spannungsweite, die verloren ging, als die Allzeit zerbrach. Mit der ganzen Inbrunst freudigster Hingabe konnte der Mensch jener Tage die Buntheit und Fülle alles Lebendigen umfassen und blieb doch auch in der frohlichen und unverbildeten Bejahung der Dinge sich immer bewußt, daß es ein noch Größeres, noch Vollkommneres gab, dessen er in nie gestillter Sehnsucht hart. Aus dieser Sinnbild-Grundhaltung folgt eine Rangordnung der Werte, die in unerreichter Geschlossenheit die gesamte Welt einordnet und zusammenfügt zu einem grossartigen Stufenbau, in dem jeder einzelne Baustein den Platz einnimmt, der ihm zukommt, je nach der Fähigkeit, Sinnbild zu werden, Zeugnis zu geben von dem das Ganze tragenden schöpferischen Absoluten. Es ist gleichsam die Symbolgeladenheit, die jeweils einer Erscheinung ihre Stelle in diesem Bau anweist.

Als Grundvoraussetzung für alle irgendwie geistigen Schöpfungen dehnt sich der breite Unterbau der Triebe. Die Allzeit war sich stets bewußt, daß die niederen Stufen den höheren erst ihr Dasein ermöglichen. Auch den Geschlechtstrieb bejaht sie mit großer Unbefangenheit und erkennt seine Unentbehrlichkeit an. So glaubt Augustin, daß die Prostituierten, gleichsam stellvertretend leidend, die Reinheit und Ordnung der geschlechtlichen Beziehungen gewährleisten. Wenn nicht die dumpfen triebhaften Mächte dahin abgelenkt würden, dann wäre nach seiner Ansicht weder die Reinheit der Jungfrau noch die Sauberkeit des Familienlebens aufrecht zu erhalten.

Auf diesem breiten Unterbau des Allzumenschlichen erhebt sich der gewaltige Mittelteil der weltlichen Kultur. Auch er ist gestaffelt nach dem verschiedenen Symbolwert der einzelnen Lebensformen, über dem Nährstand, der Wehrstand, über der Ermöglichung steht die Sicherung allen kulturellen Lebens. Dann folgt, was in Kunst, Dichtung und Wissenschaft jeweils Zeugnis zu geben vermag von dem Geist der Zeit, was also in seinen mannigfachen Formen das reine Licht der göttlichen Allvernunft in farbenprächtiger Gestaltung symbolisch widerspiegelt, um zu enden in der Sphäre des rein Religiösen, das am Unmittelbarsten das Ewige versinnbildlicht.

Der ganze Stufenbau der Allzeit wird gekrönt durch die das All überwölbende Kuppel, die im Sakrament die Gottheit vergegenwärtigt und in der Glaubenslehre dem Unbedingten letzten gedanklichen Ausdruck gibt.

Mit alledem hieß Allzeit Geborgenheit. Aber diese Geborgenheit bedeutet nicht nur das sichere In-sich-ruhen in der gottgegebenen Begrenztheit eines von Gottes Himmeln umschlossenen endlichen Raumes. Mit unerhoerter Sicherheit tritt daneben jeder Gedanke und jede Tat auf, jede Lehre und jeder Stand. Ob es sich um die Großen der Erde handelt oder um dienende Brüder, das Bewusstsein der eigenen Bedingtheit scheint dem allzeitlichen Menschen völlig zu fehlen. Das war nur möglich, weil es für alle diese Menschen etwas Gemeinsames gab, das sie ausfüllte, das sie verpflichtete, das ihnen für ihr ganzes Denken, Fühlen und Wollen eine unbedingte Sicherheit verlieh. Dieses Gemeinsame war das Sich-eins-wissen mit der christlichen Menschheit, das Sich-geborgen-wissen in Gott. Alles Leben und Handeln des allzeitlichen Menschen war irgendwie Hingabe, war Aufgerufenwerden von dem göttlichen Wort. In jedem Geschehen, in jeder Sphäre des kulturellen Lebens leuchtete das Unbedingte auf, leuchtete gleichsam an jedem Punkt hindurch durch alle Bedingtheiten des Seins. Der Mensch der Allzeit konnte fallen. Aber nie konnte er so tief fallen, daß er nicht auch nach den erschütterndsten Erlebnissen immer wieder sich aufgefange und mütterlich geborgen wußte in dem Absoluten, das alle Teile des gewaltigen Baus der Allzeit trug, durchwogte und belebte.

Das ganze Kulturleben war getragen von der Gemeinschaft. Selbst die in tiefer Einsamkeit aus dem schöpferischen Geist eines begnadeten Einzelnen geborenen Leistungen müssen mit ihren Wurzeln stets in den Mutterboden einer wie immer gearteten Gemeinschaft greifen, wenn sie der Kultur dienen wollen.

Wenn in der Allzeit eine Kultur erblühen konnte, die in Allstaat und Allkirche und später in der Gralsdichtung und in den Gottesdomen unerreichte Höchstleistungen schuf, dann war der Grund hierfür nicht zuletzt die lebendige Verwurzelung aller Menschen gleicherweise in der Gemeinschaft, sowohl was

ihren Ursprung als auch ihre Rückwirkung auf eben diese Gemeinschaft betrifft. Die schöpferische Leistung gelang nicht nur, weil jedem Einzelnen seine Kraft aus der Gemeinschaft zuströmte, sondern auch, weil er in der Gemeinschaft den Widerhall fand, der diese Leistung erst fruchtbar werden

Der Mensch der Allzeit war, was er war, immer nur im Rahmen und als Glied einer Gemeinschaft, nie als Einzelner. Die Gemeinschaft des Berufs, des Standes oder des Glaubens bestimmten ihn bis auf den Grund seines Wesens. Alle seine Lebensäußerungen waren aus dieser Gemeinschaft gespeist. Selbst wer sich in bewußten Gegensatz zur Gemeinschaft stellte, in die hinein er schicksalhaft geboren war, konnte doch das Band nicht zerschneiden, das ihn mit dieser Gemeinschaft verknüpfte. Der Ketzer, der in Widerspruch zur Gemeinschaft der Kirche trat, war eben dadurch, daß er sich selbst als Ketzer wußte und seinen Widerstand gegen die kirchliche Gemeinschaft als Ketzerei, Abfall und Empörung anerkannte, in seiner unlöslichen Verbundenheit mit den Wertgehalten dieser Gemeinschaft gekennzeichnet.

Es gab für die Allzeit keinen Raum, in dem ein aus der Gemeinschaft Gelöster zu leben vermochte, keine Stätte, in die er sich hatte flüchten können. Wer in der Allzeit etwas schuf, war gleicherweise schicksalhaft verhaftet den durch Geburt und Geschichte ihm gewordenen Mutterboden bestimmten Gemeinschaft wie der, der sich im Gegensatz zu stellen wagte zude rihn umgebenden Welt. In der Allzeit gab es nicht eine Kirche und daneben einige von ihr sich lösende Einzelne. Auch wer sich in Gegensatz stellte zu den in seinem Stande geltenden Satzungen, der konnte aus seinem Stande nicht austreten wie aus einem Verein, bei dessen Zugehörigkeit der bewusste Entschluß zu entscheiden hatte. Der blieb, ob er wollte oder nicht, eingegliedert in diese schicksalhafte Gemeinschaft, die eben damit, daß er sich selbst als gebrandmarkt fühlte, ihre alles überragende Macht und umfassende Gültigkeit bewies.

Einheit der Welt, ein irdliches All war im Werden. Wem sollte die Führung zufallen? Vier Mächte standen auf dem Plan. Im Norden der Germanen, im Osten das Kaisertum von Byzanz, im Süden die junge Weltmacht des Islam und im Westen das ewige Rom, trotz seines Kräftezerfalls immer noch gewaltig und die Geister beherrschend durch seine uralte Tradition, deren sich langsam das Papsttum bemächtigte.

So war in der Frühzeit alles in Bewegung. In tausend Keimen drängte der Allgedanke ans Licht. Aber um ihn zur Entfaltung zu bringen, waren Jahrhunderte nötig. Zunächst standen, als der Germane in das Kaiserreich der Welt eindrang, sich überall unerhörte Gegensätze gegenüber. Wie verschieden im Grunde das Lebensgefühl des Germanen von dem des südlichen Menschen war, das zeigt nicht zuletzt die ursprünglichsten der Künste, die Musik.

Dem südländischen Katholiken genügte die Monodie. Seine Seele hörte ihr Echo in der wagerechten einzeiligen Tonfolge. Dem deutschen Christen genügte die Monodie nicht. In früher Zeit schon finden sich bei den Germanen Spuren der Harmonie. In ihnen ruht, von den Vätern her ererbt, das Gefühl für harmonische Mehrstimmigkeit. Der deutsche Mensch durchdringt die Monodie mit seiner Seele. Breit anschwellend strömt seine Musik der Unendlichkeit zu. Ihm wird Gesang zum Spiegel seiner selbst. Das Klingen seiner Seele findet das eigene Ich nicht in der Einheit, sondern in der Wahrheit, nicht in der Einstimmigkeit, sondern in der Mehrstimmigkeit. Rousseau hat einmal gesagt, Mehrstimmigkeit sei eine gotische, barbarische Erfindung. Aber eine Erfindung war es nicht. Es war der eingegrabene notwendige Ausdruck deutscher Seele.

Und neben der Einstimmigkeit im Süden und der Mehrstimmigkeit im Norden war es bei den Mittelmeervölkern die allgebundene Quint, bei den Germanen die eigenwillige Terz, die die Musik bestimmt. So waren in doppelter Hinsicht in ihrem Musikempfinden die beiden Völker sich völlig fremd, die zusammen die Zukunft aufzubauen bestimmt waren.

Im Gregorianischen Gesang hatte der fromme Papst Gregor der Große eine christlich-katholische Musik geschaffen. Die kirchliche Musik verschmilzt vollständig mit der Kulthandlung und wird untrennbar von der Liturgie. Beide wachsen zu einem Allkunstwerk zusammen. Im Gregorianischen Gesang offenbart

sich in schlichter Großartigkeit die Gebundenheit an das Göttliche. Die Musik weiß sich als Dienerin des katholischen Glaubens und ist in ihrer Eigenschaft als Quintmusik Verkörperin des Allgedankens.

Der Grundton und die dazu gehörige Oktave haben für unser Gehör etwas besonders Festliches. Sie unterscheiden sich wie hellgelb und dunkelgelb, die ebenfalls beide in ihrer Wesenheit einander gleich sind. Die Oktave ist durchsichtig klar, faßbar und in sich abgeschlossen wie der griechische Mensch.

Der Grundton und die dazu gehörige Quint sind Töne verschiedener Wesensart. Sie sind vergleichbar den Komplementärfarben blau und gelb, die gemischt grün ergeben. Grundton und Quint scheinen unzertrennbar zusammenzuklingen. Die Quint ist gleichsam der Vermittlungston zwischen Grundton und Oktave. Zwischen dem ersten, fünften und achten Ton besteht eine Art Verwandtschaft. Sind Quint und Grundton auch verschieden, so wirkt diese Verschiedenheit doch nicht sprengend. Sie wirkt vielmehr bindend, überleitend von einem gegebenen Zustand, dem Grundton, in einen zweiten Zustand, die Oktave, der mit dem ersten eine Einheit bildet. In dem Verhältnis 1-5-8 liegt eine innere Harmonie ähnlich dem Zahlenverhältnis beim Goldenen Schnitt. Die Quint ruht einerseits fest und sicher auf dem Grundton, ist gebunden an ihn, trägt aber auch das Streben nach Entwicklung in sich. Sie kann selbst zum Grundton einer neuen Oktave werden, kann nach einer neuen Quint verlangen oder sie geht ein in die Oktave des gegebenen Grundtons.

Zudem verbot das Bibelwort, Gott im Bilde darzustellen. Die Heiligen aber konnte man malen oder in Marmor gestaltet der Menge zeigen. In allen Kirchen hoben sich aus dem Goldgrund der Wände die edelsteingeschmückten Bilder dieser Frommen, zu denen man durch Kniefall oder Kuß die Bitten tragen konnte, die einem das Herz beschwerten. Die Macht des Heiligen stieg in der Masse, je mehr man wusste, was er schon vollbracht. So trat neben das gemalte Bild das geschriebene Heiligenleben, das um einen geschichtlichen Kern Sagen wand und Wunder schichtete von Tat und Beistand aus dem irdlichen Leben des Verewigten.

Aus der Meroringerzeit sind allein etwa 400 Heiligenleben überliefert. Zahlreiche sind von Germanen verfasst. Denn ihnen kam es weniger auf die äussere Form, das gemalte Bild, an, als vielmehr auf den geistigen Inhalt, auf ihr Wirken und ihr Leben. Um alle Heiligen fest im Zusammenhang des Weltgeschehen zu verwurzeln, begann man die Geschichte eines solchen Ortsheiligen häufig mit der Erschaffung Adams, so daß ein Heiligenleben eine kleine Weltchronik ist.

Auf allen Gebieten setzte sich in der Frühallzeit langsam der Allgedanke durch: in Kunst und Glaube, in Musik und Geschichte, in der Einheitssprache des Latein, im Feudalrecht, das alle Menschen eingliederte in eine große Lehenstpyramide. Erfüllt aber hatte sich die Zeit erst, als Karl dem Großen, dem Nachfolger der Merowinger, dem Herrn des Frankenreichs, die Allkrone wurde, weil Kraft, Gläubigkeit und Blickweite sich gleicherweise in ihm paarten. Der Hellenismus hatte ein Kulturall geschaffen, das römische Imperium ein Staatsall. Jetzt einten sich Christentum und Germanentum und bauten ein Glaubensall auf.

Jungallzeit

Langsam und in schwerem Kampfe gegen die Ungebündigkeit eigenen Wesens erwuchs nördlich der Alpen die germanische Großmacht, die dazu berufen war, das Erbe der römischen Cäsaren in die neu sich formende Welt der Allzeit hineinzutragen und damit den christlichen Völkern Mittelpunkt und Einheit zu geben. Daß der Germane dieser Aufgabe gewachsen war, hat er als Hüter des christlichen Glaubens am Tage von Tours und Poitiers bewiesen, der dem vordringenden Islam endgültig Halt setzte. Als er noch im selben Jahrhundert die byzantinische Oberhoheit auf italischem Boden brach, da stand er im Begriff, die Führung in Europa zu übernehmen.

Längst schon hatten im alten Süden die römischen Päpste schnell und klar die Kraft erkannt, die dem Gedanken Augustins vom Zusammenschluß der Welt im christlichen Glauben innewohnte, und mit der

Sicherheit ererbter Erfahrung verstanden, diese Erkenntnis in die Tat umzusetzen. Daher mußte nach dem Übertritt der Franken zum katholischen Glauben der Augenblick kommen, in dem die weltliche und die geistliche Macht sich auseinanderzusetzen hatten. Dann blieb die Wahl nur zwischen Kampf auf Leben und Tod, der beide zerschmettern konnte, oder einem Bunde, indem man sich über den Vorrang einigen mußte. Als diese Schicksalsstunde nahte, fand sie den Gewaltigen, der ihren Ruf verstand. Als der Franke Karl dem römischen Papst die Hand reichte und dieser ihm die Krone der Christenheit aufs Haupt setzte, da war Jungallzeit geworden

Nicht ist Geschichte Zufallsbildung blinder Mächte. Es geschah um die Wende vom 6. zum 7. Jahrhundert, dass zum erstenmal eine weltgeschichtliche Persönlichkeit die Leitung der Kirche übernahm. Als Gregor der Große sich über alle Bischöfe der Erde hob, als sein Wort die Völker der Christenheit binden und lösen sollte, da erfüllte sich die Sehnsucht Augustins. Zu gleicher Zeit aber geriet die Macht, die bislang Stütz und Hort der christlichen Kirche gewesen und ihren Anspruch auf die Allkrone erhoben, in tiefsten Verfall. Mit dem Tode Justinians versiegte die Kraft des byzantinischen Reichs. Und als es sich anderthalb Jahrhunderte später wieder erhob, da war es ein morgenländischer Staat geworden, der das Abendland nicht mehr verstand. Die Kirche Roms war ohne Schutz und Schwert.

Indes war diese keineswegs gesonnen, von dem Wege zu weichen, den zu gehen ihre Sendung war. Der Halt, den ihr bisher der Osten gab, war morsch geworden. So suchte sie nach neuem Rückhalt im germanischen Norden, wo eben jetzt von schottischen und irischen Mönchen dem christlichen Glauben neuer Boden gewonnen war. Gelang es dieses zukunftsreiche Neuland an die Provinzen Petri anzugliedern, dann konnte man das ferne Kaisertum im Osten entbehren, das man zugleich durch des Mohammed junges Schwert an seiner Wurzel bedroht sah.

Mit dieser gewaltigen Aufgabe betraute der Nachfolger Petri den Angelsachsen Bonifatius. Er hat diese Aufgabe unerbittlich gelöst. Sein Werk gelang. Er hat es ausgeführt in restloser Hingabe an den päpstlichen Auftrag und in tiefgläubigem Vertrauen auf den Beistand des Höchsten. Er brach nicht nur die Kraft der germanischen Götter. Er hat auch den Glauben und die Kirche der Germanen römischer Art, römischer Anschauung, römischer Form und römischem Geist angepaßt. Dadurch hat er sie zwar bündnisfähig gemacht für den Kampf, der die Weltherrschaftsstellung Roms über die Christenheit begründen und sichern sollte. Aber das Verhängnis daran war, daß germanische Gradheit mit romanischer Bewußtheit, daß nordische Unmittelbarkeit im Gotterleben mit priesterlichem Mitteltum gepaart wurde.

Als um die Mitte des 8. Jahrhunderts der fränkische Hausmeier Pippin, der Sohn Karl Martells, des Siegers von Tours und Poitiers, durch einen Staatsstreich die merowingische Königskrone an das Haus der Karolinger brachte, da war die einzige Stelle, die in den Augen der Menschen einer solchen Tat Rechtsgültigkeit geben konnte, der römische Stuhl. Zugleich fand der Papst erwünschte Gelegenheit, durch die Salbung den neuen Frankenkönig sich zu verbinden. So war zwischen Rom und dem fränkischen Norden das Bündnis vollzogen. Aber die Berührung der beiden Mächte war noch nicht eng genug, um zu einer Klärung ihres gegenseitigen Verhältnisses zu führen.

Vom ersten Augenblicke an, als Karl die Krone seines Vaters Pippin erbte, hat er bewußt danach gestrebt, das Frankenreich Chlodwigs zu einem christlichen Allstaat auszubauen. Als er die Langobarden, Bayern, sowie Teile von Spanien und Italien seiner Herrschaft unterworfen, als er auch die Sachsen gebändigt, die, der wertvollste aller germanischen Stämme, sich der Allheit der Welt nicht einfügen wollten, da wußte er sich so stark, daß er in sich den Herrn der Erde sah.

Als im Jahre 787 in Nicäa abermals wie einst zur Zeit des großen Konstantin ein ökumenisches Konzil tagte, einberufen von der byzantinischen Kaiserin Irene, da lehnte Karl, als ihm die Beschlüsse der Synode vorgelegt wurden, diese ab. Und sofort holte er zu einem gewaltigen Schlage aus, um nachdrücklich an Stelle des Kaisers am Bosphorus sich selbst zum Hüter des christlichen Glaubens und damit zum Allherrscher zu erklären. Für Byzanz sprach die große altgeheiligte Überlieferung. Dort saß der unbezweifelbar rechtmäßige Nachfolger des Augustus. Karls eigenes Haus aber stammte nicht einmal aus dem Blut der Götter wie das Königsgeschlecht der Merowinger, sondern besaß seit wenigen

Jahrzehnten erst Krone und Purpur. Wollte Karl den Cäsar von Byzanz beiseite drängen, dann blieb ihm nur derselbe Weg, den schon die Kirchenväter gegen die Weisheit von Athen beschritten. Aelter als Aristoteles war die Bibel. Ehe Cäsar war, war David, der vom Herrn Gesalbte, war Melchisedek, der Hohenpriesterkönig.

Die erste Antwort auf Nicäa sind die *Libri Carolini*, eine von Karl verfaßte Schrift über die Beziehung von Staat und Kirche. In ihr erklärt sich der König als der von Christi Stellvertreter Gesalbte, der neue David, der die Welt regiert, der Schützer der christlichen Kirche, der Allherrscher, der als Priesterkönig Gottes Wort auslegt. Ihm ist die Leitung der Mutter Kirche in den Stürmen der Zeit von Gott anvertraut. Damit reiht sich Karl nicht in die römische Geschichte der Caesaren, denen er doch nicht ebenbürtig werden kann, sondern in die Heilsgeschichte Gottes ein.

Die zweite und die entscheidende Antwort auf Nicaea aber ist Frankfurt. Etwa in der Mitte des Abendlandes am Main, der Europa waagrecht, dicht am Rhein, der es senkrecht durchschneidet, gründet er Frankfurt an der Stelle, die ihn schon als Aufmarschlager gegen die Sachsen gedient. Hierher beruft er 794 alle Bischöfe seines Reichs, auch aus Spanien, auch aus Italien. Auch des Papstes Vertreter müssen erscheinen. Ein Allkonzil, so heisst es wörtlich, soll hier gehalten werden, das Nicaea nicht gewesen, wo man soeben die reine Lehre Gottes verfälscht habe.

In Frankfurt wird die Bilderverehrung und was sonst im Morgenlande beschlossen, verworfen. Eine Reihe von Gegenverordnungen wird gefaßt. Und dann befiehlt der König Karl dem Papst, die Frankfurter Beschlüsse zu unterschreiben, der sieben Jahre zuvor seinen Namen unter Nicäa gesetzt.

Was bedeutet Frankfurt? Nicäa war ein altgeheiliger Name seit 325. Dem hatte Karl nichts entgegenzusetzen. So schafft er etwas Neues und gibt, ganz gegen jeden Brauch, dem neuen Ort den Namen seines eigenen Volks. Die Franken sind das neue auserwählte Volk, durch das Gott seine Großtaten vollführt. Nicht mehr Konstantin, sondern David. Frankenfurt, das ist Stromübergang, Rubikon, Zeitwende. Ein neuer Herr des All ist da, der zudem die Macht in den Händen hat, das All zu schützen. Auf denselben Tag und in dasselbe Frankfurt entbietet Karl auch die weltlichen Großen seines Reichs. Unter dem gleichen Herrn tagen Reichstag und Synode. Die Allzeit hat ihren ersten Höhepunkt erreicht.

Das All aber ist nicht mehr das Imperium Romanum, auch nicht mehr: nur das fränkische Weltreich, sondern, wie Alkuin es nennt, das *Christianum Imperium*. Wie das römische Reich seiner Idee nach die ganze Welt umfaßte, die Zugehörigkeit zu ihm aber an den Besitz des römischen Bürgerrechts gebunden war, so war der christliche Gott zwar der Vater aller Menschen, die Zugehörigkeit zum Allstaat aber an die Taufe gebunden.

„Mein Amt ist — so schreibt Karl zwei Jahre nach Frankfurt an den Papst — mit Gottes Hilfe die Kirche nach außen und nach innen durch Anerkennung des Allglaubens zu sichern. Dein Amt, heiligster Vater, mit zu Gott erhobenen Händen meine Feldzüge zu unterstützen.“ Zu diesen Feldzügen gehörten nicht zuletzt die Sachsenkriege. Mit der ganzen Treugläubigkeit des Germanen hat Karl, als Priesterkönig des Allstaats Jesu sich wissend, dessen Wort „Gehet hin in alle Welt und taufet alle Völker“ in die Tat umzusetzen sich berufen gefühlt. Als die Sachsen sich widersetzten, da zwang er sie mit seines Schwertes Schärfe. Der völkische Gedanke, dem erst in der Wirzeit der Sieg wurde, hatte in den Köpfen jener Menschen der Allzeit keinen Platz, deren einziger Daseinssinn war, die Welt ihrem Ziel näherzubringen: der Einheit aller Menschen im christlichen Glauben. Um diese christliche Allheit der Erde ist es auch Karl bitter ernst gewesen.

Die Kaiserkrone, die sich Karl 800 in Rom holt, ist nur das äußere Sinnbild und der letzte Ausdruck dieses Allstaats, der seit der Unterwerfung des Papstes unter den königlichen Willen bereits Tatsache geworden war. Als Priesterkönig des All bedurfte Karl ihrer nicht. Doch da einmal der grosse Kaisername in den Augen der Welt mit dem Allherrscher verbunden schien, hat Karl ihn schließlich angenommen. Unendlich viel mehr aber als für den Frankenkönig war für den Papst die Kaiserkrönung

eine Notwendigkeit. Der Papst setzte dem Frankenkönig die Krone der Cäsaren aufs Haupt. Damit war es der Stellvertreter Petri, der die neue Kaiserwürde verlieh. So war vor aller Augen Imperium und Sacerdotium, Herrscher- und Priesteramt, aufs neue geschieden und jetzt das Priesterkönigtum Karls nur noch an seine Person gebunden. Neben einem Priesterkönig als Herrn des All wäre auf die Dauer für den Papst kein Platz auf der Erde gewesen.

Waren die päpstlichen Urkunden bisher nach den Regierungsjahren der Kaiser von Byzanz datiert gewesen, so rechnet von 800 ab, mit kurzer Unterbrechung in den Jahrzehnten vor Otto dem Großen, fortan der Stuhl Petri während der ganzen Allzeit nur noch nach den Regierungsjahren der deutschen Kaiser.

Wenn den Menschen der Ichzeit etwas hinzog zur Antike, dann war es weniger ein Zurückwollen in das Traumland seiner vermeintlichen Kindheit als vielmehr ein Sehnen heraus aus der uferlosen Unbegrenztheit ichhaften Denkens hin zu der formvollendeten Gebundenheit des griechischen Eintags. Karl der Große sah das Altertum anders. Als fränkischer König kannte er Heerbann und Tingpflicht. Nun hatte sich vor seinem Blick die ganze große Kulturwelt des Mittelmeers aufgetan. Er sah, daß sie alt war und morsch. Er ahnte aber auch die ungeheuren Schätze, die sie barg. Und diese wollte er seinem Volk zugänglich machen. Darum fügte er den beiden germanischen Königspflichten Heer und Recht zwei neue bei: die Sorge für die Kirche und die Kunst.

Was der deutsche Mensch an Kunstleistung aufzuweisen hatte, war gering verglichen mit dem, was das Hellenentum hervorgebracht. Deswegen war es Karls Absicht, die hochentwickelte, aber muede gewordene Kunst des Suedens dem Norden nahbeizubringen, damit sie den empfaenglichen Geist des jungen, anders gearteten Volkstums befruchte, damit der deutsche Mensch an diesen ewig schönen Formen reife und sich bilde.

Die karolingische Baukunst hat keine eigenen Gedanken., Sie überlässt das vergaengliche Holz dem Profanbau und wählt nach dem Vorbild des Suedens für das Heiligtum des Eigen den die Jahrhunderte ueberdauernden Stein. Wenn Karl bewusst auf die Antike zurückgiff, um der Kunst und der Wissenschaft zu neuem Leben zu verhelfen, dann war es nicht die klassische Zeit der Hellenen, die ihm vorschwehte, nicht Thukydides, Sophokles oder Plato, nicht die Akropolis und die Formensprache des Phidias. Was er kannte, war Homer, Vergil und Horaz, war Ravenna und das kaiserliche Rom. Von dort nahm er, was er fand, trunken fast von den gewaltigen Werten, die der Geist des Mittelmeers erzeugt.

Aber wenn Karl auch bestrebt war, romanische Vorbilder mit germanischem Geist zu verschmelzen, in Wirklichkeit gelang ihm nur eine äußere Vereinigung beider. Grade weil er bewußt in der Kunst dem Allgedanken Rechnung tragen wollte, weil bei ihm alles Wille, Plan, Absicht, weil alles Vorschrift und Forderung war, deshalb hat auch seine Kunst, die Bauten, ebenso wie der Buchschmuck, einen lehrhaften Zug. Die Einheit der Welt zu fördern, brauchte er eine Allkunst, die überall gleicherweise zu Hause war. Das tonnenartig ansteigende Kuppelgewölbe des Aachener Münsters haben zahlreiche Kirchen fortan sich zum Vorbild genommen. Und das einzig erhaltene Werk aus Karls Zeit, die Torhalle des Klosters von Lorsch, zeigt bei aller Schönheit in Bau und Gliederung, daß sie in der Rheinebene ebensogut stehen konnte wie an den Abhängen des Apennin.

Nichts ist bezeichnender für die Kunst der Jungallzeit als der Musterriß einer Klosteranlage, die Karls Sohn Ludwig I nach St. Gallen schickt. Es ist kein Kloster, wie es aus dem Molossegebirg des Steinachtals herauswächst oder wie es der Formensinn des heimischen Künstlers gestaltet, sondern es ist das Vorbild eines Klosters schlichthin, eines Klosters an sich, wie es dem Allgedanken der Zeit entsprach. Karls Lebenswerk war vollbracht. Seine Größe war, daß er gleichzeitig den Allglauben brachte, das Allgefühl fühlte, den Allgedanken dachte. Mit ihm, dem es gelang, das Allreich zu schaffen, unter dem sich die lateinische Sprache als Allsprache durchsetzte, mit ihm, der der Allkunst den Boden bereitete, beginnt die Jungallzeit.

Und doch ist erst Jungallzeit, die mit Karl ihren Anfang nimmt. Sein Melchisedek-Gedanke hat sich nicht durchzusetzen vermocht. Karl war zu groß gewesen und sein Aufgabengebiet zu neu, umfangreich und schwierig, als daß ein Nachfolger sich leicht in die Wucht seiner Gedanken hätte finden können. Vergebens setzten sich unter der Regierung seines allein übriggebliebenen unfähigsten Sohnes Ludwig I des Undeutschen die besten und erfahrensten Männer ein für die Erhaltung der Einheit des Reichs. Wie er die germanischen Wort- und Schriftaltertümer, die Karl der Große sorgsam hatte sammeln lassen, verbrennen ließ, damit die in ihnen noch lebendigen nordischen Götter nicht sein Seelenheil gefährdeten, so gelang es ihm auch in kurzer Zeit, die ungeheure Machtfuelle zu vergeuden, die ihm sein Vater hinterlassen. In den drei gewaltigen Karolingern Karl Martell, Pippin und Karl dem Großen hatte sich die Kraft des Geschlechts erschöpft. Umsonste war das Bemühen eines Wala, des dem großen Karl Bluts- und Geistesverwandten, der immer wieder das Reich in die gewaltige Bahn des ersten Frankenkaisers zurückzulenken suchte und dafür selbst seinen Ruf und seine Stellung opferte. Es war zu spät. Zumal nachdem die Jahre 843 und 870 eine tatsächliche Aufteilung des Reichs gebracht hatten.

So hat denn bald, als die Karolinger versagten, der Papst die Einheit der Welt wiederherzustellen versucht. Als Nikolaus I, der geistesgewaltige, klare Römer, die Geschlossenheit der Kirche erzwang, indem er sie von den Fesseln staatlicher Bevormundung befreite, da schien er das Erbe des großen Karl anzutreten. Zum erstenmal in dem weltgeschichtlichen Rangstreit um das Regiment im All schlägt damit das Pendel nach der anderen Seite.

Wie sich dem strebenden Jüngling, der am Scheidewege steht, zwei Wege öffnen, deren jeder ihn in eine andere Richtung weist, der eine in Tat, der andre in Tiefe, der eine in Kampf, der andere in Weisheit, der eine in irdische Größe, der andere in reine Liebe, so stand jetzt im 9. Jahrhundert auch der Papst an solchem Scheidewege. Er konnte sich wie Karl zum Hohenpriesterkönig machen und alle Gewalt in seiner Hand vereinigen. Oder er konnte, aller weltlichen Macht entsagend, sich rein auf das geistige Gebiet beschränken. Den ersten Weg war Augustus gegangen, der Imperator und Pontifex maximus. Den zweiten Jesus. Nikolaus entschied sich, als er sein Priestertum mit dem Machtgedanken Karls des Großen verband, für den Weg des Augustus. Aber schon nach seinem Tode geriet die Macht, die berufen schien, der auseinanderberstenden Welt die Einheit zu wahren, in immer tieferen Verfall, bis sie ein Spielball der römischen Adelsgeschlechter wurde. Der Papst, dem Namen nach nach immer Oberhirt der Christenheit, war nicht mehr Herr in seinem eigenen Sprengel.

Als im Jahre 911 die männlichen Nachkommen Karls des Großen in Deutschland ausstarben und als das ostfränkische Erbe nicht an die Karolinger in Westfranken fiel, da war damit der Allsstaatsgedanke Karls zunächst gescheitert. Die Wahl Konrads I schuf ein neues deutsches Königtum.

Aber das Allgefühl der Zeit war eine so lebendige Selbstverständlichkeit, dass es sich nicht ausrotten liess. Bald siegte die junge Herbheit des deutschen Nordens über die Verderbtheit Roms. Abermals war es ein Germane, der dem Allgedanken in neues Leben half. Der grosse Sachse Otto habaute ihn in einer Hoheit aus und Heiligkeit, dass die kommenden Jahrhunderte ihn als gottgegeben und unantastbar empfanden und als die einzig mögliche und gottgewollte Form menschlichen Zusammenlebens auf der Erde.

Drei Arten gibt es großer Männer. Die einen werden zu früh geboren. Weit ihrer Zeit voraus dringt ihr Auge durch die Nebel der Zukunft, reißt ihr Griff Schleier auf Schleier, der vor der Ferne hängt, vernimmt ihr Ohr Töne, die erst den Enkeln sich zu Harmonien gestalten. Glückliche sind sie im Schauen des neuen Lichts. Unglücklich nur, soweit sie das, was sie begreifen, nicht der Umwelt verständlich machen können. Wären sie später geboren, man würde Palmen vor ihnen streuen. So pflegt man sie zu verlachen, zu kreuzigen oder zu verbrennen. Und eine dankbare Nachwelt erst wirft ihr Verdammungsurteil auf die Menge, die stumpf an diesen Großen vorüberging, und windet späte Kränze für die Stirnen derer, an die das billige Gespött der Zeitgenossen sich gewagt.

Andere werden zu spät geboren. In eine Zeit, in der die Wege, auf denen sie Führer sein wollten, längst überwuchert und verschüttet sind. Das sind die, die eine unaufhaltsame Entwicklung hemmen wollen.

Und wissen nicht, daß es nur vorwärts geht. Die auf abgegriffenen Münzen wieder die alten Bilder erstehen lassen wollen. Und sehen nicht, daß die Prägungen und Zeichen von einst unwiederbringlich dahin sind. Das sind die Herbstgeborenen, die den verweltkten Blättern neues Leben einhauchen wollen. Und vergessen, daß ein langer Winter dazwischen liegen muß, ehe wieder der Frühling keimt. Man stößt sie beiseite. Denn sie gehören nicht in die Zeit. Und doch ist in den Edelsten von ihnen noch etwas von vergangener Größe, das noch einmal Gewalt gewinnen will und, wie in Demosthenes, Cato oder Julian, etwas von der Reinheit derer, deren Tod den Irrtum ihres Lebens entführt und verklärt.

Und die dritten endlich werden zur rechten Zeit geboren. Das sind die Glücklichen, denen Mit- und Nachwelt gleicherwelle den Lorbeer reicht. Sien erfüllen, was zu erfüllen ist. Sie vollenden, was der Vollendung hart. Mit starkem Arm zwingen sie die reife Ernte in die offene Scheuer. Es ist, als ob in ihnen sich der ganze Wille und die ganze Sehnsucht ihrer Zeit zusammenballte zu Leben und Tat. Am größten aber unter ihnen, weil an urwüchsigsten, sind die, die in sich des eigenen Volkes Kraft und Sehnsucht in voller Fülle verkörpern. Deshalb war der Sachse Otto, des Königs Heinrich Sohn, einer der ganz Grossen, weil er den Schlag der Weltenuhr gehört und weil zugleich in ihn die starke Ungebaendigkeit seines nordischen Volkstums wohnte. Weil er da stand wie der Heimatbaum der Waelder, die ihn geboren, wie die Eiche königlich an Wuchs und königlich an Stolz, ragend über des Waldes niederes Gestrüpp, trotzend nach allen Seiten durch der Aeste Wucht, Schutz bietend mit seinem gewaltigen Blätterdom gegen Regen und Schnee und Sonne, und dabei mit seinen Wurzeln so tief in das heimatliche Erdreich greifend, daß kein Sturm ihn, den Schollverwachsenen, entwurzeln kann.

Mit Otto und nicht mit dem Franken Karl beginnt die große deutsche Kaisergeschichte. Er war nicht nur ein Sohn Niedersachsens, der Urheimat deutschen Waldes, deutschen Wesens und deutscher Wehrhaftigkeit, jenes Landes, in dem die Sonne selten zu Gast weilt. Nie steigt sie hier in des Himmels höchsten Punkt. Meist, wenn sie kommt, schieben sich Wolken vor das flammende Gestirn des Mittags. Hier ist die Härte zu Hause, hier die Herbheit. Hier sitzen Kraft und Kargheit beisammen. Hier paaren sich in Moor und Heide Traum und Tat. Darin lag bei Otto das Gewaltige, daß er der nordische Mensch schlichthin war, der Niedersachse mit all seinen Fehlern und Leidenschaften, aber auch mit seinem heldischen Drang nach Freiheit und Herrentum, der wie wenige die ungeheure Tragweite begriff, die das kurze Wort „Nie“ birgt, der fest und aufrecht im drängenden Leben stand, all seine Höhen genießend, in all seinen Tiefen erschauernd und der doch nie sich überwuchern ließ von fremder Art.

In Otto war alles lebenssprühende Gesundheit. Zupacken lag ihm näher als Zuschauen. Wo er war, war die Kraft, war der helle Tag, war das Leben, war Handlung, Entwicklung, Aufstieg. Was morsch und schlaff und blutleer war, das drückte sich beschämt aus Ottos Nähe. Aber auch was in die letzten Tiefen griechischer Bildung wollte, fand sich an Ottos Hofe nicht zurecht. In König Heinrichs Pfalz in Goslar hatte die Kultur keine Stätte gehabt. So sehr war Buch und Schrift dort in Verruf gewesen, daß die fromme und kluge Königin Mathilde, die Urenkelin des großen Sachsenführers Widukind, erst nach ihres Gatten Tode das Lesen lernte. Otto, der gleichfalls erst als König sich die Kunst des Lesens aneignete, hatte mit klarem Blick die Gefahr erkannt, die in des Vaters Ungeistigkeit lag. Er war sich bewußt der ungeheuren Schätze der Mittelmeerkultur. Griechen und Schotten, in deren Ländern damals die Bildung ihre Hauptstätte gefunden, drängten sich an seinen Hof. Imumer aber erlaubte er dieser fremden Gedankenwelt nur soweit Zutritt, als sie deutscher Art sich anpassen liess. So band dieser Gewaltige, weil er immer ganz und echt er selber blieb, Charakter und Geistigkeit zu neuer Einheit.

Lateinisch hat Otto nie verstanden, aber neben der Muttersprache doch noch Französisch und Wendisch beherrscht. Er war der Mittelpunkt des geistigen Lebens seiner Zeit. Er hat aber auch verstanden, daß zum Inhalt die Form gehöre, die ihn faßt und die ihm gerecht wird. Daß die Krone des Glanzes und der Königsmantel des Purpurs bedarf, damit die Masse des Königs gewahr werde. Aber ebenso hat er verstanden, daß aller Zauber der Königsherrlichkeit eitel ist, wenn unter dem Purpur nicht das Herz des königlichen Menschen wohnt und wenn der Mantel nicht dem Mann entspricht. Deshalb tritt durch ihn und unter ihm die erste große deutsche Kunst, die Ottonik, ins Leben.

Man hat die Kunst, die aus dem Sachsenlande der Ottonen stammt, Romanik genannt, wie man so oft in Namen sich geirrt. Was die Ichzeit Romanik nannte, das ist der erste große Baustil, den der germanische Mensch geschaffen, das ist Ottonik, ein Baustil, der die antike Form dem germanischen Raumgefühl gemäß umschmilzt.

Der Mensch der hellenischen Antike bezog alles, auch den ihn umgebenden Raum, auf sich selbst. Ihm ist der Raum nur dienender Zweck, den er vernachlässigen kann. Er will der Herrscher sein. Er will sich nicht von einer Wölbung, von eines Baues festgefügtter Form beherrschen lassen. Er baut um seine Gottheit freie Säulen, kein festes Haus, das sie dem Blick der Menge entzieht. Sein Zeus von Olympia, seine Venus von Knidos sind an die Stätte nicht gebunden, für die der Künstler sie erschuf. Sie könnten, auch am Nil den Wohnsitz nehmen. Auch auf dem Atlas wären sie zu Hause, oder auf dem Kapitol.

Der deutsche Mensch lebt in den Wäldern seiner deutschen Heimat und ist von dieser Umwelt nicht zu lösen. Er ist organisch mit dem Raum verbunden, mit dem Eichenwald, der ihn umgibt und der zu ihm gehört, mit dem Buchendom, der sich über ihm wölbt. Man hat Allvater Wodan nicht gestaltet, Hätte man es getan, er wäre ausserhalb der deutschen Waelder den andern Völkern wesensfremd erschienen und artfremd. Er hätte nicht zu ihnen sprechen können, wie Zeus zu Afrika und Asien sprach.

Der deutsche Menich will irgendwie zum Raum. Er sucht die Form, in der sein Ergriffensein von dem Unfassbaren Gestalt finden will, meidet es über das Unfassbare gegenständlich zu machen. Er kennt und steht nicht wie der Grieche den gestalteten Gott. Er sieht den Gottesraum. Der Dom ist ihm nicht wichtig, weil er den Altar birgt, sondern als Haus, in dem Gott selbst wohnt, wie ehemals im Buchendom oder im heiligen Hain. Ottonik ist Raumkunst, den Griechen unbekannt, aber vorgedacht von den Römern, die in der von ihnen bewaeltigten Woelbung bereits den allüberwölbenden römischen Herrschaftsgedanken zum Ausdruck bringen.

Wie große Gottesburgen, nicht wie Betstätten heben sich die ottonischen Dome von den Wäldern der Sachsen bis zur Donau. Sie sind gewachsen wie der Buchendom, der ihnen Vorbild war. Nicht wie in Hellas ruht hier ein Dach auf Säulen, das sich leicht von diesen Säulen wieder lösen läßt, weil jedes Glied des ganzen Tempelbaus stets seine Eigenheit zu wahren trachtet. Der deutsche Dom kennt keine Säulen. Er kennt nur Pfeiler, die das Rückgrat der Wände bilden und die die Kuppel tragen, die das All überwölbt. Doch nirgends ist Einschnitt, nirgends Anfang noch Ende. Alles wächst ineinander. Alles fließt zusammen. Ein Lebensstrom durchpulst den ganzen Bau. Kein Teil läßt sich von andern Teilen lösen. Wie man im Buchendom dem Stamm des Baums nicht seine Krone oder Rinde nimmt, ohne die Lebensadern zu durchschneiden.

Zwei Jahrzehnte fast hat Otto gegen Neid, Untreue und Verrat sich zu wehren gehabt. Wer siegen will, muß seinen Glauben als unentrinnbares Schicksal empfinden. So hat Otto stets gehandelt. Ohne sich dessen bewußt zu sein. Ganz Große handeln immer gemäß der Kraft, die in ihnen wohnt. Nicht wie andere aus Berechnung oder Zweck.

Als der König im Jahre 955 die Ungarn auf dem Lechfelde vernichtende geschlagen, da war das Reich gesichert. Nie wieder haben diese seitdem deutschen Boden betreten. Sie siedelten sich im Osten Europas an, wurden nach und nach ein friedliches, aber stolzes und ihrer nationalen Würde immer sich bewußtes Ackerbauvolk. Durch alle Jahrhunderte haben sie fortan zu Deutschland in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden.

Nach dem Siege auf dem Lechfelde schuf Otto das Reich um. Die starke Grundmauer bildete seitdem die Kirche. Aber Otto war sich klar, daß die Grundmauer erst dann voellig fest wurde, daß er erst dann die deutsche Geisteskeit in nicht zu erschütternder Treue an sich band, wenn er als Kaiser auch über dem hoechsten Kirchenfürsten, über dem Papst selbst thronte. Die Kaiserkrone Roms erst konnte den Abschluß des Baus bilden, den er errichtet und der allein die Einheit der Befehlsgewalt verbürgte.

Zu der innerstaatlichen Notwendigkeit kamen andere Erwägungen, die Otto zu dem Romzug zwangen. Das römische Weltreich, wie es Augustus geschaffen, der Menschheitsstaat, wie ihn Augustin als Unterbau

des Gottesreichs gesehen, waren aus den Gedanken der Menschen nicht mehr wegzudenken. Das Kaisertum war die höchste staatliche Ordnung. Das kaiserlose Jahrhundert, das auf die Söhne Ludwigs I folgte, sah das Abendland in Verfall und Niedergang, sah die alten Kulturstaaten verheert von Mongolen, Mohammedanern und Normannen, sah das Papsttum in einer Verkommenheit, wie sie grauenvoller nicht auszudenken war. Kaisertum bedeutete Kraft und Ordnung. Kaisertum war Rückgrat aller staatlichen und sittlichen Gemeinschaften.

Der deutsche Mensch war von je auf sein trotziges Sondersein gestellt. Alle deutschen Menschen zu einem Volk zusammenzufassen, dazu bedurfte es einer von aller Welt anerkannten, ehrfurchtheischenden, überstaatlichen Gewalt, die gottgewollt in sich selber so viel Macht und Ansehen, Würde, und Obrigkeitsbefugnis vereinte, daß eine Auflehnung gegen ihre Befehle nicht möglich war. Das war allein das Kaisertum. Völkische Staatskunst setzt ein Volk voraus. Zu einer solchen festen Einheit waren die deutschen Stämme noch nicht verbunden.

Die Herzöge von Bayern und Schwaben hatten im 10. Jahrhundert wiederholt in die Verhältnisse in Italien und Burgund eingegriffen, Herzog Arnulf von Bayern sich sogar die Königskrone aufgesetzt. Da Bayern seiner Lage nach sowohl mit dem romanischen Süden wie mit dem germanischen Norden gehen konnte, so lag die Gefahr eines bayrisch-italienischen Reiches nahe, bei dem der deutsche Norden ausgeschaltet war. Denn ein derartiges Südreich hätte seiner nicht bedurft. Dieser Gefahr war nur durch die Kaiserkrone auf dem Haupt des deutschen Königs zu begegnen.

In einem bayrisch-italienischen Reich mußte die ältere Kultur des Romanen und dieser selbst die erste Rolle spielen. War es zudem ein Zusall gewesen, daß die Grenzen des Allstaats des großen Karl sich fast genau mit den Grenzen des Gebiets deckten, das in der vorchristlichen Zeit die Kelten bewohnt hatten? Die Kaiserkrone auf dem Haupt eines bayrischen Fürsten hätte einmal das Land südlich des Main romanisch werden lassen, genau wie einst das Frankenland romanischem Einfluß verfallen war. Und zugleich wäre wieder ein keltisch-romanischer Allstaat entstanden, in dem die deutsche Seele nicht zu Wort gekommen wäre. Deutsche Kultur und Ueberlieferung, deutsche Sitte und Weltanschauung zu erhalten, war nur unter Führung des norddeutschen Sachsen möglich, wo soeben in der Ottonik sich die erste deutsche Kunst zu entwickeln begann.

Zwei Welten rannten damals, wie auch später, gegen das deutsche Volk, vom Westen die Romanen, die in Italien, Spanien und Frankreich einen neuen einheitlichen Menschenschlag zu bilden begonnen hatten, vom Osten die Slawen, die, wenn auch auf niederer Kulturfuß stehend, doch in stetem Vordringen auf den Rhein zu über die Hälfte Europas in ihrem Besitz hatten. Ein deutscher König wäre in dieser Umklammerung erdrückt. Nun ein Kaiser, der die Krone des Augustus trug, konnte sich solcher Feinde erwehren.

Das Mittelreich Kaiser Lothars, das von Italien abgesehen Flandern, Brabant, Holland, Lothringen und Burgund umfaßte, war ein Gegenstand steten Streites zwischen Deutschland und Frankreich. Trug der deutsche König die römische Kaiserkrone, dann war auf seiner Seite das größere Recht auf das Erbe Lothars.

Zudem war allein das Kaisertum imstande, das Abendland gegen den Ansturm von Asien und Afrika zu sichern. Der Träger der Krone des Augustus stellte eine Macht in der Welt dar. Diese Macht ungenutzt brach liegen zu lassen, war unmöglich. Wer sie zuerst aufgriff und behauptete, der hatte einen gewaltigen Vorsprung vor den anderen Völkern. Griff sie der französische König, der leibliche Nachkomme Karls des Großen, auf, dann hätte er, der romanisierte Franke, auch Deutschland romanisiert. Dann wäre das Reich Lothars französischer Besitz geworden, vielleicht auch Schwaben und Bayern, deren swebische Stammesgenossen in Spanien bereits völlig im Romanentum aufgegangen waren.

Aber auch für Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung war das Kaisertum mit Italien eine Notwendigkeit. Ließ Otto einem bayrischen oder romanischen Fürsten die römische Kaiserkrone, dann war Deutschland vom Welthandel abgeschnitten. Wie klar dies Otto erkannte, zeigt, daß nach

Unterwerfung der Lombardei sein erster Schritt der Abschluß eines Handelsvertrages mit Venedig war. Denn die lombardische Ebene war in der Jungallzeit der Handelsmittelpunkt der Welt.

Das Kaisertum Ottos des Großen hat die Entwicklung der deutschen Menschen zu einem Volk und die der deutschen Stämme zu einem Staat nicht aufgehalten, sondern erst ermöglicht. Die Verbindung der römischen Kaiserkrone mit der deutschen Könige Krone war eine Frage der Macht, der Staatsnotwendigkeit, der Wirtschaft und der Weltanschauung. Nicht aber war sie eine Frage des Ehrgeizes, noch gar der Sehnsucht nach der Sonne des Sildens oder nach den zerfallenen Tempeln des Altertums.

Wenn das Kaisertum Ottos Großen auch nach drei Jahrhunderten zusammenbrach, es hat dem deutschen Menschen doch ein Erbe hinterlassen, kostbarer als alle Reichtümer der Welt. Wer herrschen will, muß lernen über den Dingen zu stehen, muß die Verhältnisse und Menschen in ihrer Vielgestalt und Eigenheit, mit all ihren Schwächen und dem, was Großes in ihnen wohnt, begreifen lernen. Als das deutsche Volk jahrhundertlang die Herrschaft der Welt in den Händen hielt, da hat es dies gelernt. Dies Verstehen ward ihm zum Unheil in der Ichzeit, wird ihm zum Segen in der Wirzeit werden. In einer Zeit, in der langsam die Könige ihre Untertanen zu einem Volk zusammenschweißten, da ist der deutsche Mensch, immer noch befangen im Allgedanken seiner großen Vergangenheit, staatlich und völkisch hinter den Nachbarn zurückgeblieben. Ihn wird die Wirzeit erst zur Volksgemeinschaft einen. Dafür aber wird er den Wirgedanken reiner und geläuterter denken als die anderen Völker. Das verdankt er dem kostbaren Erbe Ottos des Großen und dafür wird er ihm dankbar sein durch die Jahrtausende.

Ein deutscher Mann war Otto, von unerhörter Sicherheit im Denken und im Handeln, beseelt von jenem unerschütterlichen Glauben an die eigne Sendung, durch den die Großen sich zu voller Größe glauben. Gemarktet hat er nie und nie gefeilscht. Gab er, dann gab er ganz. Vergab er aber, dann hat er auch für alle Zeit vergessen. Nie hat er um die Folgen sich gekümmert, wenn seine Königspflicht im Spiele war. Zu bitten war er nicht gewohnt, wo er ein Recht zu fordern sah. Wenn er sich auf dem rechten Wege wußte, dann hat er Widerstände nicht gekannt.

Die ganze Nüchternheit des Vaters verband er mit der tiefen Gläubigkeit der Mutter. Er fastete vor jeder großen Tat. Nie zog er ohne die heilige Lanze in den Kampf. Er war ein Christ, ein Krieger und ein König. Vor allem andern aber war er Mensch. Was klein war, wurde groß durch ihn. Was aber groß war, das hat er stets geachtet und gefördert. Und wenn für die Germanen ehemals unmännlich galt, durch Schweiß sich zu gewinnen, was sich durch Blut gewinnen ließ, Otto hat auch darin Wandel geschaffen und der Arbeit den Ehrenplatz gewiesen, der ihr gebührt.

Otto der Große hat gewusst, wozu er berufen und welchen Rufs das Schicksal ihn gewürdigt. Ein Held der Vorzeit schien er mit seinem langen wallenden Barte, ein geborener König, der alle mit in seine Bahnen riss. Wie jener andre Otto aus dem Sachsenwalde, so hob sich auch der Sachse Otto, beseelt von der gleichen heißen Heimatliebe, schollverwachsen, schlicht, unermüdetlich und Jahr um Jahr mitsfeinem Werke wachsend über der Erde Dunst imd Nebelschleier. Sie beide, Otto der Kaiser und Otto von Bismarck haben Unvergängliches geschaffen, wenn auch ihr Werk zerfiel wie aller Menschen Werk. Staaten stürzen. Burgen brechen. Bäume bersten. Wälder wandeln sich zu Moor und Heide. Menschengeschlechter kommen und sterben. Doch jede große Tat zeugt wieder Taten. Und jeder große Mensch laßt seine Spur, die nicht verweht im Wandel der Aeonen.

Es ist schwer, eines Großen Sohn zu sein. Der Vater nahm vorweg, was des Sohnes stürmisches Begehren dem Leben selbst abzurufen dachte: den Ruhm, die Tat, die Fülle neuer Gedanken. Aber er nahm ihm viel mehr als das. Er ebnete ihm den Weg. Und dadurch nahm er ihm die Hindernisse, die auf des Sohnes Bahn sich sonst gehäuft und deren Überwindung diesem nicht nur die Kraft gestählt, sondern einen Maßstab für das Leben in die Hand gegeben. Auf dem Thron liegt immer die Sonne des Glanzes, die alle Maßstäbe golden widerspiegelt und sie verschiebt und sie unwirklich macht.

Otto der Große bestieg mit 24, sein Sohn Otto II mit 18 Jahren den Thron. Vom Vater früh in die Gedankengänge seiner Staatskunst eingeweiht, war er gewillt, an diesen Linien festzuhalten und die Herrschaft im Sinne seines gewaltigen Vorgängers zu führen. Dieselbe Tatkraft und Selbstsicherheit, die Otto 1 von Erfolg zu Erfolg geführt, lebte auch in dem Sohn. Es schien, als ob der alte Kaiser verjüngt und vergeistigt noch einmal den Purpur umgetan.

Zur Kirche blieben die alten Beziehungen. Otto fühlte sich wohl in der Umgebung kluger Bischöfe. Den hochbedeutenden Willigis erhob er zum Erzbischof von Mainz. Bischof Bernward brachte die Kunst von Hildesheim zu hoher Blüte. Und Ottos feingebildete Gemahlin, die griechische Kaisertochter Theophano, unterhielt sich gern mit den Gelehrten an ihrem Hof.

Rastlos war Otto wie sein Vater. Gegen Dänemark, gegen Frankreich, gegen Süditalien hat er sich mit unerhörter Tatkraft gewehrt. Stets war er bereit, zu handeln, aber auch schnell zum Zorn, ohne Hinterhältigkeit, durchdrungen vom Gefühl der eigenen Würde. An Mut übertraf ihn keiner. Der bleiche Tod der Sarazenen, so staunten ihn die Zeitgenossen an. Und war doch nicht groß genug, dem Schmeichelwort zu widerstehen. Denn wer sich an ihn drängte, kam ihm näher als wer sich stolz im Hintergrunde hielt.

Der auf dem Gipfel Geborene steht höher als wer im Tal das Licht der Welt erblickt. Ihm ist der Aufstieg geschenkt, den der andere nicht ohne Beschwer bewerkstelligen muß. Nutzt er den Vorsprung, den ihm Geburt, Blickweite und nicht zulezt die Selbstverständlichkeit der Beherrschung der Form gewähren, stählt er den Körper in bewußter Arbeit zu Kraft und Härte, die dem Steigenden durch seines Steigens Schweiß von selber zufällt, müht er sich mit seines Willens ganzer Kraft, mit seines Geistes voller Schärfe um Vervollkommen und um Vollendung, wie jener, den das Tal gebar, bucht er, was die Geburt ihm vorgeschossen, als Vorschuß nur und als Verpflichtung doppelt großer Leistung und scheut er keine Last und keine Mühe, größer, besser, wertvoller zu werden, dann kann er sich in eine Höhe heben, die über Wolken und dem Dunst der Erde allein dem Allergrößten sich erschließt.

Fast immer aber überholt der Talgeborene den anderen trotz all seines Vorsprungs. Wegkundiger, wegsicherer und des Steigens von früher Jugend schon gewohnt, trifft er den Gipfelgeborenen meist, wie er in allzusicherem Gefühl seiner Unüberholbarkeit nicht immer wachsam das Auge in alle Schluchten schickt oder gar sich verliert auf abseits gelegene Höhen.

Otto II schritt zu stürmisch voran, als daß zunächst ihn jemand hätte überholen können. Ob er die höchsten Gipfel erreicht, ob er sich auf Abwege verloren, sein früher Tod mit 28 Jahren nimmt uns das Recht, solch eine Frage zu entscheiden.

So war keinem je der Jugend überschäumender Drang ins Weite, des Geistes leicht empfängliche Entflammbarkeit zusammen mit einer ungeheuren Fülle an Macht und Glanz gegeben wie Otto III, dem Sohn des Kaisers Otto II und der byzantinischen Prinzessin Theophano. Mit 3 Jahren setzte ihm der Tod des Vaters die deutsche Königskrone aufs Haupt. Gehütet von der Liebe der Mutter, umgeben von jeglichem Behagen und Geschmack, gesund, klug, bildungshungrig, so wuchs der junge König auf. Und alles, was die Welt besaß, war sein.

Der Purpur Karls des Großen lag auf seinen Schultern. Otto der Große war sein Großvater. Und mochten immerhin die Kaiser von Byzanz die rechtmäßigen Nachfolger des Herrn der Erde sein, auch ihr Blut hatte ihm, die Mutter Theophano gegeben. Er war selt einem halben Jahrtausend der erste, der in sich das kaiserliche Blut von West- und Ostrom einte. Wem aber wie Otto III die Geburt eine Macht in den Schoß warf, wie sie kaum je einmal ein Mensch besessen, der kann sich schnell in eine Fuelle träumen, die aller Grenzen spottet.

Während der Unmündigkeit des jungen Otto führte die kluge Kaiserin Theophano, nach ihrem frühen Tode Adelheid, die Gattin Otto des Großen, die Zügel der Regierung, indes der kraftvolle Willigis von Mainz im Lande die Ruhe und Ordnung aufrecht erhielt. Im Jahre 995 übernahm der junge König selbst die Herrschaft. Schon seit seinem 6. Lebensjahre hatte er sich auf Geheiß der Mutter persönlich an den

Zügen gegen die Böhmen und die Slawen beteiligt, hatte die Unbilden des Lagerlebens und der Sumpfmärsche selbst miterlebt und war in allen ritterlichen Künsten von Hoiko, einem vornehmen Sachsen, ausgebildet worden. Daneben hatte der Grieche Johannes von Nonantola und der feinsinnige Bischof Bernward von Hildesheim ihm die ganze geistige Bildung des Altertums und seiner Zeit erschlossen.

Der junge König hatte in seinen 15 Jahren gesehen und gehört, was in dieser Vielseitigkeit und Buntheit wenige erlebt: Das Blut der Schlachten, die Erstürmung von Burgen, das Verbrennen von Dörfern, den Glanz von Hoftagen, das Gepränge von Ritterspiel und Lanzenkampf, die eigene Königskrönung, den Tod von Vater und Mutter, Staatshandlungen, Gesandtschaften aus allen Teilen der Welt und was sonst der kaiserliche Hof an buntem Zauber jede Stunde bot. Neben alledem hatte sein schneller Verstand eine solche Fülle von Wissen in sich aufgenommen, wie sie nur wenige seiner Zeit besaßen. Und mit 15 Jahren wurde er Herr der Welt.

Nachdem er in Rom seinen jungen Vetter Bruno zum Papst eingesetzt, der als erster deutscher Papst unter dem Namen Gregor V den Stuhl Petri bestieg, ließ er sich von diesem zum Kaiser krönen. Mit 16 Jahren kehrte er nach Deutschland zurück und hielt Hof, wo Karl der Große Hof gehalten. Dann zog er gegen die Wenden, die das gewaltige Siedlungswerk Otto des Großen inzwischen vernichtet hatten. Aber ehe er Erfolge buchen konnte, rief ihn der Papst um Hilfe nach Italien. Hart griff er durch gegen die Empörer und stellte schnell die Ordnung wieder her.

In der Offenbarung Johannes sieht dieser einen Engel vom Himmel fahren, der den Teufel bindet und in einen Abgrund wirft und diesen verschließt, bis daß sich vollenden würden tausend Jahre. Nach tausend Jahren kommt die erste Auferstehung. Selig ist, der Teil hat an dieser Auferstehung. Denn über solche hat der Tod keine Macht. Noch wenige Monate, dann war das Jahr 1000 da. Man wußte nicht, wie die Offenbarung zu deuten war. Auf alle Fälle war es gut, sich vorzubereiten.

Otto machte eine Pilgerwanderung zu Fuß zunächst nach Süditalien. Dann besuchte er den heiligen Nilus. Wer alles hat, den lockt es, nichts zu haben. So hatte es Otto von je zu dem greisen Mönch gezogen, der in der Einsamkeit von Gatëa das entsagende Leben eines Heiligen führte. Bei aller Selbstzucht und Schlichtheit lag doch in dieses ernsten Mannes fromm beschaulichem Gebaren etwas wie ein geheimnisvoller Zauber aus einer fernen wundersamen Welt, die nicht die Welt der Menschen war. So waren nicht die andern, die den jungen König sonst umgaben, die klar und nüchtern waren oder die sich an des Hofes buntem Tand erfreuten und nach dem Morgen nicht, noch nach dem Ende fragten. Dieser Greis ging abseits von den Vielen seinen dunklen Weg zu Gott. In härenem Gewande, schmucklos arm, so saß der Herr der Welt zu seinen Füßen und lauschte der frommen Weisheit des ergrauten Gottsuchers. Und dann zog Otto mit dem Papst zusammen ins Gebirge, um hier in einer Höhle seine Bußübungen fortzusetzen.

Im Dezember 999 verließ der Kaiser Rom, um in Gnesen am Grabe seines Freundes Adalbert von Prag zu beten, den die Preußen erschlagen, als er ihnen das Christentum bringen wollte. Dann ließ er in Aachen die Gruft Karls des Großen öffnen. Der junge Große wollte den alten Großen grüßen. Aber Karl war groß gewesen im Reich der Wirklichkeit. Otto war es nur im Reich der Träume. Und dem Träumer entgleitet die Wirklichkeit aus den Händen.

Als Otto nach dem Süden zurückkehrte, garte es in Unteritalien. Als er Truppen zusammenzog, garte es in der Lombardei. Als er dem Dogen von Venedig weitgehende Rechte verbriefte, garte es in Rom. Der Kaiser flüchtete nach Ravenna. Da erfuhr er, daß es überall in Deutschland garte. Otto brauchte Truppen aus Deutschland. Sie kamen nicht. Er zog gegen Rom. Rom verschloß die Tore. Dann verschanzte er sich auf der Burg Paterno bei Rom. Die Welt war ihm aus den Händen geglitten. Noch einen Felsen nannte er sein eigen. Er war müde geworden. Da nahm der Tod den 21jährigen aus dem Traum seines Lebens.

So war Otto III: Aufstrebend, stolz, doch irgendwo in fremder Weite sich verlierend, umhockt von Ehrgeiz, Eitelkeit und Schmeichelei. In seinem Palast auf dem Aventin, von geistigem Hofstaat umgeben,

hatte er ein Hort des Friedens und der Gerechtigkeit sein wollen. Ein goldenes Zeitalter sollte anbrechen. Und sich selbst, den Knecht Jesu Christi, den Herrn aller Herren, sah er als Vermittler und als den Bahner in die neue Zeit. Dem Drang zur Leistung paarte sich die Schwärmerei. Herrscherwille verband sich in ihm mit entsagender Demut. Ihn riß die Sehnsucht fort ins Märchenland, ins Ungewöhnliche, ins Riesenhafte, in eine Welt, da alle Tische sich von selber decken und alle Menschen glücklich sind und froh. und gut und rein, und jeder hat und jeder gibt. Ein Wunder der Welt, so empfanden ihn die Zeitgenossen. Wie der Adler schien er, der in die Sonne will, wie das Meer, das hoch zum Himmel seine Brandung wirft, wie die Flamme, die glutend heiß ins Ungemessene lodert.

Otto war in vielem der deutsche Mensch mit seinem unstillbaren Durst nach Wissen und Begreifen, voll Schaffenslust, voll gewaltiger Anlagen. Und doch gebrach es ihm an dem letzten. Ihm fehlte neben dem Blick für die Wirklichkeit das tiefe Verbundensein mit der Scholle seiner Väter. Und wie das Blut des Südens sich nicht zu dem des Nordens fand, wie es sich trotzte und sich widersprach, so war ein einziger großer Widerspruch sein Leben.

Auf Otto III folgte Heinrich II. Auf den Uferlosen der Engufrige. Auf den Entscheidungsfrohen der Entscheidungsscheue. Auf den Tathungrigen, ein Freund von Ausgleich und Verhandlungen. Auf den, der stets aus sich heraus entwarf und plante, einer, der immer erst in Rat und Versammlung Folgen und Möglichkeiten erwägen ließ, bevor er handelte. Auf den Feuerkopf folgte ein nüchterner Mensch — den brauchte das Reich —, aber ein kleiner Mensch. Auf einen, der immer mit jagenden Rossen dahinfuhr, einer, der bedächtigen Schrittes einherging und haltmachte, wenn er Widerstand fand. Auf den Enkel Otto des Großen ein Vetter aus der Nebenlinie, die sich immer zurückgesetzt gefühlt hatte und dadurch mißtrauisch und kleinlich geworden war.

Ziele erreichen kann man auf zwei Wegen. Durch Erzwingen von Sieg. So machte es Otto der Große. Durch Vermeiden von Niederlagen. So versuchte es Heinrich II. Der erste Weg ist gefährvoller, aber sicherer und männlicher. Wer nicht zum Führer geboren ist, geht den zweiten Weg.

Es gibt für den Mann nur eine Probe seines Mutes: die Verantwortung auf die eigenen Schultern zu nehmen. Das hat Heinrich nicht getan. So kam es, dass der in fortgesetzten Feldzügen sich Aufreibende nie im Leben eine Schlacht gewonnen hat. Dafür aber gewann er in glänzender Rede jedesmal jede Versammlung. Auf Worte ist es ihm nie angekommen. Über die verfügte er wie kaum je ein anderer. Aber es blieben ihm Worte, die er gebrauchte, um etwas durchzusetzen, und dann wegwarf und vergas. Am wohlsten fühlte er sich in der Ratsversammlung, die er stets berief, wenn er zu handeln hatte.

Kaum eine andere Gabe gibt es, die so gefährlich ist wie die des freien Worts. Denn den Redner, der heute Anerkennung findet und sich des Beifalls freut, wird schon morgen in anderer Umgebung der Wunsch nach gleicher Anerkennung ein wenig abbiegen aus der Richtung des ersten Tags. Er ueberschaetzt die Worte. Er spielt mit Worten. Er legt ihnen immer neuen Sinn unter. Bald ist ihm das Wort so abgegriffen, daß er vergisst, was ein Manneswort wiegt. Der Schweigsame bedarf keiner Eide. Dem Vielredner sind Eide oft nur Worte, die verwehen und die sich deuten lassen irgendwie. Selten war ein großer Mann ein großer Redner, selten ein großer Redner ein großer Mann. Männer handeln und schweigen. Wer vor der Tat sich fürchtet, greift zum Wort.

Und doch hat dieser kleinliche und kränkliche Mann in einem Punkte, in der Art, wie er Bistümer und Abteien besetzte, eine Folgerichtigkeit, Zielsicherheit und Selbständigkeit fast bis zum Ende seines Lebens gezeigt, die dem Reich zum Segen wurde und vermöge deren es gelang, die von Otto dem Großen geschaffene und unter seinem Enkel stark erschütterte Grundlage des Reichs wieder so weit zu festigen, daß sein starker Nachfolger Konrad II den stolzen Bau in seiner ganzen alten Größe wiederherstellen konnte.

Viele Kaiser lebten, als sie starben, auf ins Gewaltige. Als Heinrich II starb, war er tot.

Die Kirche Roms hat von allen deutschen Kaisern, abgesehen von dem auf Befehl Barbarossas heilig gesprochenen Karl dem Großen, einen einzigen zu den Heiligen erhoben. Das ist Heinrich II. Was Eugen

III, den Papst des unglücklichen zweiten Kreuzzuges, veranlaßte, Heinrich II unter die Heiligen aufzunehmen, das war die Gleichgeartetheit des Wesens dieses seiner sächsischen Heimat Entwurzelten und der gleicherweise in keiner Heimat verwurzelten Romkirche. Es war die Gleichheit der Mittel, deren Rom und Heinrich sich bedienten, um zum Ziele zu gelangen. Wie der Kaiser sich nicht scheute, die heidnischen Liutizen als Bundesgenossen gegen den christlichen Bischof von Metz zu verwenden und wie er gelassen mit ansah, wie seine heidnischen Verbündeten in Lothringen christliche Kirchen zerstörten, so hat Rom je und je gehandelt bis an die Schwelle der Wirzeit. Die gleiche nüchtern kühle Berechnung, die die Kirche groß gemacht fand, Rom in diesem Kaiser wieder.

Heinrich starb im Jahre 1024. Aber seine Schoepfung, der Bambergener Dom, lente, wenn auch in völlig veränderter Gestalt, weiter durch die Jahrhunderte. Und um ihn, das ragende Wahrzeichen der Regnitzstadt, wucherten Jahr um Jahr Sagen von Kaiser Heinrich und von der Kaiserin Kunigunde. Der helle Tag weiß von Geheimnis nichts und nichts von Sage. Klar und nackt und nicht immer schön steht alles im Licht der Sonne und lässt von allen Seiten sich betrachten. Um alte Dome aber, zumal wenn sie abseits der breiten Straße ragen, rankt sich der Zauber einer alten Zeit, klettert der Efeu, klettert die Sage, rauscht das Volkslied aus Tagen, die längst vorbei und nie mehr wiederkehren. So sah fromme Dankbarkeit den Kaiser Heinrich II als einen mönchisch keuschen Mann, der alles, was seine war, Gott und der Kirche und ihren Dienern geschenkt. Schon 129 Jahre nach seinem Tode sah auch der Papst in Rom ihn mit diesen Augen, und nahm ihn unter die Heiligen auf, der nie in seinem Leben heilig, der vielleicht nicht einmal wirklich innerlich fromm gewesen war. Mit Heinrich starben die Sachsenkaiser aus.

Das war das Große an Konrad II, das er die Worte „hätte“ und „wäre“ nicht kannte. Das „ist“ war ihm ein lebendiger Begriff. Die Achtung vor dem „war“ entsprang seinem Sinn für Gerechtigkeit und für Ehrfurcht. Dem „wird“ aber galt sein Handeln und Denken. Um es mit einem Wort zu sagen: Konrad VI war ein Mann.

Seine Geburt hatte ihn nicht zur Krone bestimmt. Seine Bildung entsprach nicht der Stellung, in die ihn das Schicksal hob. Aber er ging mit offenen Augen durch die Welt. Verstand und Herz wiesen ihm den richtigen Weg. Und hinter allem stand ein unbeugsamer Wille. Die Kirche war ihm zu geistig und zu formenstarr. Er glaubte mit ihr am sichersten rechnen zu können, wenn er ihr Herr war. Der neuen Reformbewegung, die von dem Kloster Cluny ausging, stand er fremd gegenüber. An Konrad, dem Hochgewachsenen, war alles Männlichkeit und Mut, Gradheit und Gesundheit. So findet man, will man ihn vergleichen, ihm ähnliche Gestalten in erster Linie in der römischen und in der preußischen Geschichte. Ihm stehen am nächsten jene schmucklosen, stolzen, einfachen, harten, wortkargen Männer der Pflicht aus den großen Jahrhunderten der Kraftzeit Roms und des entstehenden Preußentums. Nur daß bei Konrad alles allzeitlich war durch und durch. Als ihn auf dem Gang zur Krönung ein paar einfache Leute aus dem Volk, seinen Richterspruch erbittend, anhalten, da bleibt er stehen: und spricht Recht. Und als einer der Fürsten ihn mahnt, er dürfe Gottesdienst und Krönung nicht versäumen, da fährt er ihn an: Dem König gezieme, zuerst die Königspflicht zu tun, dann von ihr zu hören.

Von all den Kaisern der Allzeit, von Karl dem Großen bis zu den Riesengestalten der Staufer, war mancher vielseitiger und mancher kirchlicher, manch einer hatte mehr Wissen und mancher glänzendere Gaben. Keiner aber erfasste schneller und schärfer die Forderung des Augenblicks, keiner traf sicherer mit seinem Urteil ins Ziel, keiner war gerechter in allem, was er tat und dachte, keiner stand fester auf dem Boden der Erde, und so war keiner größer auf dem Gebiet der Staatskunst und der landesväterlichen Fürsorge als Konrad II.

Nach einem Umritt durch das Reich läßt sich der kluge Fürst in Rom in Gegenwart der Könige von Dänemark, England und Burgund vom Papst zum Kaiser krönen. Eine Fürstenerhebung in Deutschland wirft er mit raschem Griff zu Boden, unterdrückt mit harter Hand den Aufstand seines Stiefsohnes Ernst von Schwaben, gliedert Burgund nach dem Tode des letzten Königs dem Reiche ein, erzwingt von Polen

die Lehensoberhoheit, säubert Italien von den Herden der Unruhe und weiß sich die Freundschaft der Ungarn und des Großfürsten von Kiew, Dänemarks und Englands in weiser Regierung zu sichern.

In Rom hatte im Kampfe der Adelsparteien um die Tiara das Geschlecht der Grafen von Tuskulum einem jungen Angehörigen ihres Hauses die päpstliche Würde verschafft. Unreif und verdorben, ohne Erziehung und Bedeutung bestieg im Jahre 1033 der zehnjährige Theophylakt als Benedikt IX den Stuhl des heiligen Petrus. Der Kaiser ließ es zu. Er war zufrieden, in dem römischen Papstknaben ein gefügiges Werkzeug seines kaiserlichen Willens zu finden. Wer im Frühling in der Rheinpfalz durch die Haardt wandert von Dürkheim zu den märchenhaft von tausendfachem Grün umwucherten Ruinen der Hardenburg, der sieht plötzlich jenseit des Weges mitten im Wald auf einsamer Höhe den Turm und die verfallenen Mauern der Klosterkirche Limburg ragen. Hohe grade Steinwände, stark, edel und ganz schicht, hohe Fenster in ottonischen Bogen sich wölhend, hoeher und schmuckloser als man sie sonst gewohnt, zweckvoll und nüchtern alles und doch so kraftvoll sicher und ganz aus dem Gebirge gewachsen, das ihn trägt, so steht der Bau auf dem alten Stammsitz Konrads II, der am selben Tage zu ihm den Grundstein legte wie zu dem Dom von Speyer. Wie dieser Bau war Kaiser Konrad selbst. So ragte er vor seinen Zeitgenossen. So steht sein Bild vor uns in der Geschichte.

Was ist rechtens? Wie staerke ich des Reiches Grundmauern? Wie festige ich des Reiches Grenzen? Wie sichere ich am besten Leben und Besitz derer, zu deren Herrscher mich das Schichal hob? Das waren die vier Richlinien, die Konrads Handeln bestimmten. Und hat ihm deutsche Übergerechtigkeit den Namen des Grossen geweigert, weil er den Aribo von Mainz einst bei der Kroenung als Stellvertreter Christi auf Erden bezeichent hatte, weil er zugelassen, das sein erkommener Knabe sich in Petri Nachfolge sonnte, so steht doch kaum einer von all den Herrschern, die die deutsche Kaiserkrone getragen, so klar vor uns, so einheitlich und folgerichtig, so schlicht und stark und gross wie die der erste Salier.

Im Dom von Speyer, seinem eigenen Werk, ruht Kaiser Konrad. Kühne im Rat, wie sein Name besagt, fröhlich und fest, gerecht und gütig, rücksichtslos gegen den Übelwollenden, aber unermülich schaffend zum Besten des Reichs, so lebt er weiter als einer der kraftvollsten Herrscher deutscher Geschichte. Und so sicher stand der Bau, den er neu begründet, daß, als sein Sohn Heinrich III die Krone nahm, niemand im Reich sich regte. Kein Kaiser vor ihm, außer Karl und Otto dem Großen, hat mehr wirkliche Macht in seiner Hand vereinigt als dieser Salier. Sie überdauerte den Sohn, nicht mehr den Enkel.

Die gewaltige Hand des lebenden Konrad war Herr auch über die Kirche. Über den Toten siegten die Gedanken von Cluny. Sie siegten durch Heinrich, des Sohnes, erdfremde Heiligkeit.

Das eine hatte Heinrich III mit seinem Vater Konrad II gemein: den Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache, die Ehrlichkeit der Überzeugung, den Willen zu guter Tat. In allem anderen waren sie grundverschieden. War Konrad unmittelbar, fröhlich und klar, so war Heinrich verschlossen, schwer und innerlich unfrei. Dort ruhiges und bewußtes Abwägen gegebener Kräfte und tatsächlicher Verhältnisse, hier blinder Glaube an die Erfüllbarkeit weltferner Hoffnungen. Dort der gesunde Menschenverstand, bei aller treffsicheren Herbheit doch immer der König, hier kränkelnde Frommheit, die, allerdings in dem Gefühl nicht zu erschütternder Machtstellung, in christlichem Verzeihen und Verstehen nicht genug tun konnte. Dort Tatkraft und Männlichkeit und Persönlichkeit, die mit beiden Füßen fest im Diesseits stand, hier auch Persönlichkeit, aber vergeistigt, mild, dem Jenseits näher als dem Diesseits und erfüllt von einem unhemmbaren Willen zur Reinheit.

Kein deutscher König übernahm die Herrschaft so gesichert wie Heinrich III. Kaum einer war so auf den Beruf des Königtums vorbereitet als Staatsmann, ale Feldherr, als Kenner aller geistigen Strömungen der Zeit wie dieser Einundzwanzigjaehrige. Als Herzog von drei Herzogtümern - Bayern, Schwaben, Burgund -, zu denen ihm wenige Monate nach seiner Krönung noch ein viertes, Kärnten, hinzufiel, konnte er die königliche Macht auf sehr greifbare Einkünfte und Truppen stützen.

Seine erste Handlung als König war, daß er den Erzbischof Aribert von Mailand, den Konrad abgesetzt hatte, wieder in sein Amt einsetzte. Damit wich er nicht nur bewußt von des Vaters Anschauungen,

sondern bekannte vor der Welt, daß einem Kaiser nicht das Recht zustehe, einen Bischof abzusetzen. Noch klarer bekundete sich des Königs kirchliche Richtung, als er nach dem frühen Tode seiner ersten Gemahlin Gunhild von Dänemark sich mit der frommen Tochter des Herzogs von Aquitanien, mit Agnes von Poitou, vermählte. Jetzt fanden die Gedanken von Cluny, die in Agnes in tiefer Innerlichkeit lebten, in dem deutschen Kaiser ihren stärksten Anwalt. Cluny, schon seit seiner Gründung im Jahre 910 sowohl dem weltlichen wie dem bischöflichen Rechtsspruch entzogen und unmittelbar dem Papst untergeordnet, dankte der Tatkraft seiner Äbte eine durchgreifende Besserung des Klosterlebens. Kaum war diese erreicht, als der Reinigungseifer der Cluniazenser sich auf die ganze Kirche zu erstrecken begann. Die Kircher befreien von Sittenlosigkeit und der Verderbnis des Amtskaufs, sie aber gleichzeitig auch befreien von den Fesseln jeder weltlichen Macht, das waren die Forderungen, die von Cluny ausgehend bald die Herzen aller wahrhaft Gläubigen erfüllten und aus den umfriedeten Mauern des Klosters heraustretend zu einer gewaltigen Zeitströmung wuchsen. Ihr Hauptförderer sollte Kaiser Heinrich III werden.

Während Heinrich mit gleich glücklicher Hand wie sein Vater die Polen und Ungarn zu Huldigung und Lehensgeld zwang, hatte in Rom das immer sittenloser werdende Leben des inzwischen erwachsenen Papstes Benedikt IX die Gegenpartei auf die Schanze gerufen. 1044 verjagte man ihn und setzte Sylvester II an seine Stelle. Bald aber waren die Grafen von Tuskulum wieder Herr in Rom. Sylvester floh. Benedikt faß wieder auf dem Stuhl Petri. Doch der Einundzwanzigjährige war des Amtes müde, dessen er elf Jahre gewaltet. Er verkaufte um 1000 Pfund Silber die Tiara an den Diakon Gratian, der sie sich als Gregor V aufsetzte. So lebten drei Päpste. Von ihnen hätte der cluniazensisch gerichtete Gregor sich wohl durchgesetzt, denn man hätte vergessen können, daß er durch Amtskauf auf den Thron gekommen. Die Welt vergass es um so eher, als Gregors Lebenswandel sittenrein war. Unmöglich aber war für die Frömmigkeit Heinrichs, daß er die Kaiserkrone von einem Payst empfing, der sich diese Würde gekauft. So zog er nach Italien, die Kirche zu reinigen.

Nachdem er im Herbst 1045 die Alpen überstiegen, begab er sich, begleitet von Gregor VI, nach Sutri im Nordwesten Roms, wo am 20. Dezember eine große Kirchensynode abgehalten wurde. Wenn auch der Papst den Vorsitz führte, allein ausschlaggebend war des Königs Wille. Gregor und Sylvester wurden ihres Amtes entsetzt, wenige Tage später in Rom auch Benedikt, und dafür der deutsche Bischof Suidger von Bamberg als Clemens II auf den Stuhl Petri gehoben. Noch am selben Tage, am Weihnachtstage, krönte Clemens Heinrich und Agnes mit der Kaiserkrone. So groß war die Begeisterung Roms für den Befreier des Papsttums aus den Händen der Adelsparteien, daß die Römer dem Kaiser aus freien Stücken den Titel eines Patrizius und damit die entscheidende Stimme bei der Papstwahl verliehen.

Sutri sah den Kaiser in höchstem Glanz. Drei Päpste wichen seinem Willen. Und doch bedeutete Sutri den Wendepunkt in dem weltgeschichtlichen Ringen zwischen Kaiser und Papst. Hätte Heinrich III die Forderungen von Cluny zu Ende gedacht, er hätte gefunden, daß eine kirchenbeherrschende Kaisergewalt mit ihnen nicht vereinbar war. Derselbe Mann, der in Sutri drei Päpste absetzte, bereitete dadurch, daß er wenige Jahre später Bruno von Toul, einen der strengsten Cluniazenser, zum Papst machte, den Tag von Canossa vor.

Schon sehr bald nach Sutri war des Kaisers Ansehen im Rückgang. Ungarn entzog sich der Bevormundung durch das Reich. Es gelang nicht, die abgefallenen Normannen unter die kaiserliche Lehenshoheit zurückzuzwingen. Vergebens bemühte sich Heinrich, den Gottesfrieden, das Ruhen jeder Fehde von Mittwoch abend bis Montag früh im Reich durchzusetzen. Überall gärte es in Deutschland, als der noch nicht Vierzigjährige 1056 im Harz starb und müde des Reiches Zepter aus der Hand legte.

Unter einem doppelten Verhängnis stand das Wirken Heinrichs III. Einmal verstand ihn, der stets das Beste wollte, das Volk von Jahr zu Jahr weniger, weil es nach einem Herrscher lechzte aus Fleisch und Blut und nicht nach einem in den engen Kreis erdfremder Heiligkeit Gebundenen. Und zum anderen waren es grade die, die er am meisten stützte und denen er in Macht und Zukunft half, waren es die Mönche von Cluny. seine nächsten Freunde, die ihm im Grunde grollten. Denn sie ertrugen nicht, daß

ein Laie ihre Gedanken zum Siege führte, die rein und frei von Welt und Weltlichkeit aus der Kirche heiligen Schoß selbst sich haetten heben müssen.

Das war des Kaisers Irrtum, daß er vermeinte, die beiden Schwerter, die Christus nach Auslegung der Kirche eingesetzt, könnten in Frieden nebeneinander wohnen. Waren sie denn, die er für ebenbürtig und gleichberechtigt hielt, waren diese beiden Schwerter denn gleichwertig? Wollte nicht der Kaiser in denselben Himmel wie der Papst, zu dem jener allein die Schlüssel besaß? Wie, wenn der Bischof von Rom ihm den Einlaß wehrte! Was nützten ihm alle Reiche der Erde, wenn ihm das Reich verschlossen blieb, in dem die Seele ihre ewige Heimat hatte! Des Kaisers Machtmittel endeten an den Enden dieser Welt. Die Kirche verfügte über geheimnisvolle Kräfte der Erlösung. Und in einer Welt, an deren Anfang schreckend der Sündenfall des ersten Menschen stand, dessen Folgen weiterwirkten und sich weitererbten auf Kind und Kindeskind, in einer solchen Welt war der Kaiser wie der letzte Hörige seiner Staaten angewiesen auf Erlösung und damit auf die Gnadenmittel der Kirche. War wirklich, wenn es zum Kampfe kam, des Kaisers Schwert gleichwertig dem Schwerte Petri, des Kaisers Macht, die sich in Roß und Reiter erschöpfte, ebenbürtig der Macht, die weit hinein ins Jenseits langte!

Die Welt Konrads II und die von Cluny mußten einmal zusammenstoßen. Das Unglück des deutschen Reiches war, daß um die Zeit, in der eine Auseinandersetzung mit den Gedanken des burgundischen Klosters, nötig wurde, kein Mann auf dem Throne faß, der ein sicheres Gefuehl für Staatsnotwendigkeiten besass. Wenn überhaupt eine Aussoehnung Clunys mit der kaiserlichen Weltmacht möglich war, dann konnte sie nur einem Herrscher gelingen, in dem sich staatsmännischer Wille mit dem Wunsche zu geistiger Erneuerung paarte. Solch ein Herrscher war Heinrich III nicht.

Gar manches Menschen Unglück ist, hineingeboren zu werden in ein gesichertes Sein. Er kennt nichts anderes als die Fuele, die schon das Kind umgab. Sie ist ihm selbstverständlich und gottgegeben wie der allmorgenliche Aufsteig der Sonne aus den Bergen des Ostens. Wer haette je das Leben meistern können, der dieses Leben nie gesehen! Der fern dem Schmutz sich haelt und fern der Strasse und fern dem Alltag im besinnlich Schönen und im Gedanken nur die Welt begreift!

Das war auch Heinrichs Verhaengnis, der die Kaisertrone, solange er lebte, stets in gesichertem Glanz gesehen, dass er für gottgegeben und ewig nahm was schon morgen stuerzen konnte, weil es Menschenwerk und Menschglaube war. Zu jenen ungezaehlten vielen deutschen Menschen zaehlte der Kaiser, die vor lauter Wahrheit die Wirklichkeit nicht mehr sehen. Er starb zu früh, um selbst noch in den Kampf hineingezogen zu werden, zu dem er seinem Gegner erst die schärfsten Waffen in die Hand gegeben. Aber schon sein Sohn fiel als erster in dem gewaltigen Ringen um die Krone der Welt.

Zwischen zwei Weihnachtstagen in Rom, an denen jedesmal unter dem Läuten der Glocken der ewigen Stadt dem deutschen König vom Papst die Krone der Welt aufs Haupt gesetzt wurde, zwischen den beiden Weihnachtsfesten von 800 und von 1046 liegt die Jungallzeit. Noch ist die neu sich bildende abendländische Welt, noch die Allzeit so jung, daß ein Zusammengehen der beiden Mächte möglich ist, die Anspruch erheben auf die Herrschaft über die Erde. Als mit Heinrich III die Jungallzeit stirbt, da sind Kaisertum und Papsttum so weit erstarkt, daß sie, einem inneren Weltgesetz folgend, auseinanderreiben und eine Spannung erzeugen, die erst imstande ist, volles reifes Leben zu gestalten.

Hochallzeit

Hochallzeit ist die Zeit des reifen Allgedankens. Wo immer er bisher keimte, Ansaetze zeigte oder zur Entfaltung drängte, jetzt reifen überall die Früchte. Wie die Sonne, wenn sie am höchsten steht, alles durchglüht und erleuchtet, auch den verschatteten Hang, auch die gefrorene Tiefe, so ist jetzt der Allgedanke die lebendig wirkende Kraft, aus der alles Fühlen und Glauben Segen und Berechtigung schoepft, alles Wollen und Handeln seinen Maßstab empfängt.

Den sichtbaren Ausdruck fand dieser Allgedanke in den Kreuzzügen. Wenn es schon dieser Zeit mit ihrem Anspruch auf eine christliche Allherrschaft erträglich war, neben oder außerhalb ihres politischen Machtbereichs Völker zu wissen, die eigenwillig ihre Selbstständigkeit bewahrten, so konnte es erst recht nicht dulden, daß ein anderer Glaube neben ihm mit gleichem Allanspruch sich behauptete und sogar die Hand hielt auf den Staetten der eigenen heiligen Geschichte. Das Land, in dem Gott selber einst gewandelt, die Stadt, vor deren Toren er auf dem Huegel Golgatha sein Leben fuer die Menschheit hingegeben, dies Land und diese Stadt den Heiden zu entreissen, war eine Pflicht, die ueber allen Pflichten stand und die such niemand enziehen konnte, kein Land, kein Stand, kein Kaiser und kein Papst. Die Kreuzzuege schweissen in Wahrheit die christliche Welt zu einer Einheit zusammen.

Die Allzeit ist eine sich tuermende Lehenpyramide, deren Stufen die sorgsam gegeneinander abgegrenzten Staende bedeuten. Ein jeder steht auf gottgewolltem Platz, auf den ihn die Geburt gestellt. Und was er ist, ist er allein durch das, was er der Gemeinschaft bedeutet, in die er hineingeboren ist. Es gab kein Ich, es gab allein das grosse All, in dem die einzelnen Gemeinschaften wohlgegliedert nach Wert und Wuerde bestimmt waren, das Unbedingte widerzuspiegeln.

Geschichtliche Wende ist nie vergewaltigender Einbruch eines Neuen, das unvermittelt und selbstherrlich sich an die Stelle eines Alten setzt. Geschichtslidend wird ein Neues immer nur, wenn es lebendig genug ist, sich auch Zerbrechen des Alten selber zu wandeln und aus dem Gestern und Morgen des Heute zu formen. Auch als die christliche Idee als ein Neues und Unerhörtes hineintritt in die Welt, da hat sie diese und sich selbst umformt zu einer höheren Einheit.

Mit der Fleischwerdung des Gottessohnes hatte das Göttliche Eingang gefunden in die Welt. Ein jeder, der mit dem Gottessohn im Glauben eins wurde, hatte teil an diesem Hineintreten der göttlichen Welt in die Verlorenheit der Menschen. Damit erschien die gegebene bis ins Mark verderbte Daseinsform aufgehoben für den, der im Glauben der Kräfte der ueberirdischen Welt theilhaftig war. Der Gläubige kam zu dem frohen Bewußtsein, selbst schon mitten in dem Heilsgeschehen der Neuschöpfung zu stehen, die am Jüngsten Tage sich vollenden würde. War es zunächst nur kleine Schar der Gläubigen und der todesmutigen Blutzeugen, die sich Besitz dieser Kräfte der in die Zeit hineinbrechenden Ewigkeit wußten, erweiterte sich dieser Kreis in dem Maße, in dem das Christentum in der Welt heimisch wurde. Nun war es nicht mehr der freie Entschluß einzelner Gläubiger, sondern das Hineingeborenwerden in eine Kirche, an deren Heilsgütern man selbstverständlichen Anteil hatte. Als seit dem 4. Jahrhundert Staat und Kirche sich deckten, da war auch die irdische Welt mit bezogen in das himmlische Reich der Gnade. Die Unerbittlichkeit der Entstehungszeit hatte mit dem Gegebenen ihren Frieden gemacht. Die Verneinung der frühchristlichen Enderwartung war abgelöst von einer wenn auch bedingten Bejahung. Aber weil es das Unbedingte war, das bejahend und erlösend das Bedingte, deshalb stellte es jede erreichte Gestalt des Bedingten immer wieder in Frage und brachte grade dadurch erst die lebendige Bewegung vor, aus der das Bedingte zu letzter schöpferischer Leistung stieg. Wie immer das Unendliche gewollt werden muß, wenn im Endlichen Höchstes erreicht werden soll. Nicht nur, daß von Zeit zu Zeit, gespeist von der in biblischen Schriften lebenden Enderwartung, Bewegungen aufbrachen, jedem selbstsicheren Ausruhen die Fragwürdigkeit aller menschlichen Verhältnisse zum Bewußtsein brachten. Auch im Kirchenglauben selbst lag als sein Bestes, gleichsam mit scheuer Ehrfurcht in der Krypta des gewaltigen Doms gehütet, das Wissen um die Vorläufigkeit auch der großartigen Werke der christlichen Kultur, die der gläubigen Ergriffenheit ihr Dasein dankten.

So wuchs grade aus dieser lebendigen Unbedingtheit heraus, die die gegebene Kultur immer wieder in Frage stellt, ein Bau, der wie nie sonst im Endlichen Sinnbild und Gleichnis des Ewigen war. Kein einziges Lebensgebiet bis in die letzten Außenwerke dieses gewaltigen allzeitlichen Riesenbaus hinein blieb unberührt von dem Unbedingten. Die ganze Allzeit ist gottbezogen und gottgeweiht.

Ritter und Mönch geben der Hochallzeit ihr Gepräge. Die Ritter auf ihren für die Ewigkeit gebauten Burgen sitzend und immer bereit, auf des Kaisers Ruf des Reiches Grenzen zu schützen, und immer den Drang in sich fühlend, diese Grenzen hinauszuschieben, in der Ostsiedlung gegen die heidnischen

Wenden, in den Kreuzzügen gegen die Bekenner des Propheten, damit die Zeit sich erfülle, daß die ganze Erde ein in Jesu Namen geeintes Glaubensall werde. Ritterliche Sitte ist die Allsitte der Zeit, die in Damaskus die gleichen Formen hat wie in Canterbury. Und neben den Rittern die Mönche, die aus allen Schichten der christlichen Welt hervorgehenden und deshalb tief im Volk verwurzelten Diener Gottes, die dabei doch weder Volks- noch Landesgrenzen kennen, sondern nichts wollen als Liebe leben unter den Menschen und als sich unterordnen unter das alle Menschen verpflichtende göttliche Gebot. Auch ein so weltfremder Gottsucher wie Bernhard von Clairvaux kennt kein anderes Ziel als die Welt zu formen als ein Gottesall und alle, die von Adam stammen, zu einer Gottgemeinschaft, zusammenzuschweißen.

Die Allzeit hat jede gegen die Gemeinschaft gerichtete ichhafte Regung gewaltsam verhindert. Aber diese Vergewaltigung des Einzelnen wurde gar nicht als solche empfunden von einer Zeit, die auch vor der Ketzerverbrennung nicht zurückschreckte. Denn auch diese bewertete man nur als Ausdruck der unerschütterlichen und unbedingten Richtigkeit des die Gemeinschaft tragenden und durchwaltenden Gedankens, der durch keine ichhafte Selbstbehauptung aus den Angeln zu heben war.

Wenn auch ein jeder Mensch, ob er will oder nicht, zutiefst bestimmt ist, durch eine ihn umschließende, ihn überdauernde, von ihm letztlich unabhängige Form der Gemeinschaft, sei es der Familie, des Volks, des Standes oder des Glaubens, und wenn er auch durch eben diese Geschichtsbestimmtheit sich vorfindet in einer vom eigenen Willen unabhängigen Stelle des Gesamtverlaufs der Geschichte, so ist doch die Deutung des menschlichen Seins in den einzelnen Zeitaltern jeweils grundverschieden. Der Mensch der Allzeit weiß sich nicht nur im Leben eingeordnet in bestimmte ihn tragende Gemeinschaftskreise. Auch diese Gemeinschaftskreise empfinden sich eingebettet in das große Zeitalter, das die göttliche und irdische Geschichte von der Erschaffung der Welt bis zum Jüngsten Tage umschließt. Diese Allverbundenheit macht es ihm ebenso unmöglich, sich aus dem metaphysischen Zusammenhang der Geschichte zu lösen, wie die Einzigkeit seines Ich bis zur Neige auszukosten.

In der Philosophie ist daher das Bemühen aller Scholastiker, eine Summa zu schreiben, das heißt die Allheit des Wissens in einem Werk darzustellen. Wie Albert der Große danach strebte, Aristoteles und Plotin in einer höheren Einheit des Denkens zusammenzufassen und damit eine Philosophie zu schaffen, die jede mögliche Art des Denkens umgreifen sollte, wie dem großen Thomas, der den weiten Kreis aller Erkenntnismöglichkeiten durchmaß, das Ziel vorschwebte, ein christlicher Aristoteles zu werden, so haben alle Gelehrten der Hochallzeit sich bemüht, das gesamte Wissen zu umgreifen und es nutzbar zu machen zur Bestätigung der Geborgenheit in dem gottgeordneten All.

In gleicher Weise wie die Philosophie fügt sich auch die Kunst dem Allgedanken ein. Allzeit ist Raumzeit, Ichzeit Körperzeit. Also ist die Allkunst in erster Linie Raumkunst. Die Dome sind der weithin sichtbare Ausdruck dieser Jahrhunderte. Aber neben ihnen und an Kunstwert nicht allzuviel hinter diesen gewaltigen Leistungen zurückbleibend steht die Buchmalerei, die auch der Verherrlichung des All-Einen dient. Zu Karls Zeiten noch in engstem Zusammenhang mit der Elfenbeinschnitzerei, die ihre Vorlagen aus spätantiken Sarkophagen nahm, also klassisch war, wird sie allmählich von der irischen Buchmalerei, also nordisch beeinflusst. Die Formen, die sich oft ins Rätselhafte verlieren, beginnen langsam die klassische Gliederung aufzulösen. Hier hier in den germanischen Handschriften ist im Gegensatz zu der hellenischen Ruhe alles Feuer, Himmelsstürmen, leidenschaftliche Gottesliebe. Zu dem südlichen Löwen gesellt sich im Buchschmuck der nordische Baer. Baumgipfel kommen zu Wort. Pflanzen reden. Alles ist kernhaft und herb und trotzig. Ueberall ein Aufwaertsdraengen in stuermenden Linien.

Blühte die christliche Kunst vornehmlich in den Klöstern, so wanderte die Dichtung schon sehr früh aus der Mönchszelle auf die Burg der Ritter. Die Jungallzeit hatte den Heliand geschaffen. Sein Dichter, ein Zeitgenosse Ludwigs I, überbrückte den Gegensatz zwischen Germanentum und Christentum dadurch, daß er die neuen Gedanken, die dem deutschen Menschen von fern her gekommen waren, mit den alten Gedanken verschmolz, die schon ihre Väter und deren Väter gedacht hatten. Heiße Liebe und lodernder Haß gluten durch den Heliand. Christus ist der germanische Held, der zur Bergpredigt seine Mannen um sich sammelt, um mit den Vasallen, die in deutscher Mannentreue zu ihm stehen, auszuziehen gegen den

Teufel. Und des Herrn Jünger sind germanische Edeline, Recken vom Lande, die selbst ihr Feld bestellen und wie Jakobus und Johannes selbst ihre Netze flicken. Gauleute sind es, die sich hier um den Gottessohn, den Gaugrafen Jesus, scharen. Und sie alle stehen zu dem Heliand in dem altgermanischen Treuverhältnis der Gefolgsmannen zu ihrem Herzog.

Ist das größte Dichtwerk der Jungallzeit, der Heliand, noch betont germanisch, so verkörpert die gewaltigste Dichtung der Hochallzeit, Wolfram von Eschenbachs unsterbliches Meisterwerk, in Parzival den allzeitlichen Menschen schlichthin. Dem Sagenkreis um den keltischen König Artus entstammend, französischen Vorbildern entlehnt und aus deutschem Geist schöpferisch neu gestaltet, hat dieser deutsche Gottsucher Parzival überall im Abendlande seine Heimat, weil die Allzeit alle Menschen und alle Völker zu einer großen Gottgemeinschaft zusammengeschweißt hat.

Das Schiff der Allzeit ist das Riemenschiff. Die ganze Allzeit ist im Grunde nichts anderes als eine große Galeere, jeder eingeordnet auf vorbestimmtem Platz und schicksalhaft gebunden, alles vorbedacht, wohlgegliedert, unabänderlich, straff, durch höheren Zwang, jeder gefesselt an seinen Platz, ohne die Notwendigkeit, oft ohne die Möglichkeit eigenen Denkens, aber mit der Gewißheit, daß das Schiff den Hafen erreichen werde und daß jedem der Lohn zukomme für das, was er getan. Über der Masse standen zwei Befehlshaber, der seemännliche für die Fahrt verantwortlich, den militärischen für den Kampf. So führte der Kaiser das Schwert, indes der Papst für sichere Fahrt sorgte, damit das Ziel, das letzte Ziel erreicht werde.

Der Humanismus und mit ihm die Ichzeit empfand das Mittelalter als dunkle Jahrhunderte menschenunwürdiger Ichversklavung. Wenn ein Mensch die Ichzeit das Wort Galeere hörte, dann dachte er an den Galeerensklaven, der festgeschmiedet an die Ruderbank sich dumpf dem Willen eines Herrn fügt. So hat die Allzeit nicht empfunden. Sie wusste sich geborgen im Lebensschiffe Gott des Vaters und drängte nicht aus diesem Schiff hinaus. Vielleicht war kein Gedanke größer als der Allgedanke. Die Menschheit eine Einheit, an der Spitze der Kaiser, wie es Gott vorgesehen. Denn er, Gott der Herr selbst, hatte ja dem römischen Kaiser sich in Gestalt seines Sohnes gebeugt. Und neben dem Kaiser in allen geistlichen Dingen der Papst, auf den der Herr seine Kirche gebaut und in dessen Hand er die Schlüssel zum Jenseits gelegt.

Wie aber sollte bei einer so innigen Verschmelzung des geistlichen und weltlichen Lebens, wie sie die Allzeit verwirklicht hatte, die richtige Abgrenzung zwischen den beiden Gewalten auf die Dauer gewahrt werden? Der Kaiser war der Nachfolger des Augustus, König der Könige und Oberster Herr der Christenheit. Zudem war er, solange er „das Recht wahrte“, der von Gott gesetzte Schirmherr der Kirche. Andererseits sah die Welt in dem Papst den Nachfolger Petri, dem der Herr die Gewalt zu binden und zu lösen gegeben hatte. Damit war der Papst oberster Richter auf Erden. So waren zwei Allgewalten, die beide mit wohlbegründetem Recht den Anspruch auf Herrschaft und Vorrang erhoben.

Als die Hochallzeit 1050 begann, war Kaiser Heinrich III Herr der Erde. Aber noch zu seinen Lebzeiten spricht Papst Leo IX in einem Schreiben an den Patriarchen von Konstantinopel zum erstenmal von seinem königlichen Priestertum. Damit war der Melchisedek-Gedanke von Rom ausgenommen. Es war die erste Antwort auf Sutri. Das Papsttum warf dem Kaisertum den Fehdehandschuh hin. Die Würfel waren gefallen. Ein Vierteljahrtausend lang währte der Kampf. Dann, als die Hochallzeit endete, sah sie den Sieger wie den Besiegten sich verblutend.

Zu allen Zeiten, besonders aber dann, wenn nach verlorenem Kriege der Umsturz alle menschlichen und göttlichen Bindungen bricht, glauben die durch Schicksal oder Schuld aus der Bahn Geworfenen, daß ihr Erleben, noch von niemandem erlebt, daß so schwer an Leid und Last noch niemand zu tragen gehabt, daß noch keines Menschen Weg sich in so ungangbar abgründige Tiefen verirrt wie der ihre. Aus dieser Einzigartigkeit und Furchtbarkeit ihres Schicksalsfluches ergibt sich ihnen dann das Recht auf eine Sonderstellung und auf eine anders wertende Sittlichkeit. Ist Treubruch und Verrat, Wechsel der Partei und der Gesinnung gemeinhin schlecht, ihnen hebt die Härte ihres Schicksals Unrecht in Recht, Schlecht in Gut.

Anstatt sich der Gnade bewußt zu sein, vor Aufgaben gestellt zu werden, wie sie dem Wertlosen nie das Schicksal stellt, anstatt aus der doppelt schweren Last die Kraft zu schöpfen zu doppelt starker Leistung, anstatt weil ihr Leiden groß war und besonders, als Menschen groß zu werden und besonders, verneinen sie sich durch ihres Lebens Not zu der gleichen Schändlichkeit berechtigt, mit der sie sich vom Schicksal behandelt wähnen. Und fallen so, anstatt zu steigen. Und anstatt zu wachsen, verkommen sie unter den Füßen derer, die weder großes Glück noch großes Leid von der breiten Heerstraße des Alltags rief.

Mäßen sie einmal das, was sie erduldet, mit dem, was das Geschick auf die nicht sonderlich starken Schultern des Saliers Heinrich IV lud, sie müßten erkennen, daß das, was sie zu tragen, federleicht wäre verglichen mit dem, was fünf Jahrzehnte diesem Kaiser aufgebürdet. Da war kein Leid, das ihm erspart geblieben. Da war kein Schimpf, der sich an ihn nicht gewagt. Und keiner war da: Volk, Fürsten, Söhne, Kirche und das eigne Weib, keiner, der ihn nicht verriet. Und doch hat sich dieser Mann immer von neuem gegen Welt und Schicksal gestemmt. Nie wich er von der eigenen Linie. Er blieb sich treu, bis ihn der Tod nahm mitten aus dem Kampf. Ihn spornte jede Niederlage zu doppelter Gegenwehr, jeder Verlust zu, um so gläubigerem Mut. Keiner hat so dem Unglück getrotzt, das ohne Schuld sich schon auf den Knaben häufte wie Heinrich IV. So erniedrigt ist keiner wie er. Und blieb doch immer auch im Büsserkleid der König, in Canossa vor dem römischen Bischof und in Ingelheim als Gefangener vor dem verruchten Sohn.

Vor dieses Leidens Größe schweigt der Haß. Von allen, die die römische Kaiserkrone getragen, war mancher größer, mancher zielklarer, beharrlicher keiner.

Im Kampfe um die Weltherrschaft war es Gregor VII gelungen, einen Teil der deutschen Fürsten auf seine Seite zu bringen. Als aber trotzdem des unermüdlichen Königs Kraft nicht zu brechen war, da sprach im Februar 1076 der Papst vor der im Lateran versammelten Christenheit jenes feierliche Gebet an den heiligen Petrus, in dem er Bann und Fluch über den deutschen König sprach und alle Völker ihres Treueids gegen ihn entband.

Den deutschen König zu bannen, hatte noch kein Papst gewagt. Kein Priester der Lehre der Demut verstieg sich je vor ihm zu solchem Fluchgebet.

Der Bann, gegen den deutschen König geschleudert, machte auf die deutschen Menschen einen ungeheuren Eindruck. Kaum drei Jahrhunderte war das Christentum in Deutschland ansässig. Und schon überwog im Kampfe zwischen der Kirche und der germanischen Mannentreue zu ihrem König die Wucht des welschen Rom. In anderem Geiste hatte einst ein deutscher Mensch Christus als germanischen Heerkönig gedeutet, der Treue fordere, von seinen Lehensmannen. Jetzt stand Mannentreue gegen Mannentreue.

Dies Volk, dessen staatsrechtlicher Grundbegriff die Treue war, dies Volk, dem Treubruch schwärzeste Schuld galt, die Treue, die eindeutig durch die Jahrhunderte dem erwählten Volkskönig geschworen, dies Volk sah sich über Nacht vor zwei Arten von Treue gestellt, deren jede sich als Treue schlichthin gab, deren jede so selbstverständlich Gefolgschaft forderte, daß sie zu brechen nur dem Lumpen möglich. Gregors Fluch zerriß die deutschen Herzen, zerriß die Ursprünglichkeit deutschen Empfindens. Er trug in die Kindlichkeit und Treugläubigkeit des germanischen Kraftbewußtseins das zersetzende Gift fremder Doppelzüngigkeit. Nicht als die Lehre von Golgatha in die Wälder jenseit des Rheines drang, teilte sich die Einheit der Vorstellung dieser naturfrohen Menschen in jene unselige Zweiheit, der Gott und Staat einander feindliche Begriffe sind. Erst als der Priester Roms die Hand legte an den königlichen Purpur, erst da klaffte eine Zwiespältigkeit in den deutschen Herzen, an der sie nun leiden, die Menschen dieses halb Gottvolkes und halb Staatvolkes, durch all die Jahrhunderte, bis an die Schwelle der Wirzeit.

Mannen wollen geführt sein. Sie sehen, wenn sie nicht weiter wissen, auf zu dem erkorenen Herzog. Nie hat so das deutsche Fürstentum versagt, wie in jenen Kampftagen des Jahres 1076. Je schwächer der König, je stärker die Herzöge. So fielen sie von ihm, Sachsen und Schwaben, Bayern, Kärnten, einer nach dem anderen.

Der König sann und sann schnell, wie es seine Gewohnheit war. Und fand einen Weg, den niemand für möglich hielt. Denn den Weg, den er ging, konnte nur ein Großer gehen. Und groß war keiner von den vielen, die der Meineid zusammengeführt.

In Eilmärschen zog Heinrich über den Mont Cenis nach Italien. Gregor flüchtete in das feste Canossa. Aber er irrte. Nicht der König wollte zu dem Papst, der büßende Mensch nur zu dem vergebenden Priester. So erschien Heinrich vor der Burg. Zunächst kam er im Bußgewande. Dann begannen die Verhandlungen. Die Schloßherrin, Markgräfin Mathilde von Toskana, vermittelte. Gregor war aufs tiefste erschüttert. Zugleich kam er in einem ungeheuren Zwiespalt. Drei Tage, vom 26. bis 28. Januar 1077, rang er mit sich. Da siegte der Priester über den Kirchenfürsten. Am Freitag den 28. löste Gregor Heinrich vom Bann.

Dieser winterliche Alpenzug, der den Dingen plötzlich eine andere Wendung gab, zeigte Heinrich als überlegenen Staatsmann. An der Tat von Canossa war alles groß, der Mut nicht minder als die Schnelligkeit von Entschluß und Ausführung, der kluge Schachzug ebenso wie die Bezwingung des eigenen Selbst. Canossa zerriß das Bündnis zwischen Papst und Fürsten. Es gab dem König frei Bahn. Es war ein Scheinsieg Gregors.

Aber nicht nur Heinrich zeigt sich hier in seiner ganzen Kraft und Größe. Canossa war auch Gregors größte Stunde. Mag er immerhin sich der deutschen Fürsten so sehr Herr geglaubt haben, die stärkste Waffe hat er sich doch aus der Hand winden lassen, als der Papst hinter dem Priester zurücktrat. Das wußte Gregor, als er die Tore von Canossa öffnete. Daß er es dennoch tat, hebt den Menschen Gregor hier zu einer Größe, wie sie sonst nur dem Staatsmann eigen ist.

Aber sehr bald schon begannen die Kämpfe von neuem. Sieben Jahre nach Canossa gelang dem König die Eroberung Roms. Hier wurde er von dem Gegenpapst Wibert von Ravenna, den er auf den Stuhl Petri erhoben, zum Kaiser gekrönt. Gregor mußte nach Süditalien flüchten. Das war das Ende. „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und gehaßt die Ungerechtigkeit. Deswegen sterbe ich in der Verbannung.“ Ist das nur Verbitterung? Ist das nicht schon Lästerung dessen, der die Gerechtigkeit ist? Mancher schon gefiel sich in der Rolle des Märtyrers. Daß Gregor es tat, stellt ihn weit unter den, den zu vernichten sein Ziel gewesen und der sich doch nie in müde Selbstgefälligkeit hineingefunden.

Groß ist, wer Kraft der Persönlichkeit und Stärke des Willens— beides hatte Gregor — mit Erreichbarkeit des Ziels verbindet, vor allem aber, wessen Tun und Denken im Einklang steht mit dem Gewissen seiner Zeit und Umwelt. Gregor hat Kräfte beschworen, die, einmal geweckt, nicht zum Schweigen zu bringen waren. Er, der den Frieden bringen sollte, hat das Schwert gebracht. Statt zu versöhnen, zerriß er die Herzen der Menschen in nie zu heilenden Zwiespalt. Die Weltgeschichte ist gerecht in ihren großen Linien. Nur äußeren Schein und Eintagssiege streut sie in Willkür wahllos aus. Deshalb starb Gregor VII in der Verbannung.

Bei aller seiner Klugheit war Gregor nicht Sieger geworden über den Kaiser. Ein halbes Jahrhundert nach ihm bedauert sogar kein Geringerer als Bernhard von Clairvaux die Konstantinische Schenkung, die den Papst aus einem Nachfolger des Petrus zu einem Nachfolger des Konstantin gemacht habe. Und Walter von der Vogelweide wird nicht müde, es auszusprechen, daß selbst die Engel im Himmel diese unselige Tat Konstantins beklagen. Aber das waren einzelne Stimmen, die, so laut ihr Hall war, das Papsttum nicht in andere Bahnen riefen.

Bernhard selbst hat es noch erlebt, daß Gratian in sein Kirchenrecht den Satz aufnahm, Konstantin habe in seiner Schenkung den Papst Gott genannt. Wenn dies Buch Gratians auch zunächst nicht Gesetz der Kirche wurde, so galt es doch als das maßgebende Nachschlagewerk. Da die Konstantinische Schenkung aber kirchlich anerkannt war, so hat Rom, seit Gratiane diesen Satz besonders herausgehoben, in der Hochzeit die Gleichsetzung des Papstes mit dem ebenfalls göttlichen Cäsar nicht mehr fallen lassen.

Schon Gregor hat es in seinen Regierungsgrundsätzen klar ausgesprochen, daß allein der Papst berechtigt sei, die kaiserlichen Abzeichen zu tragen. Er als erster bedient sich des von den späteren Päpsten immer

wieder herangezogenen Bildes von Sonne und Mond. Wie Gott diese beiden als große, aber nicht gleichwertige Leuchter an den Himmel gesetzt, so habe er als dessen irdische Abbilder den Papst und den Kaiser in seinem Heilsplan vorgesehen. Nach Gregor haben vor allem Innozenz III und Bonifaz VIII. in immer schärferer Betonung der päpstlichen Allmacht das Bild gebraucht, daß das Papsttum der Sonne gleiche, die den Tag erhellt, das Kaisertum aber dem Mond, der die Nacht regiert. Gregor ist Beginn, Innozenz Höhepunkt, Bonifaz Vollendung des päpstlichen Weltherrschaftsanspruchs.

Nach dem Aussterben des salischen Hauses mit Heinrichs IV Sohn Heinrich V kam die Krone abermals an einen Niedersachsen, an Lothar III aus, dem Geschlecht der Grafen von Supplinburg. Seine allzu treue Ergebenheit Rom gegenüber hat sein Bild verzerrt und ihn als eine Art Pfaffenkönig in der Geschichte weiterleben lassen. Und doch ist auch er, von seiner Schwäche der Kirche gegenüber abgesehen, ganz Sachse. Er sandte die jüngeren Söhne seines niedersächsischen Adels gegen die Wenden und belehnte sie mit reichem ostelbischen Besitz. Viele der alten, noch im 20. Jahrhundert blühenden deutschen Adelsgeschlechter haben damals ihren auf -ow endenden Namen nach dem neuen wendischen Besitz angenommen, wie es in jenen Zeiten üblich war und sich durch all die Jahrhunderte als Pioniere deutscher Art östlich der Elbe gefühlt. Und mit dem Adel zog der Bauer und brachte das deutsche Blut wieder in die weiten Gebiete der Mark und Pommerns, die ein Jahrtausend zuvor von rein germanischen Stämmen bewohnt gewesen waren. Lothar III war es auch, der in den Grafen von Askanien, von Wettin und von Schauenburg und nicht zuletzt in seinem kraftvollen Enkel Heinrich dem Löwen Männer fand, die hier gemeinsam mit Adel und Bauerntum Niedersachsens eine Kolonisationsarbeit ganz großen Stils leisteten.

Die Zeitgenossen haben Lothar als dem Friedenskaiser zugejubelt. Sie, die ganz im Banne des Mönchs von Clairvaux standen, sahen nicht, daß dieser Kaiser um des Friedens willen Raubbau trieb mit kaiserlichen Rechten. Obwohl ihm zwei Päpste gegenüberstanden, hat er diese Gunst der Stunde nicht genutzt, sondern dem zu ihm flüchtenden Innozenz II als treuer Sohn der Kirche den Steigbügel gehalten. Aber wenn er auch Rechte preisgab, Schwäche gegen Rom zeigte, wenn er dem Heiligen von Clairvaux nichts zu weigern wagte, sein unsterbliches Verdienst bleibt, daß er durch Verpflanzung deutscher Männer in die Ostmarken dies immer wieder verlorengegangene Gebiet endgültig dem deutschen Reiche sicherte und einverlebte und damit den Boden bereitete, auf dem später die neue Vormacht Deutschlands erstehen konnte. Was Niedersachsen in der Allzeit dem Reiche war, die nordische Quelle stets sich erneuernder Kraft, das wurde in der Ichzeit Preußen, der harte, nüchterne, willensbewußte Staat. Dieses Staates erster starker Wegbereiter war Lothar.

Auf Lothar III folgte der Enkel Heinrichs IV, der Hohenstaufe Konrad. Wie Lothar lebte auch er im Zeitalter Bernhards von Clairvaux. Der war die Sonne, die der Erde Licht und Wärme gab und den hellen Mittag. Die Fürsten der Welt glichen bestenfalls den Sternen, die in nächtlichem Dunkel ihren kleinen Schein ausschickten ins All, der schnell verblich vor dem Vollgestirn des Tages. Auch die Macht Konrads III reichte nicht an das Wort dieses Predigers von Clairvaux.

Es gibt Zeiten, da herrscht allein das Schwert. Solche Jahre waren, als Achill Troja berannte, als Alarich gegen Rom zog, als Friedrich Wilhelm I. seinen Preußen die Pflicht einbefahl. Manche meinen, daß diese Tage seltener kämen, je älter die Menschheit würde. Wer die beiden Religionsstürzer Amenophis IV von Agypten und Heinrich VIII von England miteinander vergleicht, wird solches füglich bezweifeln. Oder aber er wird zum mindesten zu dem Ergebnis kommen, daß ein Sich-wandeln der Menschheit nur dem Auge dessen sichtbar ist, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag oder wie eine Nachtwache.

Und dann wieder gibt es Zeiten, in denen allein der Geist herrscht. Irgendeine göttliche Kraft hält die Menschen gepackt. Und nun können sie nicht anders als die Knie beugen und die Hände heben und Diener werden dieser Kraft. Das sind Zeiten, da das Eisen der Schwerter alt wird und rostet und gar viel lieber sich umgösse in Opferschalen und Weihgefäße und sich schämt, der blutigen Gottheit von gestern gedient zu haben. Solcher Zeiten sind wenige. Sie gehen schnell vorüber. Und immer wieder bekam nach ihnen das Schwert das Wort und sprang aus der beiseite geschobenen Scheide.

Das war das Unglück Konrads III, daß er, der nichts gelernt als das ritterliche Handwerk des Krieges, nicht nur in eine Zeit hineingeboren war, die ganz im Banne einer geistigen Kraft stand, sondern daß das Schicksal ihn in eben dieser Zeit zum weltlichen Herrscher des Abendlandes hob. Ein nur des Lagerlebens Kundiger sollte er herrschen, sollte führen und Wege ebnen, während rings der Geist von Clairvaux durch die Lande fuhr und Burg und Hütte, Stadt und Kloster zu innerlichem Gotterleben rief.

Als Lothar III starb, da hatte er seinem Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen von Bayern aus dem Geschlecht der Welfen mit Zepter und Kronedie Anwartschaft auf das Reich gegeben. Sein langes Leben war er der Kirche ein mehr als gefüger Diener gewesen. So hoffte er, daß sie, die ihm nie einen Wunsch erfüllt, nun wenigstens für die Wahl des Welfen eintreten werde. Aber Lothar hatte sich alle seine Tage verrechnet, sobald der Papst mit in der Rechnung vorkam. Er verrechnete sich auch im Tode. Rom war nicht dankbar. Herrscherwille geht vor Dankbarkeit. Der Vatikan sorgte für die Wahl des Staufer Konrad.

Die 14 Jahre, die Konrad die Krone trug, stand er im Kampf gegen seine welfischen Gegner. So kam ein Krieg und Gegensatz, der nicht aufhörte, als die Gegner starben. Wenn sich über 150 Jahre später in Dantes Florenz die Schwarzen und die Weißen befehdeten, als längst die Staufer ausgestorben, es war der gleiche Kampf, der unter Konrad seinen Anfang nahm. Die Ziele wechselten. Die Vorstellungen änderten sich. Alte Kämpfer traten ab. Neue kamen. Der Schlachtruf „Hie Welf, hie Waibling!“ blieb, als gäbe es im deutschen Reich zwei Völker, die Gott geschaffen, sich gegenseitig zu zerfleischen. Zweimal ist eines deutschen Königs letzter Wille der beste Entschluß seines Lebens gewesen, der manchen Fehler seines Handelns gesühnt und der ihn größer erscheinen läßt, als er sich den Wechselfällen seines Lebens gegenüber gezeigt. Das war, als Konrad I sterbend seinem Gegner, dem Sachsenherzog Heinrich, die Reichskleinodien übersandte. Er glaubte das deutsche Königszepter in dessen kräftiger Faust besser gewahrt als bei seinem eigenen fränkischen Stamm. So tat er den selbstlosen Schritt, die Krone Karls des Großen dem Herzog eines Stammes zu übertragen, der kaum hundert Jahre zuvor erst unterworfen war und in dessen unwirtlichen Wäldern noch manche heidnische Gottheit Verehrung suchte und fand.

Als über zwei Jahrhunderte nach dem ersten Konrad der Hohenstaufe Konrad III 1152 starb, da bestimmte er zu seinem Nachfolger unter Übergehung seines Sohnes Friedrich seinen Neffen Friedrich von Schwaben, der, um päpstliche Einsprache zu verhindern, sich wenige Wochen später zum König wählen und zu Aachen salben und krönen ließ.

Zweimal in der deutschen Geschichte haben so durch eines schwachen Fürsten letzten Willen in Vater, Sohn und Enkel drei überragende Persönlichkeiten hintereinander die Krone Karls des Großen getragen: die drei Ottonen im 10. Jahrhundert und die drei Staufer Friedrich I, den die Italiener Barbarossa nannten, sein gewaltiger Sohn Heinrich VI und dessen großer Sohn Friedrich II. Ihn ließ die Sage nicht sterben, sondern versetzte ihn in den Kyffhäuser, wo er wartet, bis seine Zeit gekommen, um das deutsche Kaiserreich, das nach ihm zerfiel, wieder zu errichten. Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts im deutschen Volk durch die Romantik der Einigungsgedanke lebendig wurde, da rief die Sehnsucht nach einem Kaiser diese Sage wieder wach und übertrug sie von Friedrich II auf seinen Großvater Friedrich I, den während des dritten Kreuzzuges in Kilikien die Wogen des Salef fortgespült. Das märchenumwobene Morgenland hat einer späteren Zeit die große Gestalt Barbarossas, dessen Gebeine Europa nicht wiedersah, für die Kyffhäusersage geeigneter erscheinen lassen als Friedrich II, den man im Dom zu Palermo beigesetzt wußte.

Hatten schon die Ottonen und die Salier nach einem Ausgleich gesucht zwischen deutscher Art und christlicher Art, die Hohenstaufen von Friedrich Barbarossa bis hin zu Konradin und neben ihnen die Ordensritter und die Minnesänger sind der großartigste Ausdruck des christlich-germanischen Ideals. Obwohl Jesus selbst nie die Askese gepredigt und nur gefordert, daß der Mensch in sittlichem Ringen Herr seiner Sinne und seiner Leidenschaften werde, obwohl er gesetzlich geregelte Fasten ebenso verworfen wie das gedankenlose Gebet, weil beides abstumpft, wenn es nicht innerem Bedürfnis entspringt, hatte die katholische Kirche der Frühzeit sich doch mehr und mehr der Askese zugewandt. Durch den Stand der Kleriker, die einen asketischen Lebenswandel führen mußten, waren die Christen in

zwei Klassen geteilt worden. Als Rom die Askese im Mönchtum zum Beruf machte, da war dieser ein weiterer Teil der Menschheit gewonnen. Dann ging die Kirche noch einen Schritt weiter und setzte auch für die ganz in der Welt Gebliebenen eine Art Askese in den Bußübungen fest, auf daß auch ihnen die Möglichkeit wurde, der Gottheit näher zu kommen.

Wenn auch die Kirche nie so weit ging wie Plotin, der sich schämte, einen Körper zu haben, wie der sich selbst entmannende Origenes, wie Antomius, der jedes körperliche Bedürfnis als Schande empfand, oder wie die Katharer und Albigenser, denen jeder geschlechtliche Verkehr Sünde schien, so hat sie doch, wie schon Paulus, dieser allerdings nur im Hinblick auf das unmittelbar bevorstehende Weltende, völlige Enthaltsamkeit immer höher bewertet als eheliche Gemeinschaft und damit einen Satz aufgestellt, der germanischem Lebensgefühl unmittelbar widersprach. Wenn es als fromm galt, sich zu geißeln, Untergewänder mit Nägeln zu tragen, sich nie zu waschen, nur einmal am Tage zu essen oder ganz zu fasten, weder Fleisch noch Wein zu berühren, jahrelang in enger Zelle zu verbringen, so kam es im Gegensatz dazu den Germanen darauf an, nicht den Körper zu übersinnlicher Verzücktheit und Entrücktheit, zu Gesichten und Träumen fähig zu machen, sondern auf der Erde etwas zu leisten und die Hände zu regen in tätigem Einsatz. Nichts konnte unannehmer für den Germanen sein als ein Glaube, in dem der Leib als Kerker der Seele empfunden, in dem die Selbstentmannung als höchste Bewährung sittlicher Kraft gepriesen wurde. Für den nordischen Menschen bedeutete Fortwerfen der Mannheit Frevel gegen den Schöpferwillen Allvaters und gegen das eigene Volk, das Anspruch hatte auf des Mannes Kraft. Wenn es dem Morgenlande Sünde schien, vom Wege der Enthaltsamkeit zu weichen, so war den frischen und gesunden Sinnen des Germanen ein nicht gelebtes Leben Sünde.

Daß es trotzdem gelang, diese beiden feindlichen Welten miteinander zu versöhnen, zeigt die Gestalt Parzivals. Wie Allzeit überhaupt All-Einheit des Vielfältigen, Verschmelzung des Widersprechenden, Bindung des Auseinanderstrebenden ist, so verkörpert sich in Parzival als ihrem reinsten Sinnbild Held und Heiliger in unlöslicher Einheit. Ein Meister aller ritterlichen Künste, der tatfroh sich zu jedem Kampfe drängt, hat er sich ebenso als Held zu zeigen im Kampfe gegen die verlockende und schwüle Welt der Sinne. So spiegelt sich in Parzival der Wandel von der Welt der nordischen Vorzeit mit ihrem bedenkenlosen Ja zum Leben zu der christlichen Allzeit, die die Natur nur durch die Gnade verklart bejahren konnte.

In vier Romzügen hatte Friedrich I die Macht des Papstes, der sich mit den lombardischen Städten verbündet, zu brechen gesucht. Schon sah er sich in Rom als Sieger, als die Pest dem entflohenen Papst Alexander III zu Hilfe kam. Ihr fielen zahlreiche deutsche Fürsten, der größte Teil des Heeres und schließlich auch Friedrichs großer Kanzler Rainald von Dassel zum Opfer. Als auch der fünfte Romzug nicht zum Erfolge führte, weil des Kaisers Vetter Heinrich der Löwe in Chiavenna die Heerfolge weigerte, kam es 1177 zu einer Einigung mit dem Papst und den lombardischen Städten.

In Venedig fand im Sommer 1177 die erste große europäische Friedenskonferenz statt. Solche Versammlungen wiederholten sich seitdem durch die kommenden Zeiten, bis sie sich im 20. Jahrhundert überstürzten. Erschöpften sie sich aber meist in selbstgefälligem Geschwätz, weil die große Persönlichkeit fehlte, die leitete und Wege wies, so war es in Venedig sowohl wie 700 Jahre später in Berlin der große Kanzler des Deutschen Reiches, der diese beiden Tagungen zu weltgeschichtlicher Bedeutung hob. 1177 Christian von Buch, 1878 Otto von Bismarck. Gab auch der Kaiser in Venedig in manchem nach, soweit er es tat, befand er sich im Einklang mit der allgemeinen Stimmung in seinen Landen. Ein entscheidender Sieg ward hier weder dem Kaiser noch dem Papst. Und doch war der Kaiser fortan im Abendlande der allein Ausschlaggebende und blieb es, bis ihn die Wellen des Saief aus dem Leben rissen.

Als die deutschen Fürsten 1152 auf Konrads Rat Friedrich von Hohenstaufen zum König wählten, da war für sie ausschlaggebend gewesen, daß es ihm, dem Sohn eines staufischen Vaters und einer welfischen Mutter, gelingen würde, den unseligen Zwiespalt zu überbrücken, der zwischen Welfbund Waibling klaffte. So baute denn auch von Anfang an der Kaiser seine Staatsleitung auf einem gleichberechtigten Nebeneinander von Staufer und Welf auf. Er gab Heinrich dem Löwen fast eine königliche

Machtstellung. Er hob ihn gewissermaßen zum Statthalter des Reichs, wenn er abwesend war. Chiavenna zwang den Kaiser in neue Bahn. Und so einwandfrei ging er gegen den unbotmäßigen Vetter vor, daß diesem kein Ausweg blieb und daß keine Hand sich für ihn regte. Bayern erhielt der immer treue Otto von Wittelsbach. Sachsen wurde geteilt. Den Westen gab der Kaiser an den Erzbischof von Köln, den Osten an den Sohn Albrechts des Bären. Heinrich behielt nur den lüneburgischen Besitz seines Geschlechts. Diese Teilung bildete die Grundlage für die spätere Gestaltung Deutschlands.

Im Jahre 1184 hielt der Kaiser anlässlich der Feier der Schwertleite seiner beiden ältesten Söhne einen Hoftag zu Mainz ab. Nie sah die Allzeit größeren Glanz in prunkvolleren Festen. Zahllose Ritter aus allen Teilen der Welt huldigten dem tatenreichsten Fürsten der Zeit. Und Dichter und Sänger, Barden und Harfner trugen von hier Namen und Ruhm des großen Staufer in alle Gegenden der bewohnten Welt. Der gleiche Glanz nicht nur, sondern auch aufrichtiger Jubel empfing den Kaiser, als er zwei Jahre darauf nach Mailand kam und hier die Hochzeit seines ältesten Sohnes Heinrich mit Konstanze, der Tochter des Normannenkönigs Roger II, feierte, der Erbin Siziliens und Unteritaliens. Friedrich wollte versöhnen. Und seine große Gegnerin Mailand war stolz darauf, daß dieser weltgeschichtlich bedeutsamste Ehebund in ihren Mauern geschlossen wurde.

Von allen folgensweren Entschlüssen aller deutschen Kaiser war keiner folgenswerer als diese Brautwerbung Barbarossas für seinen jungen Sohn. Einten sich die Kronen Deutschlands, Italiens und Siziliens auf einem Haupt, dann geriet das Papsttum in eine Umklammerung, in der es ersticken mußte, wenn es nicht alle Mächte des Himmels und der Erde aufbot, um sich von diesem Eisengriff zu lösen. Aber wie allen Menschen der Allzeit, so war auch Friedrichs Ziel ein Gott, ein Reich, ein Kaiser, eine Kirche. So hatte es Christus gewollt. Die sizilische Heirat brachte die Welt diesem Ziel einen Schritt näher. Also war sie gottwohlgefällig. Sie war aber auch staatsmännisch klug. Solange normannische Einzelfürsten in Unteritalien im Kampfe mit der byzantinischen Reichsgewalt lagen, drohte dem römischen Kaiser von dort her keine Gefahr. Seit aber das normannische Königreich geeint war und sich dank der Tatkraft seiner Herrscher zu einer Großmacht gehoben, war Italien auf die Dauer nur zu halten, wenn dieser starke und angriffskräftige Staat mit seinem unaufhörlichen Drang nach Ausdehnung entweder dem römischen Reiche einverleibt oder aber zerschlagen wurde.

Friedrich war fast am Ziel. Nur eins fehlte noch zur Erreichung seiner Pläne: die Unabhängigkeit der Kaiserkrone vom Papst. Das war nur möglich, wenn sie erblich wurde. Verschiedene Pläne, den Papst für diesen Gedanken zu gewinnen, waren gescheitert. Mußten bei der Grundsätzlichkeit dieser Frage immer scheitern. So gab es nur ein Mittel. Jerusalem war in die Hand Saladins gefallen, das ganze heilige Land im Besitz der Sarazenen. Wenn Friedrich das Kreuz nahm und Palaestina der Kirche wiedergewann, dann gab es nichts, das dann der Papst ihm weigern konnte.

So nahm Friedrich Barbarossa 1188 das Kreuz. Und sofort traf er umfassende Vorbereitungen. Alle Fehler, die den unglücklichen Ausgang des zweiten Kreuzzuges zur Folge gehabt, sollten vermieden, alle damals gemachten Erfahrungen genutzt werden. Im Jahre 1147 hatte erdfremden Glaubenseifer, entfacht von Bernhard von Clairvaux, die Massen in Bewegung gesetzt. Planlos waren sie ins Morgenland geflutet. Planlos kehrten sie heim. Diesmal stand eines Staatsmanns bewußter Wille hinter, einem wohl ausgerüsteten, kriegserprobten, gut geschulten Ritterheer. Herrscher und Heer, Ziel und Zweck, Wille und Weitblick trugen diesmal das Gelingen in sich.

Im Mai 1189 brach der Kaiser mit einem gewaltigen Heer auf dem Landwege nach dem Osten auf. Die Könige von England und Frankreich folgten zur See. Trotz der Schwierigkeiten, die der griechische Kaiser den Kreuzfahrern bereitete, setzten die Truppen im März 1190 nach Asien über. Der Sieg bei Ikonion, mit entschieden durch des siebenjährigen Kaisers persönliche Tapferkeit, brach jeden Widerstand in Kleinasien. Syrien lag offen vor dem Gegner. Da griff abermals, wie einst in Rom die Pest, das Schicksal selbst dem Kaiser in die Zügel. Am 10. Juni 1190 rissen die Fluten des Salef den Badenden fort und spülten einen toten Mann ans Ufer.

Es ging ein Leuchten aus von Friedrich Barbarossa, wie von keinem Kaiser vor ihm oder nach ihm. Kaum je war so einmal der goldene Reife für eines Mannes Haupt geschaffen wie für dieses Staufer Stirn. Mag ihm manches an letzter Schöpferkraft gefehlt haben, immer ging ihm das Morgen über das Gestern, das Amt über den Mann, die Sache über das eigene Ich. Und hinter dem strahlenden Auge dieses für die Krone Geborenen stand eine Tatkraft, wie sie in einer solchen urwüchsigen Wucht nur wenigen zu eigen gewesen. So hat sich Friedrich durchgetrotzt durch alle Schicksalsschläge von vier Jahrzehnten. Seinen Namen sang der deutsche Harfner, sang das Lied des Sarazenen und die Schwermut des Arabers. Es ging ein Glanz aus von Friedrich Barbarossa, der schon in manche Stunde deutscher Not den Strahl der hoffnungsstarken Dennoch warf. Es ging ein Leuchten aus von diesem Fürsten, das bleiben wird in alle Zeit.

Wenige Große in der Weltgeschichte erzogen sich den Nachfolger. Sie kamen wie ein Meteor und schwanden und ließen eine Lücke, die niemand füllen konnte. Zu sehr mit den eigenen Gedanken beschäftigt, aus deren Tiefe jeden Tag neues Planen und Gestalten quoll, vergasen sie, dass einmal auch ihre Stunde kommen würde, da ihr Wirken zu Ende. So haben nur wenige der großen Herrscher für den Sohn, nur wenige der grossen Wirtschaftsführer für den Nachfolge Sorge getragen. Friedrich I hat es getan, wie vor ihm Konrad II.

In Heinrich VI verband sich das königliche Blut der Staufer mit dem unruhig stolzen der Welfen und dem stürmisch heißen von Burgund. Immer aber bändigte es der früh geweckte scharfe Verstand, der hinter der hohen bleichen Stirn des jungen Kaisersohnes saß.

In vielem glich er dem Vater. War es aber bei Friedrich der königliche Zauber seines Wesens, der von ihm ausging, wenn er sprach und befahl, so lag in des Sohnes gebietendem Auge der überlegene Ernst des früh zum Manne Gereiften. Alle Seiten seiner reichen Veranlagung, Verständnis für Staat und Kunst, für Wissenschaft und Dichtung hatte der Hildesheimer Bischof Konrad von Querfurt in dem jungen Fürsten geweckt, die ganze Bildung jener Tage dem schnell Empfänglichen nahegebracht. Alle Gaben aber überwog sein staatsmännischer Blick, der Heinrich VI zum Meister der Staatskunst schlichthin erhebt. Kein Gewaltigerer vor ihm oder nach ihm trug je die deutsche Krone. Daß sie ihm nur sieben Jahre zu tragen vergönnt war, daß ihn ein plötzliches Fieber im 33. Jahre jäh aus dem Leben riß, wie einst ein gleiches Fieber im gleichen 33. Lebensjahre gleichfalls einen Herrn der Erde, Alexander den Großen, mitten aus seinen gewaltigen Plänen gerissen, daß er das ungeheure Erbe einem unmündigen Kinde lassen mußte, vor allem aber, daß wenige Monate nach seinem Tode Roms größter Papst, Innozenz III, den Stuhl Petri bestieg, das alles brachte das Deutsche Reich an den Abgrund des Verderbens und das staufische Haus an ein baldiges Ende.

In rücksichtslosem Durchgreifen gelang es Heinrich, die Kaiserkrone zu erwerben. Als er aber Sizilien, das Erbe seiner Gattin, in die Hand bekommen wollte, brachten die Welfen einen Bund fast aller deutschen Fürsten gegen ihn zustande. Da spielte ihm ein Zufall den englischen König Richard Löwenherz in die Hand. Das unterscheidet den einen Menschen von dem anderen Menschen, wie er den Zufall auszuwerten weiß. Denn nur der Große kann ihn für seine großen Zwecke in vollem Umfang nutzen, nur der überragende Mensch ihn einreihen in die gewaltigen Pläne seines Hirns.

Es gelang Heinrich mit der Freilassung Richards alles zu erreichen: die Sprengung des Fürstenbundes, die Aussöhnung mit den Welfen, die Lehensoberhoheit des deutschen Kaisers über England, ein ungeheures Lösegeld für den Krieg gegen die Normannen, eine englische Flotte und englische Soldaten gegen Sizilien. Am 25. Dezember 1194 wurde er im Dom von Palermo zum König von Sizilien gekrönt, am 26. Dezember ihm von der Normannenerbin Konstanze ein Sohn, Friedrich II, geboren.

Die Weihnachtstage des Jahres 1194 sahen Heinrich auf dem Gipfel seiner Macht. Daß er ihn erreichte, ermöglichte seine Tatkraft, seine Staatskunst und nicht zuletzt sein Glück. Daß er die ihm noch bleibenden Jahre auf dem Gipfel dieser Macht sich hielt, dankte er der eigenen Größe. Nach der Eroberung des Normannenreiches waren Deutschland, Italien und Sizilien fest in seiner Hand. Auch Tunis und Tripolis betrachtete er als Erbe der Normannen seiner Krone zugehörig. Aber auch in England

begnügte sich Heinrich nicht mit der bloßen Lehensoberhoheit. Mehrfach ergingen Weisungen an Richard Löwenherz, denen dieser sich nicht entziehen konnte. Auch Frankreich, Spanien und Byzanz versuchte er in die gleiche Abhängigkeit zu bringen. Mit dem sicheren Blick des großen Menschen erkannte er, daß, wer die Welt beherrschen will, im Besitz der Seeherrschaft sein muß. So schuf er eine Flotte, die ihn zum Herrn des Mittelmeers machte. Und so gewaltig war die Wirkung, die von dieser neuen Seegelung ausging, daß Byzanz sich zu Zinszahlung herbeiließ, daß der Fürst von Zypern, daß der ferne König von Armenien von Kaiser Heinrich ihre Reiche zu Lehen nahmen.

Des Kaisers Macht ging weit über die Karls des Großen hinaus, als er beschloß, sie seinem Hause zu sichern. Ebenso klar wie sein Vater erkannte Heinrich die ungeheuren Vorteile, die die Erblichkeit der Kaiserwürde für das deutsche Volk bedeutete. Sie verhinderte die oft blutigen Fehden beider Königswahl. Sie setzte dem Machthunger der Fürsten ein Ziel. Sie ermöglichte stark zu sein nach außen. Sie entband die kaiserliche Regierung von jeder päpstlichen Bevormundung. Sie hieß den Allstaat verewigen.

Zwei Mächte standen solchem Plan grundsätzlich entgegen: die Fürsten und der Papst.

Den Fürsten nahm die Erblichkeit der Kaiserkrone die Möglichkeit eigener Thronbesteigung. Aber sie nahm ihnen weit mehr. Sie, die eben noch von Friedrich Barbarossa als besonderer, über dem übrigen Adel stehender Stand anerkannt waren, sanken damit in die Klasse der Lehensträger zurück, die von dem nichtfürstlichen Adel kaum mehr als die Größe der Lehen unterschied. Je größer zudem das Reich wurde, um so größer wurde die Zahl der Fürsten, um so bedeutungsloser der Einzelne.

Es war nicht Heinrichs Art, mehr zuzugestehen als unbedingt notwendig war. Trotzdem bot er nicht wenig, wenn er den Fürsten als Entgelt für ihre Zustimmung die Erblichkeit ihrer Lehen auch in weiblicher Linie, wenn er den Bischöfen die Aufhebung des Spolienrechts versprach, also den Anspruch des Grundherrn auf die bewegliche Habe eines verstorbenen Geistlichen. Trotz aller Schwierigkeiten erreichte es der Kaiser schließlich, daß die deutschen Fürsten der Erblichkeit der Kaiserwürde im staufischen Hause grundsätzlich zustimmten.

Dann begab er sich nach Italien. Seine Gesandten begannen die Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl. Heinrich wußte, daß die Sehnsucht der Päpste seit langem gewesen, Lehensherren des Kaisers zu werden, daß, zudem die Kurie längst in fortgesetzten Geldschwierigkeiten war, die eine geordnete Fortführung der Geschäfte kaum noch zuließen. So bot er freiwillig für sich und seine Nachkommen die Kaiserkrone als päpstliches Lehen und verpflichtete sich außerdem an jedem Domstift die beste Pfründe dem Papst zu eigen zu geben, wenn dieser dafür auf allen weltlichen Besitz verzichte. Es war ungeheuer, was er bot. Aber ungeheuer war auch, was er dagegen einzutauschen hoffte.

Der greise Papst Cölestin war mit einem Schlage aller Sorgen enthoben, wenn er zugriff. Er war der Herr der Welt einschließlich des Kaisers und konnte über Einkünfte verfügen, wie sie keinem anderen Sterblichen zur Verfügung standen. Trotzdem zögerte er. Es gab ein Ringen zwischen den Gesandten des jungen Kaisers und dem zähen Greis, wie es in dieser Folgenschwere die Welt nur selten gesehen. Wäre er wirklich Herr der Welt geworden? Wurde nicht das Lehensverhältnis völlig bedeutungslos, wenn ohne Möglichkeit päpstlicher Einmischung der Sohn dem Vater in der höchsten weltlichen Würde folgte! Und war er denn sicher, daß die Einkünfte aus den besten Pfründen auch wirklich den Weg nach Rom fänden! Gab er nicht die ganze Vergangenheit der Kirche preis, alles, worum Nikolaus I und Gregor VII gerungen, wenn er seinen Namen unter die kaiserlichen Vorschläge setzte! So verlockend sie waren, der greise Papst fand den Mut, sie abzulehnen.

Heinrich geriet, als er die Antwort erfuhr, in namenlosen Zorn gegen den Greis, der ihm die fast schon gesicherte Zukunft seines Hauses in Frage stellte. Ohne die Hauptstadt der Erde auch nur eines Blickes zu würdigen, zog er an Rom vorbei nach Unteritalien. Aber dieser trotzbende Papst war fast dreimal so alt wie er selbst. Er würde nicht ewig die Tiara tragen. Und bei der Neuwahl würde er, der Kaiser, der Träger zahlloser Kronen das wichtigste Wort mitzureden haben. Er hatte die Mittel, zu sorgen, daß, auf Cölestin

ein dem Kaiser Gefügigerer folgte, der die Unterschrift nicht würde weigern können. Und dann würde er, vielleicht schon in wenigen Monaten, der unumschränkte Herr der Erde sein.

Sofort griff er den Plan des Vaters wieder auf, durch einen siegreichen Kreuzzug vor der ganzen Christenheit als erster Fürst der Welt zu erscheinen. Umfassende Vorbereitungen wurden getroffen. Ein Kreuzheer wurde ausgerüstet, das im September 1197 unter großer Feierlichkeit in See ging.

Wenige Tage später zog sich der Kaiser ein Fieber zu. Am 28. September, ein Jahr nach den Verhandlungen mit Rom, war der Herrscher der Welt ein toter Mann. Drei Monate später folgte ihm der 92jährige Cölestin ins Grab.

An Heinrich versagen alle Maßstäbe des Alltags. Liebe ist ihm weder geworden, noch hat er sie begehrt. Aber ein Mann war er, ein Mann in des Wortes gewaltigster Bedeutung. Ein Mann, der durchgriff. Ein Mann, der handelte. Ein Kaiser, aus dessen eiserner Stirn die Gedanken sprangen wie Wasserfluten aus nie versiegendem Quell. Und jeder Gedanke, der ans Tageslicht trat, wandelte sich wie unter einem Zauberstab zu Tat und Wollen.

Die Kleinheit hat jahrhundertlang gezittert bei seines Namens Klang. Die Vorsicht freute sich des Fiebers, das ihn der Welt entriß. Die Angst hat alle Sünden des Gesetzes in die Lebensblätter dieses übergroßen Staufer eingetragen. Wo aber Mut sich je der Tatkraft paarte, da haben diese beiden in Ehrfurcht aufgeblickt zu dem gewaltigen Sohne Friedrichs und haben dankbar immer aufs neue Kraft geschöpft aus diesem deutschen Kaiser, der, unbekümmert um die Menschen, unbekümmert um das Schicksal, unbekümmert um Haß und Liebe, den Weg ging, den er für den richtigen hielt.

Im südlichen Nebenschiff des Doms von Palermo steht ein gewaltiger. Porphyrsarkophag. Darinnen liegt Heinrich VI. Ein ähnliches Gestein umschließt auch den Welteroberer im Dom der Invaliden. Groß über Menschenmaß, im Zwiellicht schimmernd von geschliffenen Feldspatkrystallen, hart, kalt und doch die Blicke bannend und nicht wieder loslassend, so stehen die Särge und trotzen der Zeit. Einen Großen birgt der Purpursarg von Palermo, einen Großen der Purpursarg von Paris.

Wenn Wölfe in der Steppe verrecken, wer fragt danach! Wenn aber der Löwe hinsieht, er, dessen Wesensart der Kampf ist und dessen Größe, dann bäumt sich etwas in uns gegen diesen Widersinn. Wenn er daliegt auf der Höhe der Berge, deren Herr er noch eben war, Stunde um Stunde schwächer werdend, und um ihn scharen sich die Tiere des Waldes und schleichen sich die Tiere aus der Ebene und gaffen gegen den Gewaltigen. Sie wissen, daß noch der müde Schlag seiner Tatze kraftvoller ist, als die in ihr Wesen gezwängte Feigheit. Sie wissen aber auch, daß, sobald der König der Tiere seinen letzten Atemzug getan, sie über ihn und den wehrlosen jungen Löwen herfallen können. Und der Sterbende weiß das auch.

So starb Heinrich VI.

In Italien, in Sizilien, in allen Gauen Deutschlands zuckte die Empörung. Der staufische Kaiser tot. Der deutsche König drei Jahre alt, irgendwo fern im Süden in der Hand der normannischen Mutter. Wenn Welfentum und Herzogtum, Grafentum und Bistum ihre Macht dehnen wollten, jetzt war Gelegenheit. 1198 kam es zum erstenmal in deutscher Geschichte zu einer Doppelwahl. Philipp von Hohenstaufen, Heinrichs jüngster Bruder, von der Mehrzahl der Fürsten gewählt, gekrönt mit den Reichskleinodien, aber nur in Mainz und nur von dem Erzbischof von Tarantaise. Otto, Heinrichs des Löwen Sohn, von einer kleinen Minderheit gewählt, gekrönt mit nachgemachten Reichskleinodien, aber in Aachen und vom Erzbischof von Köln.

So sah die Welt zwei gekrönte Herrscher: neben Otto IV, dem Welfen, Philipp den Hohenstaufen. Er war der erste deutsche König, der einen Namen führte, den vor ihm schon einer der römischen Kaiser getragen. Philippus Arabs war von 244—249 Kaiser von Rom gewesen. So nannte der junge Staufer, sich ganz als Fortsetzer und Nachkomme der Cäsaren fühlend, sich Philipp II.

Acht Jahre herrschten sie nebeneinander, kämpften gegeneinander. Dann war Philipp II Sieger. Selbst der Papst Innozenz III mußte ihn anerkennen und versprach die Kaiserkrönung. Die bevorstehende Mündigkeit Friedrichs von Sizilien, des außer Philipp letzten männlichen Staufens, drängte zu diesem Schritt. Auf diese Weise hoffte der Papst, den Normannenstaat endgültig von dem Reich zu trennen. Da stach den schnell in Ruhm gestiegenen jungen König auf der Hochzeit seiner Nichte in Bamberg ein Nichtswürdiger nieder.

Einer, der Freunde hatte, für die er alles war, das ist Philipp von Hohenstaufen. Die für ihn lebten und für ihn starben, die nicht von ihm ließen, im Glanz der Krone nicht und nicht im Bann von Rom. Ein süßer, junger Mann, wie Walter von der Vogelweide ihm zujubelt, das Leuchten des Vaters in den blauen Augen, ein deutscher Herzog wie aus ferner goldener Zeit, der alle Herzen an sich band und von dem Gegner Achtung selbst erzwungen. Weil er ganz er selber war, schlicht, klar und gradeaus, mit reinem Schwerte kämpfend für ein reines Ziel.

Mit Philipps Tode war die Bahn für Otto frei. Breitschultrig und hochgewachsen, leidenschaftlich und ungeistig, unverwundlich, tollkühn, derb wollte er den Thron sofort mit den Waffen gewinnen. Aber der kluge Erzbischof Albrecht von Magdeburg riet zu weiserem Vorgehen. Er solle neu als Bewerber um die erledigte Krone auftreten und die Stauer durch Verhandlungen gewinnen. Solche Wege war Otto nicht gewohnt. Aber er wurde überredet. Die Verhandlungen begannen. Er fand sich in die Gedankengänge staufischer Herrschaft. Er verlobte sich mit Philipps junger Tochter. Er ächtete dessen Mörder. Im Herbst 1208 wurde er einstimmig zum König gewählt.

Otto IV war König. Aber er war es durch ungeheure Zugeständnisse an den gewaltigen Innozenz. In der Urkunde von Speyer hatte er dem Papst halb Italien abgetreten, hatte ihn als Lehensherrn von Sizilien anerkannt, hatte auf das Regalienrecht, den Bezug der Einkünfte freier Bischofsstellen, auf das Spolienrecht, den Nachlaß verstorbener Geistlicher, und die ihm zustehende königliche Entscheidung bei zwiespältiger Bischofswahl verzichtet und endlich in allen kirchlichen Angelegenheiten sich mit der unmittelbaren Anrufung und Entscheidung Roms einverstanden erklärt. Damit hatte er, der letzte Kaiser, der den Namen Otto trug, mit einem Federstrich das deutsche Königtum vernichtet, wie es ottonische Staatskunst aufgebaut. Die deutsche Kirche, die bis dahin die Trägerin des deutschen Staatsgedankens war, selbst dann, wenn der deutsche König andere Wege ging, wurde durch die Speyerer Urkunde eingereiht als Glied wie alle anderen Glieder in die Allkirche Roms.

Ein gewaltiger Schritt zur Allheit der Welt war getan, ein Schritt auf Kosten Deutschlands. Otto brauchte Innozenz. So gab er, was jener forderte. Und war doch klug genug, nur selbst zu unterschreiben und nicht die Zustimmung der Fürsten einzuholen. Damit blieben Türen offen, die zu benutzen der bedenkenlose Krieger sich nicht scheuen würde.

Die endende Ichzeit hat in Heinrich dem Löwen einen Verkörperer völkischer Art sehen wollen, der um dieser völkischen Art willen mit Recht dem Kaiser in Chiavenna die Heerfolge versagt habe. Sie hat die Allzeit nicht verstanden, hat Gedanken des 20. Jahrhunderts hineingetragen in eine Zeit, die dieser Zeit zu denken unmöglich waren, hat den großen Welfen mit ihren Augen gesehen, hat ihm ihr Fühlen und ihr Wollen untergeschoben, das nicht das Fühlen und das Wollen jener Tage war. Otto IV war, wenn ihm auch des Löwen Klugheit fehlte, doch sonst in allem seines Vaters Sohn. Dem schroffen Stolz auf sein in ferne Vorzeit ragendes Geschlecht verband sich ein aller Gefahren spottender Wagemut. Seit er sich im Besitz der Krone wußte, hat er sich mit genau den gleichen weltumspannenden Plänen getragen wie nur je ein Hohenstaufe. Und nicht anders hätte sein großer Vater gehandelt, weil für den allgebundenen Menschen jener Tage kein anderer Weg zu gehen denkbar war.

Kaum war Otto IV im Jahre 1209 in Rom zum Kaiser gekrönt, als er offen und bewußt die Gedanken Heinrichs VI aufgriff. Da der Papst nicht hatte nachweisen können, daß ihm die italischen Lande, die er ihm abgetreten, rechtlich von früher her zustanden und da zudem die Unterschrift der Fürsten fehlte, nahm der Kaiser von Italien wieder Besitz. Dann rüstete er gegen Sizilien, um auch dieses Land seinem Allkaisertum wieder einzugliedern.

Otto sah nicht, daß seine Hauptstütze, die staufische Partei, ihm nicht folgen konnte im Kampfe gegen den Staufer Friedrich II von Sizilien. Er sah auch nicht, daß der Papst mit allen Mitteln versuchen mußte, die Wiedervereinigung Unteritaliens mit dem Reich zu verhindern. Er sah nur sein Schwert und sah, daß es gut war und glaubte, es würde genügen, die Welt zu erobern. Der Papst warnte. Dann drohte er. Als Otto Neapel nahm, war er gebannt.

Heimlich, verkleidet, mancherlei Gefahren ausgesetzt ging der junge Friedrich von Hohenstaufen über die Alpen. In Deutschland wirkte sein Name wie ein Fanfarenstoß, der durch die Lande fuhr, wie ein Weckruf, der das Erinnern wachschlug an die große Zeit und an den Glanz der Tage Barbarossas. Seine Erblinde fielen ihm zu, dann der Süden, der Rhein, der Osten. Die Schlacht von Bouvines 1214 entschied über die Zukunft. Hier siegte die französische unumschränkte Königsgewalt über den Adel Frankreichs, der Adel Englands und sein Verfassungsgedanke über das englische Königtum, siegte das Staufertum über das Welfentum. Otto war vollständig gebrochen. Er floh nach Braunschweig, haderte, grollte dem Schicksal, verbiß sich in sein Recht. Mit 36 Jahren starb er auf der Harzburg, fast schon vergessen von der Mitwelt.

So wie der Bergstrom ungebündigt die Bäume aus den Ufern wurzelt, und seine Wogen durch die Täler jagt, mitreißend oder niederreißend, was fest von alters her zur Scholle hält, der ungestüm zum Meere drängt und keine Frachten trägt und keine Mühlen treibt, so war auch Kaiser Ottos, Art. Er sah im Kampf von Anbeginn das Leben. Zurückzuhalten, klug zu, überdenken, im weisen Rat sich vor der Tat zu finden, das hat er nicht, gelernt und nicht verstanden. Unedel war er nicht. Doch hat des Blutes, allzu schnelle Art ihn früh den Thron gekostet und ihn, der arm an inneren Schätzen war, zu jenen Unglückseligen geworfen, die verbittert werden, weil sie das Glück um den Erfolg betrog.

Im Dom zu Braunschweig, wo die Welfen ruhen, liegt vor den Särgen in die Erde eingemauert Otto IV, der einzige deutsche Kaiser aus welfischem Geschlecht. Und über der Tür zu dieser letzten Ruhestätte sind die Worte gegraben: Hier endet Neid, Verfolgung und Klage. Bis zu seinem 18. Jahre hat Friedrich II die Heimat der Mutter nicht verlassen. Dann rief ihn das Schicksal über die Alpen. Obwohl er die ganze Jugend im Bann der normannischen Überlieferung gelebt, war doch die Gestalt des Vaters zu groß, und zu stark drängte in ihm das Blut dieses Gewaltigen, als daß der Haß der Mutter gegen alles Deutsche und alle Erinnerungen der Kinderjahre es hätten zum Schweigen bringen können. Immer hat sich Friedrich als Staufer gefühlt und nie in einer Urkunde sich des zweiten Namens Roger bedient, mit dem die Normannen ihn nannten.

Und doch war durch das doppelte Blut eine Zwiespältigkeit in sein Wesen geworfen, an der er litt, um so mehr als alle Kulturen und alle Weltanschauungen sich an ihn drängten. In Unteritalien war der Normanne auf den Sarazenen, der Byzantiner auf den Römer, der Franzose auf den Juden, der Araber auf den Papst gestoßen. Hier häuften, mischten und verwischten sich Glaube, Blut und Art von tausend Stämmen. Hier wurde griechische Bildung von mohammedanischer Weisheit ausgelegt. Hier fand sich der maurische Spitzbogen zu byzantinischem Mosaik. Hier wurde lateinisch, griechisch, arabisch und französisch als gleichberechtigte Amtssprache gesprochen. Hier gesellte sich die Kreuzkuppel von Byzanz zu der Basilika von Rom und beide überwölbte und verschmolz der morgenländisch-nordische Turm. Durch das Innere der Kirchen und Paläste aber gluteten die heißen, Farben aus dem Morgenlande, die sich von den islamischen Kuppeln herunter bis an die ottonischen Säulenkapitelle schmiegt. Hier traf deutscher Tatkraft auf die Schwermut der Wüste Libyens, päpstlicher Anspruch auf den normannischen Drang ins Weite, nordische Herbheit auf den Glanzbyzantinischer Feste und die süßen Lockungen phrygischer Nächte.

Ein halbes Jahrtausend nach dem Enkel Barbarossas hat wiederum ein deutscher König den Namen Friedrich II getragen, der gleichfalls wie der Staufer vor ihm seine ganze Kraft in den Dienst des Herrscheramts gestellt, das ihm geworden. Friedrich II von Hohenstaufen hat den Grundstein gelegt zu dem, was Friedrich II von Hohenzollern vollendet. Mit jenem beginnt, mit diesem endet der unumschränkte Staat. Der Staufer, seinem Jahrhundert weit voraus, sah die Allzeit ihrem Ende

entgegengehen, sah, wie langsam die mittelalterliche Weltanschauung und Welt zersplitterten. So nahm er, in die Zeit des Ich vorgreifend, aus sich selbst und seiner Kraft das Recht, überkommenes Recht zu brechen, um für die Zukunft neue Daseinsmöglichkeiten zu schaffen. Willkürlich und gewaltsam scheint oft sein Tun, als er den sterbenden Lehensstaat durch den festgefügt. Beamtenstaat ersetzt. Kein Kaiser verkörperte so die Einheit von Staat und Fürst. Selbst Ludwig XIV ist nur ein äußerlicher Abglanz dieses ersten Selbstherrschers, dem das Leben aller seiner Untertanen nur eine Erscheinungsform seines eigenen königlichen Lebens war. Beide Große, die den Namen Friedrich II tragen, gleichen sich, soweit ein Kaiser und ein König bei ihrer grundsätzlichen Wesensverschiedenheit sich überhaupt vergleichen lassen, in der Tiefe und Vielseitigkeit ihrer Bildung, in der weltgeschichtlichen Bedeutsamkeit ihrer Siege, in der Unruhe und dem Kampf ihres Lebens und nicht zuletzt in dem starken Bewußtsein von ihrer Herrscherpflicht.

Zog sich aber durch alle Not und alles Glück des Zollern Friedrich immer nur der eine Gedanke, seinem Preußen zu dienen, so riefen den Staufer Friedrich die Forderungen von Italien und von der Elbe, von Rom und von Sizilien, von Jaffa und der Lombardei. Was einfach ist, wird schnell erkannt und gibt sich leicht dem Auge. Doch was in tausend Farben schillert, läßt schwer sich deuten und begreifen. Deshalb schien Friedrich von Hohenstaufen bald groß, bald klein, bald gut, bald schlecht, bald fromm und bald ein Ketzer. Dante trifft ihn im sechsten Höllenkreis, in einem glühenden Sarge liegend, weil er vermeint, das Leben ende mit dem Tode. Das Volk aber hat ihn als den Verkörperer höchster deutscher Weltmacht nicht sterben lassen, sondern durch die Jahrhunderte gewartet auf seine Wiederkehr.

Von Gestalt war Friedrich mittelgroß, männlich, edel in Ebenmaß, Haltung und Gebärde, von kräftigem Körper, widerstandsfähig und von unermüdlichem Schaffensdrang. Die frischen Farben unter dem blonden Haar, die Jagd und Reiten bis ins Alter erhielten, die bei aller Hoheitliebenswürdige Art, den Menschen sich zu geben, die lebensfrohe Heiterkeit des an Genuß und Pracht Gewöhnten, gewannen ihm immer wieder die Herzen derer, die ihm nahe kamen. Die Kirche war ihm gleichgültig. Und doch kam er nicht los von ihrem Glauben, weil er über ihre erstarrten Formen hinauszuwachsen im Kampf seines Daseins die innere Ruhe nicht fand.

Er wuchs auf in einem von Parteiungen zerrissenen Lande. In Sizilien rangen deutsche Heerführer mit normannischen Grafen, rang der Welf mit dem Waibling, Rom mit dem Islam, rang der Franzose mit dem Genuesen. Die Mutter Konstanze starb, als Friedrich 4 Jahre alt war. Wer Gewalt hatte über den königlichen Knaben, der hatte die Gewalt auf der Insel. Schon morgen konnte das ein anderer sein. Als Staufer hatte er Feinde, die an sein Leben wollten. Bald war er König, bald Gefangener, bald Flüchtling. Maurische Musikanten umgaben ihn. Araber waren seine Leibwache. In seinen Schlössern häuften sich die Schätze aller Himmelsstriche. In den Parks von Palermo sammelten sich Tiere aus allen Teilen der bekannten Welt. Dazu lockte ihn schon früh ein Harem. Die väterlichen Verwandten hatte ihm der Tod, die mütterlichen die Härte des Vaters genommen. Er stand ganz allein. Freunde fand er nicht. Wem sollte er trauen! Bisweilen war er so in Not, daß er bei Bürgern von Palermo Brot und Zuflucht suchen mußte. Noch ehe er anderes gelernt, mußte erlernen, sich zu verstellen. Und lernte es und lernte lachend hassen und sah mitten durch das bunte Kleid und mitten durch den feierlichen Eid das Herz des Menschen, wie es wirklich war.

Daneben aber lernte er, der hochbegabte, was Morgenland und Abendland an Bildung besaßen. Er sprach lateinisch und italienisch gleich leicht wie provenzalisch, griechisch, arabisch und später auch deutsch. Er lernte die Stunde nutzen und den Genuß der Stunde. Denn nie hat er, solange er Knabe war, gewußt, ob der morgige Tag noch sein wäre. Bei aller Üppigkeit aber, die ihm Arabien bot und ihm Ägypten sandte, war er doch stets bedacht, den Körper stahlhart zu machen, daß er ihm nicht versage, wenn er Forderungen an ihn stellen mußte, wenn ihm einmal die Herrschaft wurde, die ihm vom Vater her und von der Mutter her gebührte.

Denn König war er in jeder Faser seines Wesens. Einst als Unruhen tobten war seine feige Dienerschaft geflüchtet. Der junge Fürst war allein im Schloß. Die Tür wird aufgeschlagen. Unangemeldet dringt der

Feldherr Markward von Anweiler in des Königs Gemach. Da springt der Siebenjährige ihm entgegen. Er zerreißt sein Königsgewand. Er wirft sich auf den Feldherrn, der so des Königs Majestät zu verletzen wagt.

Ein Deutscher war er nicht. Fühlung mit den Lebensbedingungen des Reichs besaß er zunächst nicht. Er ließ die Fürsten in immer größere Macht hineinwachsen.

Er war auch kein Italiener. Romanisches Denken hat er zwar verstanden. Aber sein Denken war es nicht.

Ein Sarazene war er nicht. Dem Schicksal über ihm hat er nie Gewalt eingeräumt.

Aber er war auch kein Normanne. Ihm fehlte die Schroffheit und die alles vor sich niederreißende Wikingerart seiner mütterlichen Vorfahren.

Und wie er nicht verwurzelt war in irgendeinem Raum, so überflog seine kühner Geist auch die Zeit, in der er lebte und die ihn nicht verstand. Ein Allmensch, doch nicht gläubig mehr genug, das All in seiner Allheit zu begreifen. Ein Allmensch, in dem alles zwar zusammentraf und doch zugleich sich alles widersprach.

Wie sich in der Titanengestalt Friedrichs das Ende der Hochallzeit ankündigt, so türmt auch die Gotik den Allgedanken in letzte Höhen. Als der Kaiser im Jahre 1236 in Marburg an der Lahn den Grundstein zu der Elisabethkirche legte, da hielt in unvergleichlicher Gestalt die Frühgotik ihren Einzug in Deutschland.

Keine Kunst war so unmittelbarer Ausdruck des ungestümen Dranges deutscher Sehnsucht, kam ihm in der Allzeit so entgegen wie die Gotik. Jetzt wächst der Stein immer höher hinein in die Wolken. Immer mehr waagerechte Linien werden durchbrochen. Galerien verschwinden. Überall wird nur die aufwärtsstrebende Richtung betont, das von der Erde Fortweiser in die Heiligkeit der Höhe. Das Himmelsstürmen dieser Steingebilde war nur von deutschen Menschen zu gestalten, die, besessen von dem Allgefühl der Zeit, die Einheit wollten mit dem Gott im Himmel. Der Giebel, der die Tempelsäulen von Hellas deckt, ist immer flach, ruht lässig auf dem Stein der Kapitelle. Indes der deutsche Norden drängt und stürmt und herde Kräfte sich nach oben recken, uneinheltlich, ungleich und ungegliedert, dafür voll Wucht, voll Leben, voll Verschwenden. Die Richtung nach den Wolken zu hatte schon die Ottonik gewiesen. Als die Gotik den klassischen Grundgedanken von Stütze und Last in seine leteten Möglichkeiten weiterführte, löste sie ihn schließlich auf.

Das Mittelmeer, das nach Vollendung strebt, braucht das Gesetz. Die Formen seiner Kunst sind streng wie die Gebote eines Gottes, weil eine innere Notwendigkeit die Linien führt und dem Gestein Gestalt gibt. Die Kunst von Hellas kennt den Zufall nicht, weil er die gottgegebene Form zerbricht. Die deutsche Kunst ist frei und ungebunden, ist lebenswarm und wie das Leben vielgestaltig. Hier findet auch der Zufall seinen Platz. Hier ist alles ein Ineinanderwogen von Gesetzmäßigkeit und Sonderheit.

In der Hochallzeit bleiben die Formen der deutschen Gotik ganz einfach, schlicht und edel. In dem großartigsten Ausdruck deutscher Frühgotik, der Elisabethkirche in Marburg, türmt sich noch der ganze Trotz des deutschen Ritters. Hier schichtet hart der Stein sich auf den Stein. Wie die ottonischen Dome ist auch das Wahrzeichen an der Lahn eine hohe stolze Gottesburg, deren schlichte Türme streng und schwer himmelwärts steigen. Friedrich II. hat die Vollendung der Kirche, zu der er den Grundstein legte, nicht mehr erlebt. Als sich ein halbes Jahrhundert nach der Grundsteinlegung die Hallen wölbten, da lebte niemand mehr aus dem Geschlecht der Staufer. Da war die große Kaiserzeit vorbei.

Keine Kirchenversammlung der ganzen Allzeit sah den Papst in strahlenderem Glanz und in größerer Machtfülle als das Laterankonzil vom November 1215, vier Monate, nachdem Friedrich II in Aachen zum deutschen König gekrönt war. Nicht Nachfolger Petri, auch nicht mehr Stellvertreter Christi, wie seine Vorgänger, hier weiß sich Innozenz als Stellvertreter des lebendigen Gottes selbst. Als solcher gibt er der Kirche eine neue bindende Verfassung. Als solcher aber ist er auch Herr der Welt. Fortan kann niemand mehr der alleinseligmachenden Kirche entrinnen. Hatten bisher die dunkelgemalten Scheiben den Domen

eine Abgeschiedenheit gegeben von allem irdischen Geschehen außerhalb der Kirche, so dringt jetzt durch das langsam heller werdende Glas der immer mehr sich vergrößernden Fenster das Licht des weltlichen Lages und durchflutet das Gotteshaus. Und an Stelle des Goldgrunds in der Malerei, der unirdisch war und alle heiligen Gestalten entrückte aus der Welt der Menschen, treten Felsen jetzt und Blumen und tritt die Erde selbst als Hintergrund. Woran Gregor VI gescheitert, das setzte Innozenz ins Werk. Die Erde war sein. Nur Jerusalem war noch in der Hand des Islam. Aber Rom hatte das Wort Friedrichs, das Hellige Land zu befreien. So setzte Innozenz auf dem Laterankonzil den Beginn des Kreuzzuges auf den 1 Juni 1216 fest.

Friedrich hat den Kreuzzug ehrlich gewollt. Wenn immer neue Gründe ihn verzögerten, dann war das nicht seine Schuld. Er konnte das Reich nicht verlassen, solange Otto IV lebte und ehe er nicht überall sichere Grundlagen für seine Herrschaft geschaffen. Erst 1227 konnte der Kaiser zur Fahrt nach dem Morgenlande rüsten. Schon wälzten immer neue Menschenmassen sich durch den Staub und durch die Hitze Süditaliens nach der Hafenstadt Brindisi und löschten ihren brennenden Durst und engten sich und drängten sich und lagerten, müde und unbekümmert um Ort und Essen, wo sie eine Lagerstatt fanden.

Da brach die Seuche aus, die in der Glut der Sümpfe gebrütet. Und hatte reiche Beute unter den Kreuzfahrern. Gleichwohl schiffte sich das Heer ein. Auch Friedrich und Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth, beide schon krank, gingen in See. Aber das Fieber stieg. Das kaiserliche Fahrzeug mußte umkehren. Drei Tage später starb Landgraf Ludwig. Nur mit Mühe gelang es, den kranken Kaiser nach Pozzuoli zu bringen. Das Kreuzheer zerstreute sich. Der Papst Gregor IX, der sich bewußt den Namen des Canossasiegers beigelegt, warf noch im selben Monat, ohne Friedrichs Boten vorzulassen, seinen Bann gegen den deutschen Kaiser, der abermals den Kreuzzug nicht wie er versprochen durchgeführt.

Der Kampf war da, wie ihn Gregor gewollt. Dem Buchstaben nach war der Papst im Recht. Und doch hatte er sich menschlich so tief ins Unrecht gesetzt, daß sich die Folgen des Bannfluchs bald zeigten, den der Haß geboren. Sobald der Kaiser in den Bädern am Golf von Neapel genesen war, erließ er von Capua einen Aufruf an die Welt, in dem er seine Sache rechtfertigte. Dann rüstete er abermals zum Kreuzzug. Im April 1228 gebar ihm seine Gemahlin Isabella, die Erbtochter des Königsreichs Jerusalem, den Erben Konrad.

Der Ruf, den Friedrich im Morgenlande dank seiner Bildung und Weitherzigkeit genoß, ebnete ihm schneller alle Wege, als es das Schwert vermocht. Schon 1229 setzte sich der Kaiser die Königskrone von Jerusalem aufs Haupt. Der Sultan hatte ihm weite Teile des Heiligen Landes abgetreten. Nur der Patriarch von Jerusalem belegte die heilige Stadt mit dem Bann der Kirche, weil ein Gebannter in ihr weilte, der sie gegen des Papstes Befehl von den Sarazenen befreit. Der Erfolg dieses Kreuzzuges ließ sich nur mit dem des ersten vergleichen, der mit der Krönung Gottfrieds von Bouillon zum König von Jerusalem geendet hatte. Als Sieger fuhr der Kaiser heim.

Gregor hatte die Abwesenheit Friedrichs geschickt benutzt, um überall in Deutschland Zwietracht zu säen. Es gelang ihm, den Bürgerkrieg zu entfesseln. Die Zeiten Gregors VII schienen zurückgekehrt. Schon suchte der Papst nach einem Rom ergebenden Gegenkönig. Da traf, unerwartet schnell, der Kaiser aus dem Morgenlande ein und trug zu all den anderen Kronen, die Krone von Jerusalem. Wie ein Sturmwind kam er, so preist ihn Dante, und wie ein Sturmwind fuhr er durch die Lande. Gregor mußte nachgeben. Zwar erhielt er große Zugeständnisse. Sieger aber war Friedrich. Und die Welt fühlte, daß Friedrich Sieger war.

Der Kaiser benutzte die kommenden Jahre, um zunächst Sizilien zu einem straff gegliederten Beamtenstaat umzugestalten. Königliche Beamte mit weitgehenden Befugnissen, besoldete Sarazentruppen, Kopfsteuern und mittelbare Steuern, Einfuhr- und Ausfuhrzölle, die Prägung von Goldmünzen, all das waren neuzeitliche Einrichtungen, die im Grunde dem Lehenwesen widersprachen. Auf diese Weise suchte Friedrich sein sizilisches Königreich aus den Händen des Lehensherrn, des Papstes, zu lösen. Als der Kaiser Deutschland, Italien und Sizilien befriedet, England, Frankreich und

Ungarn sich befreundet, Dänemark niedergeworfen und dem Deutschritterorden unter dem ihm persönlich nahestehenden Hochmeister Hermann von Salza weitgehende Rechte in Preußen zugestanden, konnte er daran denken, die letzte, immer noch ungelöste Frage zu lösen, die lombardische. Sein entscheidender Sieg 1237 bei Cortenuova über die lombardischen Städte war der Höhepunkt seines Lebens.

Aber die festen Mauern der lombardischen Städte und der wiederholte Bannfluch des Papstes ließen den Unermüdlichen nicht zur Ruhe und zu letztem Siege kommen. Als Gregor IX fast hundertjährig starb, bestieg in Innozenz IV ein nicht weniger hartnäckiger, dafür um so gewissenloserer, Gegner des staufischen Kaisertums den Stuhl Petri. Selbst vor einem großangelegten Mordversuch am Kaiser schreckte die Kirche nicht zurück. Die Mörder gestanden. Friedrichs nächste Umgebung, von Rom verleitet, war in den Mordplan verwickelt. Der Kaiser blieb kühl und gelassen. Er lernte die Menschen verachten. Die Menschen fürchten hat er nicht gelernt.

Der Papst erreichte endlich die Wahl eines Gegenkönigs. Des Kaisers Kanzler wurde ungeheurer Unterschlagungen überführt. Des Kaisers Lieblingssohn Enzo wurde in einem unbedeutenden Treffen von den Lombarden gefangengenommen und endete im Kerker von Bologna. Friedrich ließ sich nicht beirren. Er blieb ungebeugt. Wie er in diesen Jahren zu einsamer Größe wuchs, so wurde auch seinen Waffen von Monat zu Monate mehr Erfolg.

Als er 1250 mit 56 Jahren in Apulien starb, da traf der Tod einen, dessen Tage Kampf gewesen, solange er denken konnte, einen, der sich großgerungen und stark und hart und Sieger blieb bis in die letzte Stunde. Einer, der alles umfaßte und sich in alles fand, bei dem sich Hoheit und Herrscherstolz, Klugheit und Kaiserwille, Kunstsinn und kaltes Wägen, Weitherzigkeit und Gelehrtheit, vornehme Ruhe und Leidenschaft paarte und der dabei doch immer Maß zu halten wußte, ein Mensch der höchsten Allheit und daneben doch fast ein König schon der Renaissance, in einem ewigen Kampfe sich verzehrend, so ragt er als der Allzeit steiler Gipfel und weiß doch schon um eine neue Zeit, die keimhaft in ihm selbst sich vorbereitet.

Wie Friedrich II im Reich der Wirklichkeit, so verkörpern im Reich des Geistes der Romane Thomas von Aquino und der Deutsche Albert der Große aus dem alten Geschlecht der Edlen von Bollstädt den Höhepunkt der Hochallzeit. Weit über ein halbes Jahrhundert hat Friedrichs großer Zeitgenosse Albert die geistige Welt des Abendlandes durch Wort und Schrift beherrscht. Alles an diesem Doktor Universalis, an diesem Allgelehrten, wie ihn die Mitwelt nannte, ist ungebändigter Forscherdrang. Das Ungestüm, mit dem er sich von dem bloßen Spiel der Gedanken wegwendet, hebt ihn völlig aus der langen Reihe seiner scholastischen Vorgänger und Zeitgenossen. Voll Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen haltmachend, hat er um so tiefer sich hineinversenkt in das Erforschliche. Kein Mensch der Allzeit besaß so umfassende naturwissenschaftliche Kenntnisse wie er. So stammt von ihm das erste große Lehrbuch der Botanik, das bis zum Ende der Allzeit massgebend geblieben ist Und keiner vor Paracelsus hat dies Wissen so auszuwerten und nutzbar zu machen gewusst wie dieser deutsche Dominikaner, in dem das Past den großen Magier sah.

Tief überzeugt von der Unzulänglichkeit und Fragwürdigkeit aller geprägten worte und Begriffe konnte er ähnlich wie Augustin bekennen: Als ich es in der Brust trug da war es lebendig, als es aber Wort wurde, da blickte es mich mit fremden Augen an. Die tiefe Deutschheit dieses nie Gesättigten und rastlos Forschenden zeigt sich nicht zuletzt darin, daß er trotz höchsten Alters sein Lebenswerk nicht zur Vollendung brachte. Im Gegensatz zur römischen Scholastik, die ihr Gedankengebäude in strengem Aufriss logisch klar gliedern, stellt Albert der Große eine Reihe ihm wichtiger Fragen nebeneinander. Jeder von ihnen versucht er auf den Grund zu gehen, ohne sie zunächst unmittelbar einem Gesamtbau einzuordnen. Ungetrübt von dem romanischen Bedürfnis nach formaler Geschlossenheit gibt er sich restlos seinem jeweiligen Gegenstände hin. Aber grade dadurch gewinnt er oft tiefere Einblicke in die Geheimnisse der Wirklichkeit als der Romane, der zwar immer den Überblick über das Ganze zu behalten sucht, aber des dazu nötigen Abstandes wegen selbst doch stets wieder abrücken muß von dem lebendigen Pulsschlag des Lebens. Immer sucht Albert das Leben, aus dem Leben, nicht aus dem Begriff

wie der Romane zu begreifen. Deshalb ist ihm auch Gott nicht bloße Vernunft, sondern schöpferischer Wille. Und die Gnade, die er spendet, ist nicht so sehr eine übernatürliche Erleuchtung des menschlichen Verstandes wie bei dem Romanen Thomas als vielmehr die den ganzen Menschen treffende und neben dem Verstand vorzüglich den Willen umwandelnde und erneuernde Kraft der übernatürlichen Welt. Nicht wie bei Plato schweben die ewigen Ideen in unnahbarer Entrücktheit. Der deutsche Philosoph läßt sie als zeugenden Willen des waltenden Welterschöpfers die Wirklichkeit wirken.

Als Albert der Große mit 87 Jahren starb, da hatte 12 Jahre zuvor der letzte Hohenstaufe, der junge König Konradin, sein Leben auf dem Schafott des französischen Henkers Karl von Anjou in Neapel ausgehaucht. Ein Abenteurer war nach Italien gekommen, um dem rechtmäßigen staufischen König die angestammte Herrschaft zu entreißen. Einer, der nie gelacht im Leben. Der kalt war wie das Meer, das um den Eisberg wogt. Der finstern war wie die Berghöhlen der Abruzzen. Ein Staatsmann, zielbewusst und ohne Erbarmen und ohne Rücksicht und ohne Hemmung. Ein Franzose mit beherrschendem Gehirn. Ein Komane, ganz Berechnung wie der Papst, den ihn gerufen, und hart und herzlos wie die spanischen Inquisitoren. Und ihm gegenüber Konradin, der mit 14 Jahren über die Alpen zog die Krone einer Väter auf sein junges Haupt zu setzen. Noch einmal war in ihm die ganze Fülle staufischer Schönheit, deutschen Tatendrangs und nordlichen Edelmut lebendig geworden. Schlicht und rein, empfänglich für alles Gute und Große, ohne den nagenden Ehrgeiz seines Gegnerst Karl fühlte er sich als den letzten Träger der gewaltigen Namens seines kaiserlichen Geschlechts und war nur von dem einen Wunsch beseelt, nicht unwürdig zu sein der großen Vorfahren. Ein Kind noch fast, wenn er, ein letzter Minnesänger, singt: "Ich weiß noch nicht, was Liebesfreuden sind" und weiß doch schon so sicher seinen Weg, den er durchs Leben gehen muss.

Unerschüttert durch Fehlschläge zog Konradin nach Italien. Als der Papst ihn und seine Anhänger bannte, da hielt es manchen nicht mehr im Heerlager. Auch der, der aufs dringendste zur Romfahrt geraten, Rudolf von Habsburg, zog heim und verließ den jungen Freund, als dieser seiner am meisten bedurfte. Konradin mußte bleiben, mußte vorwärts oder er wäre untreu geworden der großen Vergangenheit seines Hauses. Ein Graf von Habsburg konnte Vorwände finden. Ein Staufer konnte nicht zurück. So zog er weiter und zog von Sieg zu Sieg. Pisa fiel ihm zu. Sizilien empörte sich gegen Karl. Rom öffnete dem jungen König jubelnd seine Tore. Aber schon einen Monat später entschied sich in der Schlacht von Tagliacozzo das Schicksal gegen ihn. Und aber zwei Monate später kniete er nieder vor dem Henker in Neapel, um einzugehen in die Unsterblichkeit.

Immer gewaltiger hatten in diesem letzten Jahrhundert der Hochzeit Kaiser und Papst ihre Ansprüche gesteigert, immer schärfer den gottgewollten Allstaat betont. Als erster hatte Innozenz III den Melchisedekgedanken Karls des Großen wiederaufgenommen. Er umkleidete den „großen Vorläufer Jesu und Rechtsvorgänger des Papstes“ mit allem irdischen Glanz. Durch die Konstantinische Schenkung sei Papst Sylvester I der Nachfolger des Melchisedek geworden. Dadurch erst bekommt die Schenkung eine ganz andere tiefere Bedeutung als bisher. Für Innozenz ist das päpstliche Weltkaisertum nach der Ordnung Melchisedeks gradezu eine Art Sakrament. Er nennt sich nicht mehr wie seine Vorgänger Stellvertreter Christi, sondern Stellvertreter Gottes und tritt damit neben Christus. Er steht zwischen Gott und den Menschen, tiefer als Gott, aber höher als der Mensch. Er ist der, der über alle richtet, aber von niemand gerichtet werden kann. Wie die beiden Cherubim auf dem Deckel der Bundeslade ihr Angesicht einander zugewendet haben, so sieht Innozenz in sich Kaisertum und Papsttum friedlich vereint.

Durch Innozenz III findet auch die Frage, warum Rom und nicht Jerusalem die Hauptstadt des irdischen All sei, ihre endgültige Lösung. Nach einer alten Überlieferung hatte der vor seiner Hinrichtung aus Rom fliehende Petrus den Herrn, der ihm begegnet, gefragt: *Domine, quo vadis?* Herr, wohin gehst Du? Und Jesus hatte geantwortet: Ich gehe nach Rom, um mich dort abermals kreuzigen zu lassen. Damit war Rom die Erbin Zions geworden. Und damit war der Davidgedanke und der Augustusgedanke zu unlöslicher Einheit verknüpft.

Um diesem immer gesteigerten päpstlichen Herrschaftsanspruch begegnen zu können, hatten auch die Staufer ihrerseits sich immer nachdrücklicher als die rechtmäßigen Nachfolger der Cäsaren bekannt. Als Friedrich Barbarossa seinen Sohn Heinrich VI zum Cäsar ernannte, nahm er bewußt auch in der Form die Überlieferung der römischen Cäsaren auf. Er war es auch, der an die Gesetzgebung Justinians wieder anknüpfte und auf die darin enthaltenen Lehrsätze sein Kaisertum stützte. Es war die gleiche Zeit, in der die Deutschen anfangen, sich Römer zu nennen, um damit den Welteinheitsgedanken auszudrücken.

Als Heinrich VI starb, reichte seine Herrschaft weiter als die des Augustus. Sein Nachfolger nennt sich Philipp II, weil einmal fast ein Jahrtausend vor ihm ein römischer Kaiser gleichen Namens die Krone des Augustus getragen. Sind bis zu den Stauern die Kaiser in erster Linie deutscher Könige, so tritt jetzt im Kampf um die Herrschaft des All das Königtum immer mehr zurück. Philipp II setzte sich nach seiner Wahl durch die deutschen Fürsten nicht die deutsche Königskrone, sondern die römische Kaiserkrone aufs Haupt. Otto IV ging so weit, auf die Siegel seiner Kaiserurkunden, neben sein eigenes Bild, auf dem er als Weltherrscher und Weltrichter erscheint, die Sonne und den Mond abzubilden zum Zeichen, daß er die volle und alleinige Weltherrschaft ausübe. Friedrich II wurde von den deutschen Fürsten in Nürnberg 1211 zum Kaiser und erst ein Jahr später in Frankfurt zum deutschen König gewählt. In seinem Testament vererbte er an seinen Sohn Konrad IV das Kaiserreich. Dieser selbst hat es nicht einmal mehr für nötig befunden, sich zum deutschen König krönen zu lassen. In dieser Zeit ist der Kaisergedanke bereits so ausschlaggebend, daß einige deutsche Fürsten sich weigern, von dem Gegenkönig Wilhelm von Holland Lehen anzunehmen, da nur der Kaiser Lehen vergeben könne.

Aber die Staufer haben ihr Ziel nicht erreicht. Immer wieder kam unerbittlich der Tod, oft wenn sie fast das Ziel schon mit den Händen greifen konnten. Als ob eine Macht eingriffe, allgewaltig, die verhindern wollte, daß der Allgedanke letzte Krönung erführe.

Als Bonifaz VIII im Jahre 1300 das erste Jubeljahr der römischen Kirche feierte, das seitdem eine ständige Einrichtung wurde, da hatte er äußerlich sein Ziel erreicht. Er erschien im vollen Schmuck des höchsten Priesters und des weltlichen Allherrschers. Bonifaz ist sich der magischen Kraft seines Amtes, die sogar die eigene Persönlichkeit über das Sittengesetz stellt, in höchstem Maße bewußt. Der Gedanke der Unfehlbarkeit wird von Bonifaz zuerst gedacht. Selbst der, daß er frei ist von Sünde, klingt an. Bonifaz fühlt sich nicht nur als der irdische Christus. Er wird auch als Gott der Götter angeredet. Unter ihm hat der päpstliche Cäsarenkult seinen Höhepunkt erreicht. In der Vergottung der eigenen Person, wie auch darin, daß er sich mehrmals in Statuen hat darstellen lassen, tritt ein Vorgefühl der Ichzeit bereits klar zutage.

Als 1302 Bonifaz VIII die Bulle *Unam sanctam* unterschrieb, da hat er damit das Siegel unter die Hochzeit gesetzt. Tatsächlicher Sieger war auch er nicht geworden. Schon ein Jahr später starb er, verlassen, gebrochen, erkennend, daß er vergebens gekämpft. Langsam geht der Allgedanke seinem Ende entgegen.

Spaetallzeit

Dem Mittelalter war das All ein aus dem Nichts und im Nichts von Gott geschaffener, allseitig begrenzter und abgeschlossener, kugelförmiger Raum, in dessen Mittelpunkt die Erde lag. Sie trug allein alles sichtbare Leben. Sie trug vor allem den Menschen, dem die Gnade der Gotteskindschaft zuteil geworden war. Was wurde, das wurde durch eines Schöpfers Willen. Und dieser Schöpfer war der Vater der Menschen.

Es war ein ungeheuer großer Gedanke, die Welt als All, als eine gottgegebene Einheit zu verstehen. Die ganze Allzeit hat in diesem Gedanken gelebt und sich wohlgeborgen gewußt in diesem Allbegreifen. Die Sphären des All umschloß der Himmel, in dem Gott der Herr selber wohnte. So konnte nie die Frage laut werden, was jenseit dieser Himmelssphäre lag. Gott und seine Wohnungen waren unendlich und

unfaßbar. Das Denkendes Menschen machte in Ehrfurcht halt vor dem Kristallhimmel der Seraphim. Dort waltete der Vater, der einst, wenn er es an der Zeit hielt, die Tore öffnen würde zu seiner Heimat Herrlichkeit. Wer bis an die Pforten des Himmels gelangen wollte, der brauchte nur der Kirche sich anzuvertrauen, die den Weg wußte aus der Welt des Staubes, des sichtbaren und des vergänglichen, hinein in die äußerste und letzte Schicht des All, in die Sphäre der Heiligkeit, in die Welt des Geistes, des unsichtbaren und des unvergänglichen.

In das Jahr 1302 fallen drei Ereignisse, die wie drei gewaltige Glockenschläge die Spätallzeit einläuten: Bonifaz VIII unterschrieb die Bulle *Unam sanctam*. Dante mußte flüchten aus Florenz. Die Bürger von Brügge siegten in der Sporenschlacht über das französische Ritterheer.

Die Bulle *Unam sanctam* hatte den bedingungslosen Anspruch auf die Weltherrschaft des Papsttums über die Völker der Erde feierlich geltend gemacht. Diese Stunde aber, in der die alte päpstliche Forderung in ihrer anmaßendsten Schroffheit ausgesprochen wurde, bezeichnet zugleich den Wendepunkt, von dem ab das Papsttum von seiner allzeitlichen Machtstellung Stufe für Stufe herabsinkt. Wollte die weltliche Macht diesen römischen Forderungen wirksam entgegentreten — und sie tat es sofort — dann war das einzige geistige Mittel, die Grundlagen nachzuprüfen, auf die der Stuhl Petri seine Weltmacht stützte. Das aber hieß zugleich, an den Grundlagen rütteln, auf denen die Allzeit überhaupt ruhte. Kritik bedeutete das erste Wetterleuchten des Zusammenbruchs einer Zeit, für die Kritik Ketzerei und Teufelswerk war.

Als die Florentiner ihren großen Mitbürger Dante vertrieben, da war das ein Symbol dafür, daß auch das Weltbild, das er im Herzen trug und später in seiner gewaltigen Göttlichen Komödie gestaltete, einem neuen Weltbild weichen sollte. Die Einheit des Jahrtausends, das mit ihm anfang seinem Ende entgegenzugehen, hat keiner so tief gefühlt wie dieser größte Dichter Italiens, keiner die beiden Gedanken, die die Allzeit beherrschen, den allchristlichen und den allkaiserlichen, als zwei nebeneinanderstehende und ineinandergreifende, ins Ungeheure ragende Bauten so zu fassen und zu türmen gewußt wie er.

So sah Dante und mit ihm die Allzeit die Kirche: Es gibt einen Gott, einen großen, heiligen, allgewaltigen, strafenden, rächenden und vergeltenden Gott, und der dabei doch die Liebe ist. Der schuf die Welt und auf ihr die Menschen als seine Geschöpfe. Und alle diese Menschen umschlang ein Glaube, der Glaube an Gott und an seine eine, allgemeine, katholische Kirche. Und dieser Glaube war wie ein gewaltiges Licht, das alles durchdrang und alles befruchtete und allem Sinn, Gehalt und Richtung gab. Geburt und Tod, Beruf und Haus, Schule und Wissenschaft, Handwerke und jedwede körperliche und geistige Arbeit, Kunst und Dichtung und Erkenntnis, Gesellschaft und Handel und Staat und was und wo es auch immer außerhalb des Staates lag und lebte, alles war und wurde und stand und fiel mit diesem einen großen Glauben an einen Gott und eine Erde, an eine Menschheit und an eine Kirche. Und so sah Dante und mit ihm die Allzeit den Staat: Das römische Weltreich, wie es Cäsar begründet, ist die gottgewollte Form menschlichen Zusammenlebens auf der Erde. Denn dadurch, daß Christus zur Zeit des ersten römischen Kaisers geboren wurde und das Todesurteil aus den Händen eines römischen Richters entgegennahm und sich ihm fügte, hat er und damit Gott diese die Welt umspannende staatliche Ordnung mit einheitlicher Spitze als richtig anerkannt. Wie im Reich des Glaubens der Papst herrscht, so hält, über allen Staaten thronend, richtend, Streit schlichtend und in allem irdischen Geschehen entscheidend sein Zepter ein Mann: der Kaiser.

Dante hielt die beiden ragenden Gewölbe, die er sah, das der Kirche und das des Kaisertums, für gottgegeben und unvergänglich bis zum Jüngsten Tag. Er, der geboren wurde, als die Staufer starben, hat die ersten Wegbereiter Luthers nicht mehr erlebt, die langsam einen Stein nach dem anderen aus dem einen Bau brachen. Er hat auch nicht begriffen, daß der andere Bau bereits in seinen Fundamenten wankte, als er in seiner „Monarchie“ ihn als den einzig möglichen verherrlichte. Er nahm den kurzen Kaisertraum Heinrichs VII für Wirklichkeit und hat von diesem Traume nicht gelassen, bis er selbst wenige Jahre nach dem Kaiser seiner Sehnsucht den letzten Atemzug tat.

Als Dante seine Wanderung beendet durch Hölle, Fegefeuer und Paradies, da war für ihn des Bleibens nicht mehr auf der Erde. Das Weilen fern der Welt und fern den Menschen, die Schauer, die auf seinem Höhengang den Suchenden umgeben, und die Verzücktheit in dem ewigen Licht, dem allen hält kein Erdgeborener stand. Das Grenzenlose, Nieerfaßte, das Unvergleichliche zu schauen, wenn Schleier sich auf Schleier lösen, wenn Vorhang sich auf Vorhang hebt, bis endlich alle Hüllen fallen, die Wanderung durch Glut und Glanz, bis keines Lichtes Flammenschein mehr, blendet und in beseligender Nähe der Schöpfung Rätsel hell sich offenbaren — die Augen eines Sterblichen, die das geschaut, mußten sich schließen, wunschlos, erdentrückt.

Und als sie sich schlossen, schloß langsam auch die Ewe ihre Pforten, der Dantes göttliches Gedicht ein unsterbliches Denkmal gesetzt.

Allzeit war Ständezeit. Jeder Stand hatte seine schicksalhafte Aufgabe. Der Schutz der Gesamtheit und die Ausbreitung des Glaubens unter den nicht Willigen fiel dem Ritter zu. Dafür wuchs er auf. Dafür trug er die Waffe. Das war seines Lebens Sinn und Inhalt. Mit dem Ritterheer gewann der Kaiser seine Siege, kämpften die Fürsten, verteidigten sich die Städte. Wo es zu kämpfen gab in der Allzeit, focht Ritter gegen Ritter in festgelegten Formen, die überall in Abendland und Morgendland die gleichen waren. In der Sporenschlacht von Kortrijk 1302 stand nicht nur zum erstenmal einem vorzüglich geschulten Ritterheer zu Pferde ein städtisches Bürgerheer zu Fuß gegenüber. Zum erstenmal siegte auch hier das bürgerliche Fußheer über das Reiterheer und befreite Flandern von dem französischen Joch. Als die Vlamen in dieser Schlacht 700 goldene Rittersporen erbeuteten, da war mit dem Siege die geheiligte Ordnung der Welt durchbrochen. Ein geschlossener Hellebardenwald starrte gegen jede Regel dem anreitenden Feinde entgegen. Und diese Hellebarden führten Männer, die nicht einmal einen Panzer trugen. Die Hellebarde der Stadt siegte über das Schwert des Ritters. Wie sollte man fürder kämpfen, wenn diese bürgerlichen Haufen aller gottgesetzten Satzungen spotteten! Und mehr noch: wozu war der Ritter überhaupt noch da? Die Welt schien aus den Fugen zu gehen. Wo blieb fortan heldischer Sinn, wenn der Krämer der Welt ein neues Gesicht gab! Und konnte jetzt nicht mit dem gleichen Recht der Handwerker, der Bauer, der Jude zur Waffe greifen. Mußte das nicht zum Kampf aller gegen alle führen!

So schicksalgeladen die Spätallzeit mit dem Jahr 1302 einsetzt, rein äußerlich bleibt in den beiden Jahrhunderten, in denen der Allgedanke langsam zu sterben beginnt, noch alles Wesentliche erhalten, das dem Alljahrtausend sein Gepräge gegeben. Auch Kaisertum und Papsttum blieben weiter, wenn auch Rom selbst durch die Vernichtung der Staufer die Axt an diesen ungeheuren Bau gelegt hatte. Germanischem Kraftbewußtsein war das Gewaltige des allumspannenden Weltreichgedankens verständlich gewesen. In den Riesengestalten der Ottonen, Salier und Staufer war Wodan noch lebendig, der alle Gegensätze einigte, loderte noch etwas von dem Feuer Siegfrieds des Welsungen. Der Haß der Päpste gegen die Hohenstaufen hat die Grundmauern des christlichen Allstaats zersetzt. Lange Jahrzehnte in der Spätallzeit mußten die Päpste in der Gefangenschaft von Avignon verbringen. Statt Herren der Christenheit zu sein, waren sie jetzt nichts als Werkzeug in der Hand des französischen Königs, der dem Haus der Capetinger die Krone Karls des Großen zubringen wollte, die in ihrer alten Würde zu tragen die deutschen Könige die Kraft nicht mehr besaßen. Vollends aber untergrub es den Glauben an die Heiligkeit des Papsttums, als drei Päpste sich gegenseitig bannten und jeder für sich die Statthalterschaft Christi beanspruchte. Auf dem Kaiserthron endlich folgt jetzt nicht mehr wie ehemals ein großes Geschlecht dem anderen. Ununterbrochen lösen diesen zwei Jahrhunderten verschiedene Dynastien einander ab. Das höchste Herrscheramt verliert damit jede Stetigkeit. Auf Rudolf von Habsburg und Adolf von Nassau folgt zu Beginn der Sontallzeit Albrecht von Oesterreich, diesem Heinrich VI von Luxemburg, dann Ludwig IV von Wittelsbach, Karl IV und Wenzel von Luxemburg, Ruprecht von Wittelsbach, Sigismund von Luxemburg und endlich Albrecht II, Friedrich III und Maximilian von Oesterreich. Aber dieser keiner ragt an die Größe der Sachsen, Salier und Staufer. Und ihrer keiner verfügt über die Macht, wie sie jene Gewaltigen besaßen.

Albrecht I, Rudolf von Habsburgs tatkräftiger Sohn, nutzt bei der Gefangennahme des Papstes Bonifaz VIII durch den französischen König Philipp den Schönen die Gunst der Stunde nicht mehr, um die

kaiserliche Macht in Italien neu zu errichten, sondern um selbstsüchtig in Deutschland seine Hausmacht zu erweitern. Heinrich VII folgt zwar den Spuren seiner großen Vorgänger, wird in Rom zum Kaiser gekrönt, von Dante als Herr der Welt bejubelt, findet aber schon wenig später unweit Siena ein frühes Grab. Sein Tod hat eine Doppelwahl zur Folge. Acht Jahre lang ringen die beiden Enkel Rudolfs von Habsburg, Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Bayern, um den Besitz der Krone, bis es Ludwig mit Hilfe des Burggrafen von Nürnberg, Friedrich IV von Hohenzollern, gelingt, seinen Gegner in der Schlacht bei Ampfing gefangenzunehmen. In Rom läßt er sich vom Volk, nicht mehr vom Papst zum Kaiser krönen. Sein großer Rechtsgelehrter im Kampf gegen die Kurie, Marsilius von Padua, hatte zum erstenmal den Grundsatz vertreten, daß den Gesetzen ihre Gültigkeit nur der durch Vernunftrecht dazu ermächtigte Volkswille gäbe.

Auch bei Ludwigs Tode fiel die Wahl auf zwei Könige: auf Karl von Luxemburg, den Enkel Heinrich VII, und Günter von Schwaburg. Als dieser wenig später starb, verstand es der staatskluge Rechner, sich durchzusetzen. Wenn er auch zunächst immer auf Vergrößerung seiner Hausmacht bedacht war, so ist er doch nicht, wie Kaiser Maximilian von ihm gesagt hat, des Heiligen Römischen Reiches Erststiefvater gewesen. Er war es, der dem Reich ein auf lange Zeit wirkendes Grundgesetz in der Goldenen Bulle gegeben hat. Diese übertrug die Kaiserwahl auf die sieben Kurfürsten: den Erzbischof von Mainz als Erzkanzler für Deutschland, den Erzbischof von Trier als Erzkanzler für Burgund, den Erzbischof von Köln als Erzkanzler für Italien, den König von Böhmen als Erzmundschenk, den Pfalzgraf bei Rhein als Erztruchsess, den Herzog von Sachsen als Erzmarschall und den Markgrafen von Brandenburg als Erzkaemmerer. Der Papst, den schon der Kurverein zu Rense als mitbestimmend bei der deutschen Königswahl ausgeschaltet hatte, wird in der Goldenen Bulle ueberhaupt nicht erwähnt. Dagegen gesteht das Gesetz den weltlichen Fuersten das Forterben ihrer Herschaft im Mannesstamm, die Unteilbarkeit ihrer Lande und zahlreiche Hoheitsrechte zu, die bisher nur der Koenig besessen. Aber in völliger Verkennung der Lage werden den Städten Bündnisse verboten in einer Zeit, in der die Hansa zu unerhörter Blüte steigt, den König Waldemar IV von Dänemark besiegt und ihre Herrschaft vom Stahlfeld zu London bis zum Peterhof in Rußland erstreckt.

War es dem klug wägenden Karl IV gelungen, sich durch alle Fährnisse hindurchzufinden, so verlor sein Träger und trunksüchtiger Sohn Wenzel bald jedes Ansehen. 1400 abgesetzt, hat er noch 19 Jahre lang seinen Leidenschaften gelebt. Die Regierung seines Bruders Sigismund, der auf Ruprecht von der Pfalz folgte, steht im Zeichen des Konzils von Konstanz. Hier wurde von dem Rechtsgelehrten Gerson, dem Kanzler der Universität Paris, zum erstenmal der demokratische Grundsatz verfochten, daß das Konzil über dem Papste steht, hier der tschechische Reformator Hus verbrannt, hier der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, mit der Mark Brandenburg und der Kur- und Erzkämmererwürde belehnt.

Mit dem Geschlecht der Hohenzollern bestieg ein Haus einen der wichtigsten deutschen Throne, das schon in seinen allzeitlichen Vertretern hervorragende Fürsten besaß, in Friedrich I, dem staatsklugen Besieger Dietrichs von Quitzow, in Friedrich II, dem Eisernen, dem Erbauer des Berliner Schlosses, in Albrecht Achilles, dessen Briefwechsel mit seiner Gemahlin zu dem wertvollsten Schrifttum der Allzeit gehört, und in Johann Cicero, dem fürsorglich weisen Landesvater, und das in der Ichzeit dank der Größe zahlreicher seiner Vertreter zu weltgeschichtlicher Bedeutung stieg.

Als nach der einjährigen Herrschaft des Habsburgers Albrecht II sein Vetter Friedrich III den deutschen Kaiserthron bestieg, da verkörperte sich in ihm in unerhörter Symbolhaftigkeit ein sterbendes Jahrtausend. Während 1453 Konstantinopel von den Türken erobert wurde und damit der letzte oströmische Nachfolger des Augustus verschwand, tat Friedrich kraftlos und tatenlos und schwunglos in 53jähriger Regierung nichts, als alle seine Gegner zu überleben. Und hat doch als Jüngling wie als Greis nicht aufgehört, mit den fünf Buchstaben a e i o u zu spielen: *Austriæ est imperare orbi univereo*, Oesterreichs Sendung ist, die Welt zu beherrschen. Als er endlich 1486 der Wahl seines Sohnes Maximilian zum römischen König seine Zustimmung gab, da mußte dieser dem Greis, der seine Tage mit Goldmachen und Sterndeuten hinbrachte, urkundlich versprechen, sich zu Lebzeiten des Vaters nicht in die Regierungsgeschäfte zu mischen.

Maximilians Leben verlief in Kämpfen, die fast nie zu Siegen führten. 1499 gelang es der Schweiz, sich endgültig aus dem Reichsverband zu lösen. Was der Kaiser erreichte, erreichte er durch Eheschließungen. Er selbst heiratete die Erbtöchter Burgunds und der Niederlande, sein Sohn Philipp die Erbtöchter von Spanien und allen dazugehörigen Nebenländern, sein Enkel Ferdinand die Erbin der Kronen von Böhmen und Ungarn. Mit dieser jungen Erbin hatte sich zunächst der Großvater Maximilian selbst nach dem Tode seiner drei ersten Gattinnen verlobt, um Böhmen und Ungarn in habsburgischen Familienbesitz zu bekommen, sie aber dann, seinem, ihr gleichaltrigen Enkel antrauen lassen.

Als Karl V, Philipps Sohn, der letzte papstgekrönte Kaiser, die Regierung antrat, da konnte er mit Recht sagen, daß in den habsburgischen Landen die Sonne nicht untergehe. Aber Karl V war kein Allkaiser mehr. Er war Herr einer gewaltigen erheirateten Hausmacht, deren einzelne Länder nichts verband als das zufällige gemeinsame Oberhaupt. Die innere Gebundenheit aller Teile, die Gottgewolltheit und die Gotterfülltheit, die heilige Weihe, die eherne Unabänderlichkeit, alles, was der Allzeit ihre gewaltiges, geschlossenes Gepräge gegeben hatte, war jetzt dahin, war unwiederruflich vorbei.

Schon der Sieg des Bürgers über den Ritter bei Kortrijk war etwas völlig Neues gewesen. Als aber Bertold Schwarz 80 Jahre nach dieser Schlacht das Pulver erfand, da änderte sich das Gesicht des Kampfes von Grund aus. Die Kugel durchschlug die sichere Geborgenheit des Panzers. Ihrer konnte sich auch der Feige aus dem Hinterhalt bedienen, für den in der Allzeit kein Raum gewesen war. Allgemein empfand man das Schießpulver als etwas Höllisches. In jeder Zeitwende erscheint das Neue als höllisch. Luther und viele seiner Zeitgenossen erklärten die Feuerwaffen für eine Erfindung des Teufels. Deshalb hackte man gefangenen Geschützmeistern die Hände ab, stach ihnen die Augen aus und feuerte sie aus ihren eigenen Geschützen, um sich an ihnen für die Hinterhältigkeit dieser neuen Waffe zu rächen. Nur ein Mann wie Fugger war groß genug, zu erklären, daß das Pulver an sich ebensowenig gut oder schlecht sei wie das Feuer oder das Wasser.

Aber auch er erfaßte nicht die wirkliche Bedeutung dieser Erfindung. Die Schußwaffe war nicht nur eine neue Waffe, die an Stelle einer alten Waffe trat. Die Erfindung des Pulvers bedeutete den grundsätzlichen Sieg einer höheren Kultur über jede niedere Kultur. Sie verhinderte, was 400 möglich geworden, daß die ungebändigte Kraft eines jungen Volkes über ein altes Kulturvolk siegen konnte, mochte dies noch so morsch und müde geworden sein. Das Ich hatte sich in der Sterbestunde der Allzeit selbst entdeckt und es hatte durch die Erfindung des Schießpulvers erreicht, daß ihm fortan sein Platz von keinem anderen Ich, das zu dieser Erkenntnis noch nicht vorgeschritten war, streitig gemacht werden konnte.

Die Kunst der Spätallzeit begreift das All in der Idee zwar immer noch als Raum. Aber die eigentliche Raumkunst, die Architektur, wird mehr und mehr von einer zwar im Raum gestaltbaren und den Bedingungen des Raumes unterworfenen, aber einer doch nicht mehr den Raum, sondern das einzelne Ich verkörpernden Kunst, der Plastik, abgelöst. In der Spätallzeit ist die Plastik die Kunstsprache des Zeitgeistes. Während in der Jung- und Hochallzeit der Künstler völlig hinter seinem Werk zurücktritt und niemand seinen Namen kennt, beginnt in der Spätallzeit bereits die Künstlerpersönlichkeit mehr und mehr in den Vordergrund zu treten.

Auch in der Gotik, so erdenfern sie türmt, liegen bereits Ansätze zu etwas völlig Neuem. Ottonik war sicher in sich ruhende Geborgenheit und Gebundenheit. In der Gotik spielte immer stärker der Zufall eine Rolle, der wie die germanische Terz sich an kein Gesetz band. Kein Wasserspeier an den gotischen Domen gleicht dem anderen. Überall drängt sich die Eigenart des Künstlers in den Vordergrund. Es ist nicht mehr das immer gleiche Akanthusblatt des Phidias. Jede Form ist anders. Jede Gestalt entspringt einem neuen schöpferischen Gedanken.

Nun aber wurde gegen Ende der Spätallzeit diese letzte große Allkunst langsam beiseite geschoben von einer neuen erdgebundenen Kunst, die sich aus den Ruinen alter Tempel hob. Als die Renaissance die Fesseln sprengte, an die die Menschen in der Allzeit gebunden waren, und damit das sicher in sich ruhende All auflöste und jedem Ich ungeahnte Rechte und Aufgaben in den Schoß warf, da erwuchs eine Schar von Künstlern, wie sie in dieser Fülle, Vielseitigkeit und Begabung kaum je eine andere Zeit erlebt

hat. In der Allzeit entwarf derselbe Künstler die Pläne zu Gottesdomen, brach den Marmor in den Bergen Carraras, gestaltete Plastiken und malte mit dem Pinsel die zarten Gemälde der heiligen Madonna. In der Ichzeit, wie sich der Mensch vom Menschen scheidet, um eigene Wege zu gehen, scheidet sich der Baumeister vom Maler, der Bildhauer vom Kupferstecher. Die Kunst bricht in tausend Kunstzweige auseinander.

Ottonik und Gotik hatten deutschem Lebensgefühl entsprechend jedem. Bau, den sie errichtet, seine organische Einheit gewahrt. Alles griff ineinander. Alles gehörte zusammen. Die Renaissance fußte bewußt auf dem Gesetz von Stütze und Last. Jeder Teil war selbständig, ließ sich lösen von seinen Nachbarteilen. Ottonik und Gotik waren Gemeinschaftskunst. Alle Glieder eines Baus bildeten eine unlösliche Gemeinschaft. Renaissance war Herrschaftskunst: Stütze und Last, Herr und Knecht. Ein neues ichbestimmtes Lebensgefühl war über die Menschen gekommen.

Als die Allzeit zu Grabe ging, als der Allgedanke und mit ihm das alles überspannende Kaisertum zerbrach, da hoben in den Fürsten und den Städten sich lauter kleine Spitzen und Fialen, die nebeneinander stehen, aber alle in die Höhe wollen. Jede kleine Spitze reckt sich und dünkt sich wie der Kirchturm selbst.

Als die Allzeit starb, baute man den größten Dom des Abendlandes, den Petersdom in Rom. Aber dieser gewaltige Baugedanke war genau wie Dantes Göttliche Komödie im Grunde nur ein Spiegelbild der Vergangenheit. Wenn ein Gedanke tot ist, baut man ihm ein Monument. Als der Allgedanke starb, entstand die Peterskirche. Als der Ichgedanke 400 Jahre später zu sterben ging, da setzte man ihm als Monument die Siegesallee.

Renaissance ist die große Zeitwende vom All zum Ich. Zeitwende ist gewaltigstes Erleben für die, die aus dem Gestern sind und doch das Morgen schon begreifen. Und ist zugleich erschütterndste Tragik. Denn keiner kann, und sei er noch so groß, sich völlig aus der Bindung lösen, in der ihn seine Kindheit sah. So zwischen All- und Ichzeit bäumt sich das Schicksal Michel Angelos.

Zeitwende wird der Masse nie Bewußtsein. Die Großen aber trifft sie Todeswund. Sie sind es, die den Schritt gewagt ins neue Land und wollen nun die Brücken schlagen über den Abgrund, den sie gähnen sehen. Sie wagen Größtes und sie scheitern doch. Sie bäumen sich in unerhörte Kraft, und sie zerbrechen doch am Schicksal. Denn es gibt kein gewaltigeres Schicksal als Zeitwende. So führte Moses einst die Kinder Israel aus Ägypten nach Kanaan in das gelobte Land. Gott selber teilte ihm die Wogen des Roten Meeres, ließ Manna in der Wüste regnen und gab dem Volk Gesetz für seine neue Zeit. Doch Moses hat das Neuland nicht betreten. Vom Berge Nebo nur hat Gott ihn die Lande sehen lassen, die er seinem Volke zugedacht.

Als Michel Angelo den Moses schuf, da hat er in der Trotzgestalt des Mannes, der von dem Angesichte Gottes kam, sich selbst verewigt. Wie Moses, kam auch Michel Angelo von anderen Ufern. Auch ihm hat Gott vom Berge Nebo das gelobte Land gezeigt, auch ihm den Zutritt in dies Land verweigert. So viele Große Luthers Zeit gebar, Michel Angelo war der einsam ragende Titan, der immer wieder sich vergebens mühte, das neue Ich dem All, dem alten, zu versöhnen.

Und wie in der bildenden Kunst mehr und mehr sich das Ich zu Wort meldete, so durchbrach nun auch in der Musik die ichhafte germanische Terz in der Spätallzeit den Allgedanken. Es war zu spät, als Papst Johann XXII 1322 die Vielstimmigkeit feierlich verdammt und auf diese Weise hoffte, das germanische Tonempfinden im Kirchengesang zurückdrängen zu können. Die Vielstimmigkeit blieb. Und daneben wurde die Terz Sieger über die Quint. Deren Heimat war der Gottesdom, war die gemessene Ruhe heiliger Hallen. Sie lebte in der Massen gläubigem Gesang und in der Priester feierlichem Schreiten.

Als die ausgehende Allzeit der Terz die volle Gleichberechtigung einräumte wie der Oktave und der Quint, da gab sie ihr damit gewissermaßen offiziell die Stellung, die sie im deutschen Volksliede schon seit Jahrhunderten eingenommen hatte. Diese Ebenbürtigkeit aber bedeutete den Sieg der Terz, deren

farbigem Vorwärtsdrängen die alten Kirchentöne um so weniger gewachsen waren als jetzt in der Renaissance das heiße, glutende Leben selbst sich zum Worte meldete.

Die Terz war heiter wie die Renaissance. Sie jauchzte aus dem kecken Mund der Jungen. Sie lachte aus der Mädchen hellem Sang. Sie hüpfte über Felder hin und Gräben, wo ihr die Quint nicht folgen konnte. Nach langem Leidenswege ward sie endlich Sieger und freute sich des Sieges, wie sich das Kind freut, wenn auf der Wiese ihm im Sonnenglanz die Blumen ihren Willkomm nicken.

Der Begriff des Mittelalters, wie man die Allzeit nannte, gehört der humanistischen Weltanschauung an. Man verstand darunter eine Zwischenzeit, die in der Mitte lag zwischen zwei gleichgearteten Zeitaltern, dem Altertum und der Neuzeit, eine Zwischenzeit, die den laufenden Fluß der Jahrhunderte in unerfreulicher Weise unterbrochen und sich mit ihren dunklen Verfallserscheinungen hineingedrängt hatte zwischen die lichten Tage des Altertums und die ebenso sonnigen der Gegenwart, in der durch die Renaissance der Mensch wiedergeboren wurde, die Persönlichkeit neuen Wert erhielt und die Harmonie, Schönheit und Ausgeglichenheit der Hellenen wieder erwacht schienen. Das Altertum war Leben. Um 400 n. C. brachten die Barbaren aus dem Norden und die Asketen aus dem Morgenlande den Tod. Nun war Wiedergeburt, war abermals Leben.

Leicht drängt sich die Frage auf, wie es kam, daß der tiefste Sinn der Allzeit dem abendländischen Menschen so lange unentdeckt blieb, daß im Grunde die ganze Ichzeit das hinter ihr liegende Jahrtausend nicht verstanden und geglaubt hat, es als eine Zeit barbarischer Finsternis abtun zu können. Wenn dies Verstehen erst mit Anbruch der Wirzeit einsetzte, dann ist der Grund hierfür der, daß der das Lebensgefühl des Mittelalters, im ganzen Umkreis seines Denkens und Fühlens, Wollens und Handelnsbestimmende Allgedanke erst einem Zeitalter sichtbar werden konnte, dem, über die Kluft der Ichzeit hinweg ein verwandtes Grundgefühl überreicher Bindung die Voraussetzung für ein begreifendes Einfühlen gab. Die ungeheure Fremdheit von All- und Ichzeit tritt nicht zuletzt zutage in ihrer völlig verschiedenen Körperbewertung.

Schon das Naturgefühl des Mittelalters war dem Ichzeitmenschen so fremd, daß er behauptete, die Allzeit habe überhaupt kein Naturgefühl besessen. Da die Allzeit, in der alles eine große Einheit war, verwoben zu geheiligter Gemeinschaft, die ganze Fülle der Erscheinungen ihrer religiösen Denkart gemäß auf Gott bezog, da also auch das Ich sich nicht aus der Natur löste und sich daher ihrer nicht bewußt wurde, so konnte es keine Naturgefühl im Sinne der Ichzeit empfinden.

Wie wenig die anbetende Verehrung der Frau in der Allzeit sich in der Sphäre persönlichen Erlebens abspielte, das zeigen die frühen Anfänge der Minne. Hier erscheint die Gestalt der Herrin nicht als persönliches Du, sondern als unpersönliches Sinnbild marienhafter Mütterlichkeit. Erst in den Minneliedern der endenden Allzeit fängt das Ich an, sich zu Wort zu melden.

Ein mittelalterlicher Brauch ist der Ichzeit immer besonders schrecklich erschienen. Er nicht zuletzt hat zu dem Namen des finsternen Mittelalters beigetragen. Und doch kommt in ihm lediglich die grundverschiedene Wertung zum Ausdruck, die die Welt des All dem Leibe entgegenbrachte im Gegensatz zu einer späteren Zeit des Ich. Nach dem Tode vieler Kaiser, geistlicher und weltlicher Fürsten der Allzeit hat man ihre Leichen auseinandergenommen, wobei häufig das Fleisch durch Kochen von dem Körper gelöst wurde. Auf diese Weise war es möglich, mehrere Orte zugleich mit den segenspendenden Körperresten dieser Großen zu beschenken. Über Ludwig den Heiligen von Frankreich und zahlreiche andere liegen genaue Beschreibungen dieses Verfahrens vor. Auch die Gebeine des großen Friedrich Barbarossa hat man völlig auseinandergelöst und sein Herz in Tarsos, sein Fleisch, sein Hirn und seine Eingeweide vor dem Altar in Antiochia, und seine Knochen in Tyros beigesetzt, damit wenigstens der Verstorbene von dem Boden Besitz ergreife, den lebendig zu betreten das Schicksal ihm verwehrt. Erst Papst Bonifaz VIII hat in zwei Bullen aus den Jahren 1299 und 1300 diesen Brauch des Fürstenkochens verboten und, ein Ahner eines neuen Körpergefühls, jedes Auseinanderschneiden oder Kochen Abgeschiedener mit dem Bann belegt.

Daß man so bedenkenlos die einzelnen Körperteile eines Verstorbenen voneinander lösen und in jedem von ihnen etwas von dessen Wesen verkörpert sehen konnte, hatte darin seinen Grund, daß in der Allzeit der Leib gar nichts an sich bedeutete. Deswegen konnte man ihn in der Askese mit so weitgehender Geringschätzung behandeln. Bezogen aber auf die übersinnliche Welt und geweiht als Gefäß der Heiligkeit oder Kraft eines Großen, besaß er in jedem seiner Teile selbst metaphysische Bedeutung.

Als man im 15. Jahrhundert in der Nähe des Grabmals der Cäcilia Metella an der Via Appia den Leichnam eines jungen Mädchens von unaussprechlicher Schönheit fand, den die Erde so wohlgeborgen hatte, daß ihm die Jahrhunderte nichts angetan, da stand man tief ergriffen vor dieser Menschenschönheit, die die große Bildnerin Natur zu bilden fähig gewesen. Und wie die durchschauert waren, denen sich der Anblick an der Via Appia bot, so fing man jetzt an, die Schönheit des Menschenleibes als ein Geschenk Gottes zu empfinden und als ein Heiligtum der Seele, das zu vernachlässigen Frevel sei.

Als die Allzeit sich um 1500 zu Ende gelebt, da erfuhr der deutsche Mensch die zweite große Zeitwende im Leben seines Volks. Jede Zeitwende ist eine Zeit der sich ins Unermeßliche steigenden Widersprüche. Überall tritt plötzlich neben den Pol ein Gegenpol. Überall ist Gegensätzlichkeit und Widerspruch, steht Neues gegen Altes. So 400, als die Fülle der Mittelmeerkultur sich auftat vor den staunenden Blicken der nordischen Germanen. So 1500, als das Ich gebieterisch sein Recht forderte.

In der Musik im Kontrapunkt: Verfolgt eine Stimme in ihrer Tonfolge, die nach oben strebende Linie, so bringt jetzt der Kontrapunkt zu dieser Melodie eine Gegenstimme, die ihren Weg abwärts nimmt. In der Dichtung: Auf das große geschlossene Epos der Allzeit folgt der zersetzende Spottreim der Zeitwende. In der Baukunst: Neben dem das All überspannenden Dom erscheint jetzt der dem einzelnen gehörende und nach seinem ichhaften Geschmack gebaute Palast der Renaissance. In der Geschichtsschreibung: Die Weltchronik wird beiseite geschoben von hundert Stadtgeschichten, die keinen Zusammenhang mehr untereinander haben. In der Philosophie: Diese, eben noch des Glaubens Magd, macht sich zur Herrin. Kopf und Herz gehen fortan getrennte Wege. Und selbst der Glaube kann nicht umhin, die Lehre von der Doppelten Wahrheit anzuerkennen. Im Staat: Zur Alten Welt trat eine neu entdeckte. Und als Papst Alexander VI diese 1493 zwischen Portugal und Spanien teilte, da zerriß er damit gleichsam die irdische Einheit des All. Im Recht: Das römische Ichrecht siegt über die Verschmelzung der alten Rechte. In der Bildung: Neben die hochwertige Pergamenthandschrift setzt Gutenberg das von jedem kaufbare Buch und verschafft jedem Einzelich dadurch bisher nicht erreichbare Bildungsmöglichkeiten. Im Gemeinschaftsleben: Stadtseele und Landseele scheiden sich. Die geistige Haltung innerhalb der Tore wird völlig anders als die vor den Toren. Die Brücken brechen zwischen Bürger und Bauer. Im Kampf: Dem ritterlichen Schwert stellt sich die bürgerliche Schußwaffe einer neuen Zeit entgegen. Im Handel: Das einfache Rechnen des Kaufmanns wird verdrängt von der doppelten Buchführung, die der gesteigerte Warenumsatz erzwingt. Und hatte die Wirtschaft der Allzeit das Zinsnehmen nur dem Juden gestattet und das Geld als etwas Verächtliches angesehen, da es Judas war, dem Jesus seinen Säckel gegeben, so beginnt jetzt das Geld eine Großmacht zu werden, der auch der Christ sich nicht entziehen kann.

Stets wenn sich Form und Inhalt nicht mehr decken, dann hören wir den Schlag der Weltenuhr. Sie schlägt die Todesstunde einer alten Zeit. Und fern am Horizont ist's wie ein Leuchten, der Sonnenaufgang eines neuen Tags. Aber dieser neue Tag ist nicht das Geschenk einer fremden Gottheit, die wahllos dem Menschen einen neuen Gedanken gibt, weil der alte Gedanke, nach dem sie gelebt, gestorben ist. Auch der neue Tag knüpft an den alten an und war seit langem vorbereitet in der Zeiten Schoß.

Der Gründe, die das Zerbrechen einer alten und das Heraufziehen einer neuen Zeit bedingen, sind immer Legion. Hundertfältig sind die Ursachen, die Ereignis mit Ereignis verknüpfen. Und jeder, der einmal aus dem vielfältigen Gewebe der Geschichte eine Masche in die Hand bekommt, vermeint in kindlicher Entdeckerfreude, er habe die entscheidenden Kräfte bloßgelegt, die das Werden bestimmten. Stets aber gilt es für die Hundertzahl der bestimmenden Ursachen, daß sie eine Möglichkeit, eine Voraussetzung, eine Bedingung darstellen. Die Richtung, in der sie sich auswirken, die letzte Entscheidung darüber, wie dieser Faden in das Gewebe hineinverwoben ist, kann nie aus den Ursachen abgelesen, kann letztlich

immer nur verstanden werden aus einer metaphysischen Idee, die im Gewoge allen Ursachgeschehens das Sinnsgeschehen aufleuchten sieht. Daß Allzeit zerbrach und Ichzeit kam, das hat seinen letzten Sinn darin, daß im All, wie es sich formte in der Menschen Köpfen, kein Raum war für das Ich.

Der Germane hat der Allzeit seinen Stempel aufgedrückt, als er die Allkrone der Welt trug. Er hat treugläubig diesem Gedanken eine ungeheure Vertiefung gegeben. Nicht seine Kaiser nur, er selbst auch trat völlig hinter dem Allgedanken zurück. Am Anfang der Frühallzeit steht Hagen, jene urgermanische Gestalt, die im Grunde noch mehr als Siegfried den Mittelpunkt der Nibelungensage bildet. In der Allzeit war alles so fest geschichtet, und so wohl geordnet, daß kein Platz blieb für die Verantwortung des einzelnen. Hagen aber kannte sie. So stark in ihm war das persönliche Verantwortungsgefühl, daß er einen Mord auf sich nahm, nur damit das Gelöbnis, das ihn an seinen König band, damit die Mannentreue keinen Schaden leide. Immer hat Hagen ganz aus sich heraus gehandelt. Und immer waren es während der Jahrhunderte der Allzeit einige wenige, die waren wie Hagen, die das heilige Feuer des Bewußtseins persönlicher Verantwortlichkeit hüteten, das in dieses urgermanischen Helden Seele brannte. Als die Allzeit zu Ende ging, da lohnte es empor zu heller Flamme und ward die Fackel eines neuen Tags.

Frühichzeit

Wer einmal hoch oben auf der schlanken Mangia des Palazzo pubblico in Siena den erwachenden Tag erwartet, zu dem dringen plötzlich die alten Glocken des schwarz-weißen Gotteshauses herüber und sprechen zu ihm in der Sprache, in der sie schon die ausgehende Allzeit in die Pracht ihrer gotischen Gewölbe gerufen. Aber ob er sich auch ganz diesen Tönen hingibt, ob die Glocken dieselben sind wie in den Tagen Rafaels und der Ton der gleiche wie einst, ein jedes neue Geschlecht hört ihn neu, hört ihn immer mit den Ohren seines Jahrhunderts. Immer sind wir gebunden in Raum und Zeit und verstehen nur schwer und nie ganz die in andere Grenzen und Zeiten Gebundenen.

Tausend Brücken baut ein jeder Tag hinein in den neuen Tag, bis dann und wann einmal die Stunde schlägt, da alle Brücken brechen, da eine neue Ewe anhebt. Und mögen noch die alten Namen gelten, ihr Sinn hat plötzlich sich zutiefst gewandelt. Als um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert ein deutscher Mönch die Einheit der Allkirche sprengte, als Kolumbus eine neue Welt im Westen entdeckte, als Kopernikus die Sonne statt der Erde zum Mittelpunkt der Welt machte, da brach der Allbau zusammen, in dem die Menschheit ein Jahrtausend gewohnt. Und zugleich änderte sich alles: Kunst und Musik, Bildung und Philosophie, Handel und Wandel, Staat und Recht, Wirtschaft und Kriegführung, und selbst die Zahl erhielt ein völlig neues Gesicht.

Luthers Weltbild ist noch völlig das der Allzeit. Ihm ist weder die Bedeutung der Entdeckung des Kolumbus, noch die umstürzende Tat des Kopernikus bewußt geworden.

Die Entdeckerfahrten von Kolumbus und Magalhaes bewiesen unwiderleglich, daß die Erde eine Kugel sei. Wie fremd eine derartige Vorstellung den Menschen der Allzeit im Grunde war, das zeigt die Warnung, die man Kolumbus vor seiner Reise zuteil werden ließ. Wenn die Erde eine Kugel sei, dann könne er wohl mit seinem Schiff auf die andere Seite herunterkommen, aber nie wieder herauf. Mit einer Rückkehr dürfe er also nicht rechnen. Kolumbus glaubte noch bei seinem Tode, daß er in Indien gewesen sei und ahnte nicht, daß er einen neuen Erdteil entdeckt habe. So hat man denn diese neue Welt nicht nach ihm benannt, sondern nach dem Seefahrer, Amerigo Vespucci, der sieben Jahre nach Kolumbus zuerst nach Südamerika kam und hierüber ein Buch verfaßte.

Der Vater des Kolumbus hatte seinem Sohn den Namen Christophoros gegeben. Das ist auf deutsch Christusträger. Christophoros hieß der Heilige der griechischen Kirche, der einst zur Zeit des die Christen verfolgenden Kaisers Decius den Heiland der Sage nach über ein Wasser getragen hatte. So war des Kolumbus Name vorbedeutend. Er hatte den Heiland über das größte Wasser der Erde, über das Weltmeer getragen.

Entscheidender noch als des Kolumbus Tat war die des Kopernikus. Als er im Jahre 1507 in Frauenburg am Frischen Haff in Ostpreußen sein Werk über die Bewegungen der Himmelskörper beendete, da nahm er der allzeitlichen Weltanschauung ihre Grundlagen. Die Erde mußte ihren Platz als Weltmittelpunkt an die Sonne abtreten und sank auf die Stufe der übrigen, um das Mittagsgestirn kreisenden Planeten. Vergebens empörte sich die christliche Lehre gegen dieses Buch, das mit altgeheiligten Wahrheiten brach. Luther nannte den Kopernikus einen Narren. Denn Josua habe der Sonne befohlen, stillzustehen, und nicht der Erde. Und die römische Inquisition ging mit allen Mitteln gegen die Fortsetzer der kopernikanischen Lehre vor. Galilei, Italiens größter Naturforscher, starb als gebrochener Greis in der Verbannung. Giordano Brunos Bekennermut endete auf dem Scheiterhaufen in Rom.

Jede Zeitwende greift zum Scheiterhaufen oder zum mindesten zu so ungeheuerlichen Verlästerungen derer, die den Weg in die neue Zeit sehen, daß solche Gehässigkeiten dem Scheiterhaufen kaum nachstehen. Aber die Wahrheit läßt und ließ sich auch damals nicht aufhalten. Auch die christlichen Kirchen konnten sich auf die Dauer der neuen Einsicht nicht verschließen und glichen die Widersprüche zwischen Naturwissenschaft und biblischem Weltbild dadurch aus, daß sie zwischen dem überzeitlichen Gehalt der Offenbarung und seiner zeitbedingten Form unterschieden.

Mit seinem Werk über die Himmelskörper zerbrach Kopernikus den Allgedanken. Denn er zerbrach das All, die Welt, wie sie die Menschheit über ein Jahrtausend zu sehen gewohnt war. War die Erde nicht mehr der Mittelpunkt des Weltganzen, was war dann der Mensch? Konnte der lebendige Gott aus seinem Kristallhimmel seinen Sohn senden auf ein Gestirn, das sich durch nichts aus der Reihe der übrigen um die Sonne wandernden Planeten hob? Und wo wohnte Gott, wenn es keine um das All gelagerte und das All umschließende himmlische Sphäre gab, die bis dahin seine Heimat gewesen? War er auf der Sonne zu Hause, um die jetzt alles kreiste? Vor allem aber, wenn Gott nicht in der äußersten Sphäre wohnte, was war dann jenseit des Saturn? Der Raum konnte doch nicht hinter dem letzten Planeten sein Ende haben.

Das All war zerbrochen. Die Begrenzung war der Unbegrenztheit gewichen. Aber geblieben war und blieb während der Ichzeit ein Mittelpunkt, an den der Mensch sich halten, nach dem er sich richten, auf den er sein Handeln beziehen konnte. Das war im Weltall die Sonne. Das war auf der Erde der Fürst.

Die Welt der Sonne war kein neues All. Denn jede Allheit findet ihre Grenzen. Die Sonne war nur Mittelpunkt, um den sich andere Körper bewegten. Zwar war die Sonne der Allzeit das beherrschende Himmelsgestirn. Doch nie war sie zu lösen aus dem Zusammenhang mit dem All. Der Kaiser der Allzeit war zwar Allherrscher. Aber als die Spitze des All war er eingeordnet in den Gesamtbau und gebunden an den Platz, den seine metaphysische Aufgabe ihm zuwies. Der Fürst der Ichzeit dagegen, war die Sonne, um die die Welt sich drehte. Ihn band kein Gesetz als das Gesetz seines eigenen Ich. Und um ihn kreisten als Planeten die Großen, für die sein Wille Norm und Maßstab war, und die zahllosen Kleinen, die von dem Mittagsgestirn Licht und Leben nahmen.

Einst wölbte sich die Kuppel im Dom über dem Kaisersitz des Herrn der Erde. Jetzt bildet dem neuen Ichgedanken entsprechend die Freitreppe des Schlosses, auf der des Morgens der Fürst sich zeigt, den Mittelpunkt, auf den alle Wasser weisen, in den alle Alleen münden, auf den alle Anlagen führen. Alle Fürstensitze der Barockzeit sind so gebaut. Nur Versailles geht noch einen Schritt weiter. Den Mittelpunkt der ganzen Anlage, auf den hin alle Flure und Säle, alle Wege und Wasser, alle Beete und Baumreihen, alle Hecken und alle Herzen gerichtet sind, bildet hier das königliche Nachtlager.

Der kaiserliche Allgedanke ruhte fest und sicher in sich selbst. Das fürstliche Ich unterstreicht bewußt und beweglich die neue Würde und weist die Kunst an, Schloß und Park und Thron immer reicher und immer prächtiger zu schmücken.

Wie einst in Hellas die große Kunst des Phidias abgelöst wurde von der bewegteren der Diadochen, die Pinsel und Meißel gleicherweise in den Dienst ihrer Fürstenhoheit stellte und stellen mußte, auf daß der Abstand nicht gar zu groß würde zwischen ihnen und dem einen Gewaltigen vor ihnen, Alexander dem Großen, so suchte auch zu Beginn der Ichzeit jeder einzelne Fürst sich mit immer verschwenderischer

Pracht zu umgeben, damit die Menge des neuen Landesherrn gewahr wurde, der an Stelle des Allkaisers getreten war. Damit wandelte sich die Allkunst des Mittelalters von selbst zur Ichkunst einer neuen Zeit.

So folgt auf die in letzte Möglichkeiten sich türmende Gotik die erdgebundene Renaissance und das Barock. In der Allzeit war es der glutvolle Glaube an den alleinigen Gott der Christenheit gewesen, der die gewaltigen Bogen der Ottonik gerundet und die Dome der Gotik in den Himmel getürmt. Dem Kaisertum und dem Papsttum hatte die Kunst für ihre überirdische Würde den passenden Rahmen geschaffen. Jetzt versuchte das Ich der Fürsten, sich durch die Kunst selbst in die Höhe tragen zu lassen. Der Barockpomp dient zur Verherrlichung des fürstlichen Ich, wie er zugleich der ichhafte Ausdruck des wiedererwachten katholischen Selbstbewußtseins ist.

Die offensichtlichste Wandlung der Kunst vom All zum Ich bedeutet die Erfindung der perspektivischen Malerei im 15. Jahrhundert. Die Malerei der Allzeit gab den Dingen und Menschen Größe und Form gemäß dem Wert, den sie in der Lebensordnung des All besaßen. Wie die ägyptische Malerei die Pharaonen um Haupteslänge über die sie umgebenden Feldherrn hob, so läßt auch Memling auf dem Ursulaschrein seine Heilige die übrigen Nonnen durch doppelte Größe überragen. Die Ichzeit malt, perspektivisch, das heißt, sie malt, wie die Welt vom Standpunkt des Ichher erscheint. Die Größe eines Menschen auf dem Bilde richtet sich einzig danach, wie nah oder fern er dem malenden Ich steht. Auch ein König kann jetzt nur größer werden als seine Umgebung, wenn er dem Ich des Malers näher kommt. Erst als das Ich sich selbst entdeckte, konnte es die Dinge von sich aus, von außen betrachten, konnte es perspektivisch malen. Damit zugleich aber verlor es den Zusammenhang mit der Allnatur, wurde Zuschauer und ging schliesslich zu Grunde an dieser Zuschauerhaltung.

Alle Fürsten des Barock bedurften der barocken Prachtentfaltung um so mehr, als ihnen wirkliche Größe fehlte. Aber ebenso bedurften sie eines anderen Rechts. Mit dem deutlichen Recht des Sachsenspiegels, das der niedersächsische Edelmann Eike von Repgow aus alten Weistümern schöpferisch gestaltet hatte, war ihnen nicht gedient. Das entsprach dem Wirgefühle des Germanen, dem immer die Gemeinschaft, immer das Volk über den einzelnen ging. Jetzt stand der einzelne über dem Volk und bedurfte eines straffen Herrschaftsrechts. Nur das römische Recht war imstande, die Landeshoheit der Fürsten so auszubauen und sie selbst so zu unumschränkten Herrn vornehmlich über den grundbesitzenden Adel und die Bauern zu machen, wie es in ihren Wünschen lag. Das römische Recht ist Ichrecht schlichthin. Es fußt auf dem Grundsatz: Wer sein Recht braucht, wie er will, verletzt damit niemand. Das römische Recht schützt das einzelne Ich, nicht die Allgemeinheit. Als das einzelne Ich gegenüber dem erdrückenden Zwang des All zu Wort kommen sollte, da rief es unbewußt das römische Recht herbei, es aus der Fron der Allheit zu lösen.

Auch in Naturerkenntnis und Technik klaffen um 1500 unüberbrückbare Unterschiede auf. Wie Gutenberg jeden einzelnen Buchstaben selbständig gemacht und dadurch den Buchdruck ermöglicht hatte, wie der ichhafte Backziegel die schweren Rustikaquadern ablöst, so betont jetzt auf allen Gebieten jedes noch so kleine Ich sein Sondersein. Selbst die Zahl ändert ihr Wesen von Grund aus. Die Allzahl ist von der Ichzahl fast noch verschiedener als der Allglaube vom Ichglauben. Der Unterschied zwischen dem Beginner und dem Beendiger der Allzeit auf religiösem Gebiet, zwischen Augustin und Luther, ist nicht so groß wie auf mathematischem Gebiet der zwischen Diophant und Boëthius, die ein Jahrhundert vor und nach Augustin leben, und Luthers Zeitgenossen Adam Riese. Wenn Zeitwende ist, ändert auch die Zahl völlig ihr Gesicht.

Die Zeichen alle, die die Allzeit trug, trug auch die Zahl der Allzeit: Sie war magisch. Sie war endlich. Sie war starr.

Den Zahlen in der Allzeit haften geheimnisvolle Kräfte an. Sie stellen der Beschwörungen Verbindung her mit übersinnlichen Gewalten. Jedwede Zahl hat ihre eigene Kraft, die gottgesetzt ihr innewohnt. Die Zahl der Allzeit ist zudem Symbol, wie alles in der Allzeit. So ist die 7 Sinnbild der Vollkommenheit und letzter Weltvollendung. Von 7 Donnern weiss die Offenbarung des Johannes, von 7 Pasaunen, 7 Engeln

und 7 Zornschaalen. Und 7 Geister stehen vor dem Thron des Höchsten. Wie das Vaterunser 7 Bitten hat, wie Jesus 7 Worte am Kreuz gesprochen, so gibt es 7 Sakramente und 7 Todsünden.

Und daneben ist die Zahl endlich und starr. Sie ist ein Baustein in der Weltenordnung und eingebettet in die große Allheit. Sie ist gekettet an Gesetz und Grenzen, die Gott der Herr in seinem Schöpfungsplan ihr zugewiesen. In die Welt der Zahlen als eine Welt mit eigenem Gesetz zu dringen und sie zu durchforschen, erscheint der Allzeit als Vermessenheit.

Die Frühzeit nimmt der Zahl ihren magischen und endlichen, die Hochzeit ihren starren Charakter. Die Spätzeit löst die Zahl vollends auf. Die Allzeit rechnete mit römischen Zahlzeichen. 5 also schrieb man als V oder 100 als C. Diese Zahlen waren unveränderlich. Zu Beginn der Ichzeit bürgert sich im Abendland das Stellensystem ein. Dieses war im 6. Jahrhundert n. C. von den Indern erfunden, dann von den Arabern übernommen und später von diesen an das Abendland weitergegeben. Das Stellensystem bedeutete, daß der Zahl ihr eindeutiger Wert genommen wurde. Der Wert einer Zahl hing jetzt von seiner Stellung in einer Zahlenfolge ab. In der Zahl 333 hatte jede 3 einen anderen Wert.

Die römische Zahlenwelt war begrenzt. Für jede höhere Zahleinheit mußte immer ein neues Zeichen erfunden werden, wenn man weiterzählen wollte, so M für 1000. Durch das Stellensystem wurde, wie durch Kopernikus der Raum, jetzt auch die Zahl unbegrenzt. Jetzt konnte das Ich selbstschöpferisch die Zahl nach oben und bald auch mit Hilfe der Brüche nach unten ins Unendliche fortsetzen. Die Allzeit war ungebrochen, weil sie in Gott ruhte. Den Bruch symbolhaft in der Zahlenwelt bringt erst die Ichzeit. Um 1600 wird der Dezimalbruch erfunden.

Dem Menschen der Allzeit war die 1 keine Zahl. Denn Zahlen sind zum zählen da. Das aber ist erst sinnvoll, wenn es sich um mindestens 2 Dinge handelt. Wie denn die ganze Allzeit dem einzelnen und seinem Sondersein keine Eigenwirklichkeit und kein Gewicht beimaß. Als die Ichzeit anbricht, bekommt zugleich mit der Null auch die Eins Zahlwert. Das Individuum meldet sich zu Wort.

Alles was uns heute als etwas Selbstverständliches zum Rechnen erscheint, das +-Zeichen, das --Zeichen, das =-Zeichen, wird im 16. Jahrhundert, also in der Frühzeit erfunden. Auch die negativen und imaginären Zahlen werden jetzt eingeführt und es wird mit ihnen gerechnet. Da diese Zahlen nicht greifbar oder abzählbar sind, hätte der Mensch der Allzeit mit ihnen nichts anfangen können. Der Mensch der Ichzeit stellt sich, wie der Wirklichkeit überhaupt, so auch der Zahlenwelt selbstschöpferisch gegenüber. Seiner Schöpferkraft sich bewußt, erweitert er jedesmal, wenn sich der bisherige Zahlbegriff als zu eng erweist, autonom in zweckmäßiger Festsetzung neuer Formen das Zahlenreich, indem er bestimmt, wie mit den neuen Werten zu rechnen ist, die zur Bewältigung neuer, bisher unlösbarer Probleme dienen sollen.

Am aufwühlendsten war der Umbruch vom All zum Ich für den Glauben. Glaube geht immer den ganzen Menschen an. Allzeit war Glaubenszeit gewesen. Deshalb mußte hier das Neue bis in die letzte Hütte Aufruhr tragen und Erschütterung. Die Reformation brachte ein neues Lebensgefühl mit. Aus diesem wurde der protestantische Mensch geboren, der sich nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich weiß und so trotzig und herb der ganzen Welt gegenüber seine Freiheit behauptet. Als Luther die Bannbulle verbrannte, als er sich von einer Kirche schied, die die Bedeutung seiner Tat noch gar nicht erfaßte, da war etwas Ereignis geworden, das, seit einem Jahrhundert vorbereitet, zu unausweichlicher Notwendigkeit geworden war. Was man in tastenden Versuchen dumpf geahnt, was brodelnd im Unbewußten geschlummert, das glühte plötzlich auf mit echter religiöser Wucht in klar gedanklicher Gestalt. Der Große findet stets das Wort der Stunde. Und solch ein Wort ist wie ein Funke, der in ein Pulverfaß hinüberspringt, und plötzlich eine Welt in Brand setzt.

Als die Spätzeit auf Luther zurückblickte, da wurde sie die Frage nicht los: Mußte die bis ins Tiefste der deutschen Seele hineinreichende Spaltung des Volkes der Preis sein, mit dem dies Volk den Anbruch der neuen Zeit zu erkaufen hatte? War Luther des deutschen Volkes sinnwidriges Verhängnis oder sinnvolles Schicksal?

Wenn eine Zeitenwende Schicksal wird, bricht immer Sturm die morschgewordenen Stützen der alten Ewe rücksichtslos hinweg, und unter ihrem Trümmerfeld begräbt er mit vielem Überlebten manches auch, was wertvoll war, verehrens-wert und gut. Und je und je erhebt sich dann die Frage, war nicht der Preis zu teuer, den der Mensch für diese neue Zeit bezahlen mußte? Solch eine Frage aber übersieht, daß stets ein Neues nur zum Durchbruch kommen und sich gestalten kann, wenn Menschen seine Träger sind, durchglüht von einem urhaft starken Willen, der unerbittlich, ohne Kompromiß, den Weg sich in die Zukunft bahnt. Ein jedes Neue, wenn es siegen will, muß stets bewußt einseitig sein, darf durch die Waage der Gerechtigkeit auf seinem Wege sich nicht hemmen lassen. So war es auch Schicksal, daß die Reformation mit elementarer Wucht aus dem neuen Lebensgefühl heraus sich gegen den Allglauben erhob.

Die Schicksalhaftigkeit der deutschen Reformation ist aber nicht nur begründet in der historischen Notwendigkeit, unbedingt zu sein, die für jede Zeitenwende gilt. Sie spiegelt sich auch auf das eindrucksvollste in dem heißen Gewissenskampf wider, in dem Luther jahrelang gelegen hat, bis er, mehr gedrängt als sich entscheidend, den Fehdehandschuh aufnahm, den ihm seine Kirche zugeworfen. Nichts anderes wollte er zunächst, als gehorsam sein der Stimme des Gewissens, die ihn unausweichlich einer ganzen Welt gegenüber die Wahrheit und Gültigkeit seiner Glaubenserfahrung behaupten und todesmutig verteidigen ließ. Gebunden zwar an die Heilige Schrift als Offenbarung und an die Gründe der Vernunft als natürliche Erkenntnis, aber schließlich doch ganz allein sich selbst, der Stimme seines eigenen Gewissens verantwortlich, so wagte er es, der Autorität eines Jahrtausends sich zu widersetzen.

Als er als einzelner den Weg, den er aus innerster Gewissensbindung gehen mußte, schon klar vor sich sah, hat er nicht von fern daran gedacht, sich in anmaßlicher Selbstüberhebung zum Gründer einer neuen Kirche machen zu wollen. Er ist erschrocken ob der unerwarteten jauchzenden Zustimmung, die seiner einsamen Entscheidung im deutschen Volke und weit darüber hinaus wurde. Nur zagend und immer wieder unter heftigen Gewissensbedenken hat er Schritt für Schritt, gedrängt von der Wirklichkeit und den aus ihr sich ergebenden Notwendigkeiten, das verantwortungsschwere Werk der Durchführung der theologischen und kirchlichen Reformation in Angriff genommen.

Die Frage nach Sinn oder Widersinn einer großen geschichtlichen Gestalt aufzuwerfen, mag berechtigt sein. Bisweilen sicher lassen die ungewöhnlichen Maße eines Überragenden ihn nicht gefeit sein gegen Niederreißen und Zerstören. Und manche Größe kann Verhängnis werden. Die aber, die nach dem Weltkrieg Luther als den Urvater der dämonischen Kräfte sehen wollten, die zu dem Zusammenbruch der Ichzeit überhaupt geführt haben, die übersahen, daß man einem Mann, der eine neue Zeit einleitet, nicht in sein Schuldbuch schreiben kann, was an ihrem Ende durch folgerichtiges Weiterführen und Übersteigern der von ihm heraufgeführten Grundhaltung an Nöten, Schwierigkeiten, Zusammenbrüchen sich ergeben hat. Man kann einen Augustin weder für die sittlichen und religiösen Verheerungen der Ablassidee, noch für die spätzeitliche Verkrampftheit des Occamschen *Credo quia absurdum*, noch gar fuer die paepstliche Hybris eines Alexander V verantwortlich machen.

Und waren selbst in diesem größten Menschen auf der Wende vom All zum Ich im Keime die zerstörerischen Kräfte schon angelegt, des Reformators ragende Gestalt ist doch das Eingangstor zu all dem, was an Gewaltigem und Überzeitlichem in der Ichzeit geschaffen worden ist. Ohne Luther ist nicht Bach und nicht Goethe, ohne die Entbindung von Eigenverantwortlichkeit und Eigenwürde des Ich ist Rembrandt nicht und Leibniz nicht zu denken.

Der Preis war hoch und war doch unvermeidlich. Und Unrecht ist, an den Voraussetzungen zu hadern, wenn man die Ergebnisse bejaht. Konnten nur auf dem Boden der Hochichzeit solche Gestalten erwachsen, war es notwendig, daß das Ich das in Trümmer gegangene All ablöste, dann mußten die Trümmer weiter sich zerspalten, mußte auch des Glaubens Einheit zu Bruch gehen, mußte das schmerzliche Opfer der Bekenntnisspaltung gebracht werden.

Die Frage aber, warum Ichzeit kam, rührt an das letzte Geheimnis der Geschichte, das nur vom Glauben her zu enthüllen ist. Der Glaube bejaht, den aus der Hand des Schöpfers hervorgehenden großen Rhythmus

All, Ich, Wir, in dem das geschichtliche Leben des deutschen Volkes verläuft. Die Ehrfurcht beugt sich vor dem gewaltigen Plan, nach dem der Herr der schichte den Strom des Werdens zu unbekannten Ufern lenkt.

Wie die Reformation ein neues Lebensgefühl brachte, so auch ein neues Körpergefühl. Die Renaissance hatte den Leib überbewertet, wobei sich ein gut Teil bewusster Widerspruch gegen die kirchliche Verwerfung alles Koerperlichen kundtat. In Kleidung und Umgangeform, in der Dichtung und an der bildenden Kunst, überall war der Körper betont in den Vordergrund getreten.

Dieses in der Renalssance lebendig gewordene Körperbewusstsein wurde von der Reformation in eine neue Richtung gelenkt. Die Bewußtheit blieb. Aber sie verstärkte sich insofern, als die naive Unmittelbarkeit der Freude an der Schönheit des Leibes wieder ersetzt wurde durch ein grüblerisches Misstrauen, das ihn als Werkzeug der Sünde verdaechtigte.

War in der katholischen Krche bei aller abschaetzigen Beurteilung der Koerpert das Gebiet des Leiblichen und des geschlechtlichen Lebens doch mit in den heiligen Bezirk des Übernatürlichen dadurch einbezogen, das die Ehe zum Sakrament erklärt worden war, so wurde sie jetzt nach einem Worte Luthers ein weltlich Geschaeft. Damit jedoch wollte der Reformator die Ehe keineswegs der Eigengesetzlichkeit des Triebes überlassen und ihr ihre metaphysische Würde absprechen. Indem er sie aber als eine Angelegenheit des Staates bezeichnet, bringt er zum Ausdruck, daß sie ein Stand sei wie die anderen Stände, von Gott geordnet, die Dämonien menschlicher Triebhaftigkeit zu bändigen.

Wenn Luther der Ehe ebenso wie der Priesterweihe ihren Sakramentscharakter nimmt, dann kommt darin die völlig neue Naturwertung der Reformatoren zum Ausdruck. Hatte die Allzeit, wie sie in allem Statik war, die Natur als den Unterbau für die übernatürliche Welt gesehen, die sich in der Kirche und ihren Gnadenmitteln verkörpert, so begreifen die Reformatoren, der Dynamik der Ichzeit entsprechend, die Übernatur nicht mehr als ein die Natur überhöhendes, gegenständlich umgrenztes Reich. Für sie wird vielmehr in der Natur selbst je und je ihre dämonische und ihre göttliche Möglichkeit wirklich. Wenn die Übernatur nicht mehr außer und oberhalb der Natur in ihrer ruhenden Unbewegtheit schwebt, sondern schöpferisch in der Natur selbst ununterbrochen am Werke ist, dann kann es keine Trennung mehr geben, kann nicht der eine Teil der Wirklichkeit als Natur einem anderen als Übernatur entgegengestellt werden. Dann ist die ganze Wirklichkeit in allen ihren Schichten gleicherweise in Gottes Hand, wie sie ebenso bis in ihre höchsten Gipfel hinauf unter seinem Gericht steht.

So ist auch die Ehe wie der Stand des Predigers nicht eine aus dem Gesamtbereich der Wirklichkeit herausgehobene Provinz besonderer übernatürlicher Begnadung, sondern hat wie alles andere Teil an der allgemeinen Verderbnis, die sie zunächst einmal ganz illusionslos als eine aus dem menschlichen Erhaltungsdrang hervorgehende Einrichtung sehen läßt, und ist doch daneben ganz voll der Möglichkeiten, mit denen Gottes Schöpferordnung jeden Stand begnadet hat. Nachdem aber der Deismus der Hochichzeit Gott und Welt auseinandergebrochen hatte, war es nur ein weiterer Schritt, als die Spätichzeit den sowieso nicht mehr in den Gang des Geschehens eingreifenden Gott überhaupt preisgab und dann nur die gottentleerte Natur in Händen behielt. Die Standesamtsehe des liberalen Staats hätte Luther ebensowenig wie diesen selbst anerkannt, weil er sich aus der göttlichen Schöpferordnung gelöst hatte. Während Luther den Leib in seiner ganzen naturhaften Triebhaftigkeit als zwar gefallenes, aber doch ständig neu aus der Hand des Schöpfers hervorgehendes Geschenk ehrfürchtig und dankbar bejahte, beginnt schon bei Calvin die Abwertung des Körpers, wie sie dann in der lutherschen und reformierten Orthodoxie herrschend wird. Aber diese Abwertung des Leibes vollzieht sich in vollständig anderen Formen und hat ganz andere Auswirkungen als die Hochschätzung der Askese in der Allzeit.

Hatte in der Allzeit ein jeder Stand sein bestimmtes Sittengesetz, das ihm Würde und Stellung in der Allpyramide zuwies, brauchte also der, der die höchste Stufe des Enthobenseins von der Sinnenwelt erreichen wollte, nur in den Stand des Mönchtums überzuwechseln, so hatte jetzt, da die Verschiedenwertigkeit der Stände durch den Grundgedanken der Reformation zerschlagen war, jedes Ich für sich selbst den sittlichen Kampf durchzukämpfen und die unbedingte Gewissensforderung zu erfüllen.

Dadurch aber, daß das Ich jetzt ganz auf sich allein gestellt war, anstatt eingebettet zu sein in die Gemeinschaft eines Standes, entdeckte es sich in seinem Anderssein. Ging der Mensch der Allzeit nackt zu Bett, fand er auch kein Bedenken, mit dem fremden Gast nackt das Lager zu teilen, so erfindet die beginnende Ichzeit das Nachthemde. Das Sich-anders-und-einzig-wissen erzeugt eine Schambewußtheit, die sich vor dem anderen verhüllt. Wie Adam einst im Paradiese nach dem Sündenfall seine Nacktheit entdeckte und aus der Schambewußtheit dieser Entdeckung heraus zum Lendenschutz sich Feigenblätter flocht, so ist Ichzeit Feigenblattzeit.

Auch die Nationalsprachen entdecken in der Frühichzeit sich selbst und die Fülle ihrer Ausdrucksmöglichkeiten. Luther schlägt aus der Spröde der böhmisch-sächsischen Kanzleisprache die Funken seiner sprachgewaltigen, Bibelübersetzung, Prophetischer Zorn, heilige Besessenheit, trotzige Selbstbewußtheit und die zarte Innigkeit liebender Hingabe, für alles, was ein Menschenherz bewegt, findet der Reformator echten deutschen Ausdruck. Damit wird die Allsprache des Kirchenlatein von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr in die Bezirke reiner Wissenschaft zurückgedrängt und um 1800 auch aus diesen endgültig vertrieben.

Zu Beginn der Ichzeit strömen aus der neuentdeckten Welt Gold und Silber in überreicher Fülle in das schnell geblendete Abendland und verhelfen einem frühen Kapitalismus zum Siege. Das Gold wird fast plötzliche eine Macht, die die überkommene geheiligte Gesellschaftsordnung der Allzeit umwirft. Durch Gold steigt der Krämer zum Fürsten. Ohne Gold sinkt der König zum Bettler. Die Wirtschaft der Allzeit war Nahrungswirtschaft gewesen. Sie hatte im Grunde nichts anderes gewollt, als dem Menschen das bereit stellen, was er zu seines Leibes Nahrung und Notdurft brauchte. Das änderte sich grundsätzlich mit Anbruch der Ichzeit. Auf Dante folgt Fugger. Das Ich stellt Ansprüche. Und diese Ansprüche wachsen von Jahrhundert zu Jahrhundert, wachsen schließlich ins Ungeheure. Auf die Nahrungswirtschaft der Allzeit folgt die Kapitalwirtschaft der Ichzeit. Einst zufrieden mit den Nahrungsmitteln seiner Heimat und den Bodenschätzen seines Waldes, begehrt der Mensch jetzt die Früchte fremder Erdteile und stapelt künstlerisch verarbeitete Steine und Stoffe, Metalle und Hölzer aus allen Teilen der bewohnten Welt in seiner Räume schnell sich weitende Wände. Und glaubte, ohne erlesensten Luxus nicht leben zu können.

Im Mittelpunkt der Wirtschaft der Allzeit steht die Ware. Im Mittelpunkt der Wirtschaft der Ichzeit steht das Geld. Während die Ware erzeugt, verkauft, verbraucht oder zum dauernden Gebrauch erworben wird, ist das Geld nur der Vermittler des Warentauschs, ein Mittel zum Zweck, ewig, wandernd von Hand zu Hand, von Kasten zu Kasten, unstet wie der nie seine Ruhe findende Ahasver. In der frühen Zeit der Geldwirtschaft, als der Wert des Geldstückes noch dem Wert des in ihm verschmolzenen Metalls entsprach, ist die Grenze zwischen Geld und Ware noch flüssig. Die Goldmünze, für die man heute eine Gans kauft, läßt sich morgen zu einem Ringe umarbeiten, der wieder Ware ist.

Einst war die den vergleichenden Wert bestimmende Werteinheit die Kuh, dann der Sklave gewesen. Später, zur Zeit der Nahrungswirtschaft, bildete sich ein bestimmtes Verhältnis zwischen den einzelnen Nahrungsmitteln und Waren heraus. Dann wurde der allgemein gültige Wertmesser die Münze, der vom Staat eine bestimmte gesetzlich festgelegte Geltung zugesprochen wurde. Aus dieser vom Staat befohlenen Geltung entwickelte sich das Geld.

Die Kuh, der Sklave und das reine Goldstück tragen ihren Wert in sich. Das ändert sich grundsätzlich in der Ichzeit, in der Zeit des Kapitalismus. Papiergeld und Aktie haben keinen Eigenwert mehr. Sie bedürfen eines Staates oder Handelsunternehmens, die für ihren Wert bürgen. Sie sind nicht mehr Ware, können es auch nie mehr werden, sondern sind und bleiben Warenersatz.

Einer der grundlegenden Unterschiede aller Zeitalter wird immer der sein, wo eine Ewe die letzte Quelle der Wahrheitserkenntnis sieht. Jede Ichzeit wird sie im Menschen, jede Gemeinschaftszeit, mag diese Gemeinschaft das All der Menschheit oder das Wir des eigenen Volkes sein, außerhalb des Ich setzen. Ichzeiten glauben, die vernünftige menschliche Denkkraft sei in der Lage, von sich aus die gegebenen Erfahrungstatsachen nach letzten Gesichtspunkten zu ordnen und so den Sinngehalt des Lebens zu erfassen. Die Allzeit tat das nicht. Sie glaubte nicht an eine selbständige menschliche Vernunft. Sie sah,

daß diese für die letzten Fragen nicht zuständig sei. Für sie lag die Quelle aller letztgültigen Erkenntnis an einem von der christlichen Offenbarung angenommenen, menschlicher Vernunft unzugänglichen, überzeitlichen Ort.

Zeitalter, die der menschlichen Vernunft den Thron der Gottheit einräumen, blicken von der Höhe ihrer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung aus auf die Zeiten herab, die an ein übernatürliches Geheimnis glauben. Wie der Vogel, wenn er flügge geworden, auf eigenen Schwingen in das Blau des Himmels strebt, so vermeinen auch sie einer Anlehnung und Anleitung, einer übernatürlichen Stütze und Hilfe nicht mehr zu bedürfen. Sie empfinden sich selbst als Zeit der Erfüllung, der notwendig eine unfertige Zeit der Vorbereitung vorangehen mußte.

Eine jede Zeit ist eine Zeit der Vorbereitung für die kommende Zeit. Aber die Allzeit nur als Zeit der Vorbereitung sehen, heißt sie falsch sehen. Auch sie war eine Zeit der Erfuellung gegenüber den Jahrhunderten, die ihr vorangingen. Die Allzeit in ihren großen Denkern von Augustin über Thomas und Occam bis zu Nikolaus von Cues hat die Frage, wie weit die menschliche Vernunft zu den letzten Gründen der Erkenntnis vorzudringen vermöge, nicht nur aufs schärfste gestellt, sondern auch immer weder um eine Antwort mit so bohrender Unerbittlichkeit gerungen, daß auch die Ichzeit die Meisterschaft solcher Denkleistung nicht übertroffen hat. Die Allzeit war traditionsgebunden nicht nur, weil sie unbewusst gewusst um die Sinnlosigkeit voraussetzungsgelosen menschlichen Denkens, sondern vielmehr, weil sie klar erkannt hatte, daß alles menschliche Denken bezogen ist auf einen durch die Vernunft nicht mehr erfahrbaren Fluchtpunkt.

Als an der Schwelle vom All zum Ich das Unbedingte, das vorher in unnahbarer Majestät in seinem Kristalhimmel gethront, als wagender Strom der Unendlichkeit, alle kirchlichen Schranken und Mittlerstellungen niederreichend, hereinbrach in die Welt des Menschen, da fühlte gott-trunken das Ich sich emvorgehoben zu ungeahnter Würde und Machtvolle. Beseligt sank es in die Knie vor dem Unendlichen und wusste doch als Kraft sich von der Kraft, die unerschöpflich allem Sein das Leben gab.

In Böhme 1600, in Leibniz 1700, in Goethe 1800 erfährt das Hochgefühl des Ich, Natur in sich, sich in Natur zu fassen, einen immer gesteigerteren Ausdruck, bis sich das Ich im deutschen Idealismus Fichtes titanisch zum Weltschöpfer übersteigert, um in der Spätichzeit mit Stirner sich als den Herrn von Wirklichkeit und Wert, als die Gottheit selbst zu fühlen.

Neben diese unmittelbare Machtweitung des Ich trat die mittelbare, die das Ich dadurch erfuhr, daß das göttliche Weltgesetz sich zur Naturnotwendigkeit wandelte, über die der Mensch, sobald er sie entdeckt, aus eigener, Kraft verfügen konnte. Wie im Unendlichkeitserlebnis das Ich zunächst der eigenen Winzigkeit erschauernd sich bewußt wird, so wird ihm im Notwendigkeitserlebnis zunächst offenbar, daß es selbst unentrinnbar eingefügt ist in den Kausalzusammenhang der Natur, und weiß sich doch als Herr der Natur, die es eben vermöge dieses Kausalgesetzes sich gefügig macht.

Bacon hatte als erster die Forderung erhoben, das Ich müsse der Natur die Daumenschraube des Experiments anlegen, um ihr so ihre Geheimnisse zu entlocken. Nur wenn man die Regeln kenne, nach denen die Natur wirkt, könne man sie durch bewußte Anwendung dieser Regel beherrschen. Diese Forderung, die Natur in den Dienst des Menschen zu stellen, fand ihre weltanschauliche Ausgestaltung in Comte, um schließlich in dem reinen Zweckdenken des Amerikaners James zu gipfeln, dessen Erkenntnisgrundsatz: „Wahr ist nur, was nützt“ schon im Wirtschaftsdenken von Marx vorgebildet war. Auch hier ist es letztlich das Ich, das, zur Masse aufgebläht, über Wahrheit und Wert entscheidet.

Auf zwiefachem Wege ersteigt in der Ichzeit das Ich seine Gipfel: der deutsche Mensch aus dem urhaften Empfinden, eins zu sein mit dem Kern der Dinge und deshalb frei ausschreitend im Hochgefühl seiner Gottebenbürtigkeit. Der westlerische und der jüdische Mensch durch verstandesmäßiges Berechnen der Naturgesetze im Besitz des Schlüssels zu den Dingen sich wissend und ist doch selbst ein Ding nur unter Dingen, auch er wie sie gekettet an das ehern unerbittliche Kausalgesetz.

In dem allgemeinen Geistesfrühling, den die junge Ichzeit auf allen Gebieten kulturellen Daseins wie einen Rausch erlebte, da war selbst bei den Gegnern derer, die die Fesseln überkommener Bindung abgeschüttelt hatten, eine so starke Lebendigkeit vorhanden, sogar sie wurden mitgerissen von der gewaltigen Woge des Machtgefühls, die das junge Ich emportrug, daß sie in der Hochspannung jener Tage ihre geistigen Kräfte zu lebendigster Entfaltung brachten. Ein jeder nahm den Gegner, mit dem er die Klinge kreuzte, ganz ernst. Keineswegs schüttelte man charakterlos die Abgründe zu, die die zusammenbrechende Allzeit zwischen den einzelnen Gruppen aufgerissen hatte. Aber die Leidenschaft des Kampfes ließ die feindliche Idee in so deutlichen Umrissen sehen, daß man trotz blutigster Auseinandersetzung die Gedanken des anderen zu werten, zu achten und in ihrem tiefsten Eigengehalt zu verstehen vermochte.

So tritt in den geistigen Kämpfen jener Zeit immer wieder eine lebendige Bewegtheit zutage, die selbst in der Reibung der verschiedenen Anschauungen ein gegenseitiges Befruchten zustande brachte. Grade hier zeigt sich, der Unterschied zwischen der lebendigen Früh- und Hochichzeit und der immer mehr erstarrenden Spätichzeit in besonderer Deutlichkeit. Als 400 Jahre später der Ichgedanke zu Grabe ging, da wußte im Grunde keiner mehr etwas von dem anderen, den er bekämpfte. Er vermochte ihn in seinem tiefsten Wollen überhaupt nicht mehr zu verstehen. Wall um Wall hatte das Ich um sich getürmt, Mauer um Mauer errichtet, bis es schließlich erstarrte an dieser Umpanzerung.

Das ist das Erfrischende der Kämpfe der jungen Ichzeit, daß sie von einem lebendigen Ingrimme erfüllt sind, von denen eine müde und marklose Spätichzeit sich keine Vorstellung mehr machen kann. Grade um der Sache willen wird so leidenschaftlich und so erbittert gerungen, daß niemand den Gegner deshalb zu verkleinern braucht. Ein jeder stellt sich, seines Rechtes sich bewußt, dem Feind im offenen Kampf entgegen. Der zahnlose Streit einer jeden Spätichzeit aber weiß sich nicht anders zu helfen, als in kleinem Mißverstehen, in völliger Unberührtheit von dem, worum es dem anderen im tiefsten geht, nur hämisch an dem Feind herumzukritteln und ihn persönlich zu verdächtigen. Während die Frühichzeit ihre Geisteskämpfe in leidenschaftlicher Glut ausfocht, häufte die Spätichzeit auf den Andersdenkenden Verunglimpfung auf Verunglimpfung.

Als Appianus Claudius im Jahre 312 v. C. die Via Appia von Rom nach dem Süden baute, so fest, so stark, auf so sicherer Grundlage ruhend, daß wir noch heute diesen Kunstbau bewundern müssen, da konnte ein jeder sicher und unbehelligt von Capua nach der Hauptstadt gelangen. Er mußte auf der Via Appia gehen. Denn einen anderen Weg gab es nicht, wollte er sich nicht in die Pontinischen Sümpfe verirren. Und dieser Weg war gut, war für alle der gleiche und führte ans Ziel. Er schien für die Ewigkeit angelegt.

Wie das alte Rom die Via Appia, so hatte auch das christliche Rom eine breite, feste Straße gebaut, die in die Ewige Stadt führte. Wer auf ihre ging, fand ans Ziel. Wer vom Wege wich, fiel Räubern in die Hände oder versank in Verderbnis. Diese christliche Via Appia nannte man katholische Kirche. Außerhalb der Kirche gab es keinen Heilsweg. Wer außerhalb der Kirche lebte, war Ketzer oder Heide. Ketzer, wenn er als Christ von den Glaubensnormen der Kirche wich. Heide, wenn er zu anderen Göttern seine Gebete schickte als zu dem dreieinigen Gott.

Um die Wende zur Ichzeit wurden der Männer immer mehr, die den Zwang eines derart vorgeschriebenen Reisewegs als unerträglich empfanden. Jedem einzelnen müsse vielmehr das Recht bleiben, sich seine Straße selbst zu wählen. Lorenzo von Medici und sein aufgeklärter Freund Pico von Mirandola haben allen Religionen ihre Berechtigung zuerkannt und in Buddha, Sokrates oder Mohammed die gleiche göttliche Begnadung gespürt wie in Paulus oder Johannes.

Als die Zeitwende alte Bindungen zerriß und alte Tafeln zerbrach, da wankte der Boden, auf dem die Menschen ein Jahrtausend gestanden. So begehrten sie auf und erhoben sich, einer wider den anderen, und griffen zu den Waffen des Wortes und des Schwertes und kämpften gegeneinander und sprengten die Gebundenheit der Zeit und erkämpften sich eine neue Freiheit. Es ging ein Hasten durch die Welt, ein Unruhig-werden, ein Raffes, ein Drängen, ein Suchen auf allen Gebieten des Geistes und des Stoffs, bis diese Erregtheit im 17. Jahrhundert zu einem dreißigjährigen Aufeinanderprallen aller europäischen

Mächte auf deutschem Boden führte. Auf deutschem Boden, weil Deutschland der Mittelpunkt des Abendlandes war. Auf deutschem Boden, weil Deutschland der Mittelpunkt der Allzeit gewesen war.

Hochichzeit

So vielfältig die bunte Fülle aller Lebensäußerungen in der Allzeit war, so sehr sich die einzelnen Kulturgebiete voneinander gesondert hatten, alles blieb doch gliedhaft einem Ganzen eingeordnet, jedem einzelnen war von dem Lebensgefühl seiner Zeit seine bestimmte Stelle zugewiesen. Bei allem Reichtum lebendiger Beziehungen war die Allzeit damit doch eine in sich geschlossene Einheit, bei höchstmöglicher Verschiedenheit der Entfaltung doch eine sicher und fest gefügte Ganzheit. So farbenfroh und vielgestaltig desmittelalterlichen Lebens Spiel erscheint, der Mensch der Allzeit stand doch immer, und grade dann, wenn er ein ausgesprochenes Gepräge trug, in einem umfassenden Ganzen, das jede seiner Äußerungen, mochten sie sich im einzelnen noch so sehr widersprechen, mit einem einheitlichen Vorzeichen versah, so wenig dies auch der eigenen Zeit zum Bewußtsein kam.

Mochte der Mensch der Allzeit vom Machtgedanken bestimmt, mochte sein Streben auf die Wahrheitsfrage gerichtet sein, mochte er das Schwert führen oder sich betätigen im weltlichen Geschäft, im Handwerk, in der Wirtschaft, als Minnesänger, immer blieb er sich bewußt, im Dienst der übrigen Menschen und gleichsam stellvertretend für sie zu handeln. Wie der Kaufmann seinen Beruf als Gottesdienst faßte und über dem Geschäfte das Gebet nicht vergaß, so war auch für den Künstler der Dombau nur der Ausdruck einer betenden Haltung.

Allzeit war Einheit, Ganzheit, Geschlossenheit. Und das bindende Band war der Glaube. Weil Allzeit Glaubenszeit gewesen war, deshalb hatte, als Cassiodors Freund Dionysius Exiguus zu Beginn der Frühallzeit die christliche Zeitrechnung eingeführt hatte, der Geburtstag des Herrn über die Kalenden der heidnischen Zeit gesiegt. Cäsars Jahr begann mit dem 1. Januar. Während der ganzen Allzeit bildet der 25. Dezember, mit steigender Marienverehrung daneben auch der 25. März, der Tag der Empfängnis, gelegentlich auch ein anderer durch Jesus begründeter Tag, den Anfang des neuen Jahres.

Waren in der Allzeit Kirche und Glaube maßgebend gewesen, so in der Ichzeit Staat und Vernunft. Diese aber forderten ein Zusammenfallen von Jahres- und Monatsbeginn. Luther hatte sich gegen den Brauch der Humanisten, den 1. Januar wieder in seine alten Rechte einzusetzen, noch mit der ganzen ihm eigenen Entschiedenheit gewehrt. Im Laufe der Hochichzeit aber gingen alle Staaten nacheinander über die kirchlichen Bedenken hinweg. Frankreichs allerchristlichster König hatte schon im Jahre 1567 den Jahresanfang auf den 1. Januar gesetzlich festgelegt. Der Kirchenstaat folgte 1691, das übrige Abendland im 18. Jahrhundert.

Damit hatten zwar Vernunft und Staat über die Kirche gesiegt. Aber im Grunde war dieser weltliche Jahresbeginn, wenn man die christliche Zeitrechnung beibehielt, ein innerer Widersinn. Denn dann war das Jahr 1 offenbar nur eine Woche lang gewesen. Dieser Widerspruch in der Zeitrechnung, die den Jahresbeginn nach staatlicher und wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit ansetzt und doch nach dem Geburtsjahr Christi zählt, spiegelt symbolhaft die Haltung der ganzen Zeit, die für das Leben in der Wirklichkeit Staat und Vernunft zum obersten Maßstab macht, während sie doch nicht darauf verzichten mochte, diese rein diesseitige Zweckmäßigkeit zu verklären mit einem zu nichts verpflichtenden Schimmer.

War die Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Allzeit verkörpert in Allkaiser und Papst, so geben der neuen Zeit zahllose fürstliche Einzelichs Form und Gepräge. Einst stand allein der Kaiser über dem Gesetz, war nur des Kaisers Majestät geheiligt. Jetzt sind der Kronen ungezählte da. Und jede Krone sucht nach Edelsteinen, den Glanz der Nachbarkrone zu verdunkeln.

Frühichzeit war ein Ringen der einzelnen Ichs um den Vorrang gewesen. Fürsten, Adel, Städte, Geschlechter, Zünfte, alle kämpften um die Macht. Der Westfälische Friede vom Jahre 1648, der den

Dreißigjährigen Krieg, beendete, setzte auch diesem Kampf ein Ende. Aus dem Westfälischen Frieden ging der unumschränkte Landesherr als Sieger hervor. Hochichzeit ist die Zeit des landesfürstlichen Ich. 200 Jahre hat der absolute Monarch diese Stellung innegehabt. Erst das Revolutionsjahr 1848, das überall Verfassungen brachte, setzte dieser Zeit ein Ende.

Nach ihrer Fürsten Maßen, Werten und Gedanken formt sich in der Hochichzeit jeder Staat, formen sich die Dinge und die Menschen. Je mehr der Fürst sich in seinem Staat durchsetzt, um so mehr wird er Mittelpunkt, auf den alles bezogen wird, der maßgebend ist und tonangebend, wird er Brennpunkt, in dem alle Strahlen sich vereinigen und von dem sie ausgehen, lichtspendend und lebenspendend. Da aber jeder Träger der Krone den Staat und sein Verhältnis zu diesem Staat anders sah, deshalb gleicht keiner der das Ich ihrer Fürsten verkörpernden Staaten dem anderen.

In Deutschland ist Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, der erste Hochichfürst. Er, der die Reihe der überragenden Staatsmänner aus dem Hause der Hohenzollern eröffnet, wird zum Begründer der preußischen Staatsmacht. Die Voraussetzung hierzu hatte sein Großvater, der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, geschaffen, als er im Jahre 1613 zur reformierten Kirche übertrat.

Als die große Glaubensspaltung zu Beginn der Ichzeit die Allkirche in eine Unzahl von Sonderkirchen auseinandersprenge, da waren es zwei Männer, deren Kirchen der deutschen Ichzeit das Gepräge gaben: Luther und Calvin. Das Luthertum führte zu der patriarchalisch-konservativen Staatsgesinnung, der Calvinismus zur liberal-kapitalistischen Wirtschaftsgesinnung.

In den Staaten, in denen Luthers Bekenntnis sich durchsetzte, führen Glaube und Staatskunst ihr Eigenleben. Sie stehen nebeneinander. Sie decken sich nicht. Und zwar bei Luther selbst noch keineswegs deshalb, weil der Glaube nur Sache des inneren Menschen sei und sich nur in sich becheidender Innerlichkeit rein darzustellen vermag. Der Glaube Luthers scheut nicht die politische Tat. Aber Luther trägt nicht unmittelbar, wie die Schwärmer oder auch Calvin, die Maßstäbe des Glaubens in das politische Leben hinein. Von dem Glauben her, der die Welt des Diesseits in ihrer Schuldverfallenheit und in ihrer Endlichkeit durchschaut, gibt er vielmehr dem Politiker das gute Gewissen, nach den sachlichen Notwendigkeiten seines Amtes zu walten. So verstand er denn auch das Ertragen selbst einer schlechten Obrigkeit als gerechtes Gericht Gottes.

Hatte Luther die Spannung zwischen der Welt des Glaubens und der des Staates ebenso wie ihr unlösliches Zueinandergehören gleich stark und groß gesehen, so kamen seine Nachfahren dazu, Staat und Glaube so spannungslos zusammenfallen zu lassen, daß sie in dem Landesfürsten den von Gott bestellten Hausvater sahen, um dessen Regieren der Bürger sich nicht zu kümmern brauche, weil die Herrschaft in guten oder doch wenigstens in gottgewollten Händen ruhte.

Demgegenüber ist für Calvin das Verhältnis von Gott zu Mensch das gleiche wie das eines absoluten Herrschers zu seinen Untertanen. Der Sinn des menschlichen Daseins ist rückhaltlose Unterordnung unter den souveränen Befehl des himmlischen Königs. Gehorsam ist die einzig geforderte und erlaubte Haltung des Menschen. So erfährt das Ich zwar als Untertan Gottes metaphysische Begründung und Werterhöhung, ist aber doch der Selbständigkeit seines Eigenlebens beraubt. Des Menschen Bestimmung besteht in nichts anderem als in schlichter Pflichterfüllung und in einem Sich-verzehren im Dienste der Gemeinschaft. Grade die höchste Tugend katholischer Geisteshaltung, sich abzusondern, um eine besondere religiöse Sittlichkeit zu gewinnen, gilt jetzt als schwerste Versündigung gegen den göttlichen Befehl. Tätig muß der Mensch sein, wie Gott der Herr ein tätiger Gott ist. Wer ihm ähnlich werden will, dessen Leben ist Arbeit und Tat, ist ein fortgesetztes Anspannen aller Kräfte. Damit war die Bewährung im irdischen Beruf zu einem Hauptgesichtspunkt christlicher Ethik gemacht.

War die ausschließlich der Sache dienende und das Ich dem Zweck unterordnende Pflichtgesinnung Calvins durch und durch religiös bestimmt, so versah schon in der Hochichzeit die zunehmende Entleerung des religiösen Lebens und das immer stärkere Vordringen des Ich die calvinistische Haltung langsam mit einem anderen Vorzeichen. Das Schaffen um des Schaffens willen war den Reformierten in

Fleisch und Blut übergegangen. Rastloser Fleiß war das einzige Kennzeichen irdischer Bewährung. Als das religiöse Ziel seine verpflichtende Kraft verlor, da blieb der Lebensstil der gleiche. Wie ein rollendes Rad, das, wenn der Strom abgestellt ist, noch lange weiter seine Umdrehungen macht, so sah der Calvinismus weiter in der Arbeit den Sinn des Lebens, aber ohne diesen Sinn mehr lebendig zu erleben. Die von Geschlecht zu Geschlecht gesteigerte Arbeitsgesinnung blieb. Und es blieb die Einfachheit der Lebensführung. Kapital häufte sich zu Kapital, das bei der einmal gegebenen Grundhaltung keine andere Verwendung finden konnte als wieder zurückzufließen in den Wirtschaftsprozeß, aus dem es erzeugt war und den es seinerseits nun wieder zu erhöhter Anspannung trieb und zu neuen Gerinnmöglichkeiten befähigte.

Als die vom Luthertum herkommenden Hohenzollern sich zur reformierten Kirche bekannten, da einten sie die Fürst und Volk in der gemeinsamen Verantwortung vor Gott zu einer grossen Familie zusammenschließende Staatsgesinnung Luthers und das Arbeitsethos sich von selbst verstehender Pflicht, wie es im Calvinismus lebte und in der Spätzeit in der rheinischen Grossindustrie seinen sinnfaelligen Ausdruck fand. In der von den Hohenzollern geprägten preussischen Haltung, wie sie sich zuerst im Großen Kurfürsten verkörpert, wächst diese Verkündung von reformiertem und lutherischem Geist zu weltgeschichtlichem Ausmass. Während die nach innen gewandte persönliche Bezogenheit von Fürst und Volk aus dem lutherschen Obrigkeitsbegriff und dem Pietismus stammt, ist die nach außen gerichtete Tatkraft, der Drang zum Eingreifen in das Weltgeschehen, der Sinn für wirtschaftliche Notwendigkeiten reformiertes Erbe.

Am Anfang und am Ende der Hochzeit steht eine scharfumrissene bedeutende Herrscherpersönlichkeit. Als der Dreißigjährige Krieg 1648 endlich sein Ende fand, da legte der Große Kurfürst in Brandenburg das Fundament zu Deutschlands späterer Größe. Als 1848 die Revolutionen über das Abendland hinweggingen, da lenkte der letzte große deutsche Hochfürst König Ernst August mit starker Hand das Staatssteuer von Hannover durch die Stürme der Zeit.

Die Frühzeit hatte ungezählte Einzelstaaten in Deutschland entstehen lassen. So enge Grenzen umschlossen einen jeden, daß er den Blick verlor für die großen Weltzusammenhänge. Während Spanien, Portugal und England, Frankreich und selbst Holland sich gewöhnten, in Kontinenten zu denken, sah der deutsche Mensch fast schon von seinem Schlafzimmer aus die Grenzpfähle seines Heimatlandes und wurde eng in der Enge und fiel über jeden Zwirnsfaden, den Staat oder Recht, Kirche oder Sitte in unübersehbarer Fülle gezogen. So kam es, daß niemand verstand, worum es ging, daß das protestantische Brandenburg im Dreißigjährigen Kriege sich auf der Seite des katholischen Kaisers und daß es in einer waffenklirrenden Zeit nicht einmal den Mut sich zu bewaffnen fand.

22 Jahre bereits hatte der große Krieg alle Gegenden Deutschlands verheert, da bestieg der 20jährige Friedrich Wilhelm von Brandenburg den kurfürstlichen Thron. 4 Jahre hatte er in Holland zugebracht und hier unter einem Volk gewohnt, das den ungeheuren Freiheitskampf gegen das übermächtige Spanien durchgefochten und das aus allen Meeren weltweiten Blick gewonnen. Der frische Seewind, der auf Hollands Küsten stürmte, hatte alle Verträumtheit deutschen Wesens aus dem Denken des jungen Fürsten geblasen. Mit Friedrich Wilhelm erhielt den Kurhut von Brandenburg ein Mann der Wirklichkeit, der Verantwortungsfreudigkeit, der Pflichttreue, der Gottesfurcht und eines vor nichts zurückschreckenden Tatendrangs.

Als der junge Kurfürst die Regierung antrat, da war nicht nur Brandenburg, da war Deutschland, Oesterreich, Böhmen, war das Herzstück Europas verödet, verwüstet, ueberwuchert von einer Unzahl plündernder Soldaten. Daß bei seinem Tode die Finanzen des Landes geordnet, daß Kanäle gebaut waren, daß ein stehendes Heer geschaffen war mit zum erstenmal einheitlichen Uniformen, daß durch Aufnahme der Hugenotten der Grund für eine Industrie gelegt war, daß wieder Ordnung, Sitte, Recht herrschte, daß bei Fehrbellin der schwedische Feind aus dem Lande gejagt war und sich nach langen lässigen Jahren wieder der Lorbeer des Ruhms um die brandenburgischen Fahnen geschlungen, daß das kurfürstliche Gebiet durch Hinterpommern, Cammin, Halberstadt, Minden und Ravensberg

vergrößert, daß Ostpreußen durch den Frieden von Oliva dem polnischen Einfluß für alle Zeit entzogen und unlöslich mit Brandenburg zusammengeschmiedet wurde, daß an Stelle der Naturalwirtschaft die Geldwirtschaft eingeführt, daß die Staatsverwaltung auf eine neue Grundlage gestellt wurde, daß eine mustergültige Post geschaffen, daß eine Flotte gebaut, daß in Westafrika sogar eine brandenburgische Kolonie gegründet wurde, daß Berlin eine Hauptstadt wurde, die Straßenbeleuchtung bekam und in der das Herumlaufen von Schweinen in den Straßen verboten wurde, daß Kunst und Dichtung und Wissenschaft nach jeder Richtung Förderung erfuhren, daß die preußische Staatsbibliothek gegründet wurde, das alles verdankt Brandenburg dem großen Hohenzollern, der die Grundlage für die künftige Machtstellung dieses nordischen Staates legte.

Mit alledem befolgte der Kurfürst als erster Hohenzoller eine Politik, die in allen ihren Maßnahmen schon völlig das Gepräge der Hochzeit trägt. Wie er den alten landschaftlichen Ständestaat dadurch zertrümmerte, daß er Zug um Zug den Ständen, dem grundbesitzenden Adel und den Städten, die ihnen bisher verbliebenen Vorrechte, vor allem das der Mitregierung, entzog und an seiner Stelle den kurfürstlichen Beamtenstaat schuf, so beseitigte er die letzten Reste allzeitlicher Bedarfs- und Naturalwirtschaft und ersetzte sie durch die auf möglichst hohe Gütererzeugung und Geldanhäufung im eigenen Lande gerichtete hochkurfürstliche Wirtschaftsform des Merkantilismus.

Dadurch, daß der Reichsabschied von 1654 den deutschen Landesherren das Steuerrecht verliehen und auf diese Weise ihre Geldquellen erheblich erweitert hatte, die bisher nur aus Domänen- und Zolleinkünften geflossen waren, war die Voraussetzung zu einer Staatswirtschaft gegeben. Für die nächsten 150 Jahre ist der Staat der Großunternehmer, der seine Geschäfte nach wohlüberlegten Grundsätzen betreibt. Wie sich jeder Staat eine besondere Wirtschaftspolitik zu eigen macht, so auch eine besondere Religionspolitik, wobei häufig eine der anderen dient.

Der Große Kurfürst gab seinem Staat einen neuen Inhalt, sein prachtliebender Sohn diesem Inhalt die ihm gemäße Form, als er im Jahre 1701 den Kurhut mit der Königskrone vertauschte. Schon trug das Haus Wittelsbach die schwedische, das Haus Wettin die polnische, schon winkte dem Haus der Welfen die englische Krone. Die Hohenzollern blieben zurück, wenn nicht auch sie ihre Länder von dem mythischen Glanz der Königskrone überstrahlen ließen. Damit war Friedrichs I. Tat eine Staatsnotwendigkeit geworden.

Eine der letzten Taten des Großen Kurfürsten war die Berufung Pufendorffs zum brandenburgischen Historiographen gewesen, des Mannes, der als der erste große Naturrechtslehrer die revolutionäre Umbildung der Rechtsordnungen eingeleitet hat, wie sie sich in den beiden kommenden Jahrhunderten vollzog. Vor ihm hatten der Holländer Grotius und der Engländer Hobbes den Versuch unternommen, eine Rechtsphilosophie zu entwerfen, die im Gegensatz zu dem katholischen und protestantischen Rechtsdenken die Rechtsordnung nicht von einer übernatürlichen Offenbarung, sondern von einem in der menschlichen Natur selbst liegenden Gesetz begründet sein ließ. In Nachfolge dieser beiden Größeren unternahm es Pufendorff, dem Recht eine philosophische Begründung zu geben, die zwar nicht völlig auf die religiöse Verankerung im Willen des göttlichen Gesetzgebers verzichtet, aber doch den Hauptnachdruck legt auf die Ableitung des Rechts aus einer Notwendigkeit, die der natürlichen Vernunft einsichtig ist und die in dem mit dem recht verstandenen Wohle des Einzelnen sich deckenden Gemeinschaftstrieb der menschlichen Natur liegt.

War Pufendorff mehr der zu vielen Zugeständnissen bereite Stubengelehrte, so ist die Gestalt des Thomasius gleichermaßen von Haß wie von Begeisterung umrandet gewesen. Denn nie hat er sich gescheut, mutig und selbstbewußt in die Arena hinauszusteigen und hier die Klinge für Fortschritt und Geistesfreiheit mit außerordentlicher Gewandtheit mit seinen Gegnern zu kreuzen. Es spricht für die geistige Lebendigkeit König Friedrich I., daß er dem erbitterten Widerstand der Orthodoxie gegen den keck jungen Kämpfer nicht nachgab, sondern ihn nach Halle berief, wo er die akademische Jugend mit den neuen Idealen der Aufklärung in Aufruhr brachte.

Ueberhaupt hat dieser König trotz mangelnder geistiger Tiefe immer wieder es verstanden, überragende Köpfe an seinen Hof und in sein Land zu ziehen, allerdings weniger aus innerem Antrieb, als des äusseren Glanzes wegen. Der bedeutendste dieser Männer war der große Philosoph Leibniz aus Hannover, aus der Heimat der Gemahlin des Königs, der geistvollen Sophie Charlotte.

Wie die Philosophie, so hat Leibniz zahlreiche einzelwissenschaftliche Gebiete bahnbrechend gefördert, die Geschichtsschreibung, die Sprachforschung, die Rechtswissenschaft, die Physik und vor allem die Mathematik. Hier hat er mit der Infinitesimalrechnung der Hochzeit ihren vollendetsten Ausdruck gegeben. Hatte die Frühzeit das statische Zahlensystem der Allzeit weitgehend gesprengt, so spaltet Leibniz im Begriff der unendlich kleinen Zahl die Zahlenwelt in letzte Atome auf und reißt zugleich durch Einführung des Begriffs der veränderlichen Größe die zwischen Zahl und Zahl bestehenden letzten Scheidewände nieder. Hier klappt der ganze Gegensatz gegen die Allzeit auf. Deren Zahl war immer eine gleichbleibende Größe gewesen, die eindeutig ihren Sonderwert durch die Stelle zugewiesen erhielt, die sie innerhalb der Zahlallheit einnahm. So glich sie dem Menschen der Allzeit, der gleichfalls durch den Stellenwert innerhalb des gegliederten All seine metaphysische Bedeutung empfing. Die Zahl der Hochzeit dagegen ist ein Atom, grundsätzlich gleicher Art wie alle anderen Atome, deswegen willkürlich vertauschbar und ohne echte Individualität. Diese Zahl nimmt den Begriff des Massenich vorweg, wie ihn in letzter Folgerichtigkeit später der Marxismus entfaltete.

Und wie vom Begriff des Unendlichen her die einzelnen Zahlenwerte in ihrer Stete in Frage gestellt werden und so die Grenzen zwischen Zahl und Zahl verfließen, so wandelt Leibniz in seiner Philosophie die Gegensätze zu einer Unendlichkeit ineinander übergehender Gleitstufen. Diese Verflüssigung der Grenzen gab das Signal für all die Erscheinungen der folgenden Jahrhunderte, in denen das Ich, ins Grenzenlose vorstürmend, sei es als Einzelich, sei es als Massenich, Fessel auf Fessel sprengt, um schließlich jenseit von Gut und Böse an seiner Letztgelöstheit zu erfrieren. Wie Leibniz allen Einzelwissenschaften von der Philosophie, also dem Denken des vernünftigen Ich her ihren Platz anweisen läßt, so ist er selbst als Mensch gewaltiges Symbol des hochichhaften Geistes, der das vernünftige Ich zum Herrn der Wirklichkeit werden läßt. Ausdruck dieser ichhaften Allheit sind die im 17. Jahrhundert in den Hauptstädten der großen europäischen Länder, vor allem in Paris, Petersburg, Stockholm und Madrid, entstehenden Akademien, deren erste und bedeutendste deutsche, die preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Friedrich 1 auf Anregung von Leibniz gegründet hat.

Durch König Friedrich I wurde auch die Hofkunst des Barock in Berlin heimisch. Zeigt das von Schlüter erbaute Zeughaus noch eine Abgewogenheit von Stützen und Lasten, Flächen und Schmuck, so schwellen bald die Gesimse immer mehr an, die Portale springen vor, alle Formen werden betonter. Ähnlich der ständigen Veränderung, in die die Infinitesimalrechnung die Zahl hineinreißt, so wechselt jetzt im Spiel der Schatten und Schlaglichter der plastische Körper seine Gestalt, so schwimmt in der Malerei unmerklich Wirklichkeit in Schein, und Spiegelwände täuschen Säle in unendlicher Ausdehnung vor. Trägerisch wird auch das Material, aus dem die Barockplastik ihre Gestalten bildet. Bei einer Übersteigerung der Bewegung versagt der Marmor. Man greift zum Stuck. Die Barockplastik hört also auf, Kernplastik zu sein und wird hohl. Damit wird die Kunst selbst ein unwahres Spiel mit Formen, das das Unmögliche zu verwirklichen vorgaukelt und so dem Ich, das bis dahin an der Wirklichkeit, seine Schranke gefunden, die ganze Welt des Scheins freigibt, so daß es sich selbst im Zauberspiegel der Kunst ins Maßlose übersteigern kann.

Es ist das ungeheure Verdienst Friedrich Wilhelms I, Preußen vor der Entwicklung bewahrt zu haben, für die die Kunst des 18. Jahrhunderts vom Barock zum Rokoko der Ausdruck ist. Das Rokoko ist die letzte vornehm müder Geste des Barock. Während im Barock immer noch alle Kunstformen Bauglieder selbst sind, benutzt das naturferne Rokoko die bildende Kunst nur als Zierat und behandelt den Marmor wie Mörtel. In dem Maße, in dem der Formenschatz des Barock sich verfeinerte, versiegte seine Ursprünglichkeit und seine Kraft verflachte. Das Lebensprudelnde des Barock wird im Rokoko zart und gefühlvoll. Der Daseinstaumel des Barock wandelte sich ins Empfindsame. Barock zeigt noch das Fleisch, das Rokoko nur die verborgenen Reize. An Stelle des Leuchtens von klarem Rot und tiefem Blau

tritt ein vieldeutiges Schillern von verschwimmenden Tönen. Im Rokok herrscht Schnörkel und Geschmeidigkeit. Hier nistet sich die Schlüpfrigkeit ein. Hier findet die fürstlich üppige Ichkunst ihren letzten überfeinerten Ausdruck.

Es bedurfte nicht nur der ganzen ungebrochenen Kraft, es bedurfte auch der starken pflichthoerigen Derbheit Friedrich Wilhelms I um Preussen dem Wege zu bewahren, den Ludwig XIV und Ludwig XV dem Abgrund zu gingen. Der Aesthet ebenso wie der Liberalist des 19. Jahrhunderts wenden sich mit Schauern, wenn sie den Namen dieses Preussenkoenigs hoeren. Er verkörpert für sie gleicherweise Barbarei wie Knechtung. Und doch war ohne ihn, ohne seine Zucht, ohne seine Härte, ohne seine eiserne Pflichttreue, seine Sparsamkeit und seine Unerbittlichkeit ein Friedrich der Große unmöglich.

Schon seine Zeitgenossen sahen nur die Barschheit, hörten nur das Poltern, empfanden nur die Unerträglichkeiten eines Herrn, der in schroffem Gegensatz zu dem verführerischen Schein des festtäglichen Vaters herb und keusch und bedürfnislos den Alltag gestaltete. Sie ahnten nicht, daß dieser unbeherrschte, urwüchsige, leidenschaftliche, eigenwillige Prinz, der weder lateinisch noch französisch lernen wollte, der jeder noch so wohlgemeinten Erziehung eine störrische Ablehnung entgegensetzte, daß dieser Mann, obwohl er selbst nicht fähig war, eine eigene nordische Kultur in sich zu verkörpern, doch einer der größten Pädagogen auf dem Königsthron wurde, den die Welt gesehen.

Für Friedrich Wilhelm I war das Volk seine Familie, war der Staat sein Haus, war das Staatsvermögen sein Eigentum, waren die Beamten seine Diener, die Offiziere seine Werkzeuge. Es gibt keinen absoluten Fürsten der Hochzeit, der absoluter war, der grenzenloser und rücksichtsloser seine Macht gebrauchte als Friedrich Wilhelm I. Aber es gibt auch keinen Fürsten, der alle unerhörten Forderungen, die er stellte, mit der gleichen Unerbittlichkeit an sich selbst stellte, der, so wenig er fremden Erziehern Einfluß auf sich einräumte, um so unermüdlicher sich selbst zu erziehen versuchte, der alles, was er tat, nur tat um seines Volkes willen, der alles selbst entschied, der Tag und Nacht tätig war, der im Großen und im Aller kleinsten sich aufrieb in seiner Königspflicht. Er sprach deutsch, rau, knorrig, ungepflegt, aber deutsch. Fassade, Pose, Luxus, Kriecherei, jedweder Tand und jedes Ränkespiel war ihm verhaßt. Schmucklos und schlicht ging er durchs Leben und zwang sein Volk auf den gleichen Weg der Ordnung und Einfachheit, der Pünktlichkeit und der Ehrenhaftigkeit. In jeder Stunde wußte er sich als der seinem Gott verantwortliche Hausvater. Und dieser Gott war für ihn ein strafender und gerechter Gott, der Leib und Seele verdammen konnte in die ewige Hölle.

Für Luther trug der Landesfürst die Verantwortung nicht nur für das leibliche Wohl, sondern auch für das geistige und religiöse Leben seiner Untertanen. Diese Aufgabe war ebenso in der göttlichen Einsetzung des fürstlichen Amtes begründet wie in der Liebespflicht des christlichen Fürsten gegenüber seinen Untertanen. In der Gestalt Friedrich Wilhelms I hat dies Ideal des christlichen Landesvaters seine vollendete Erfüllung gefunden.

Aus diesem Verantwortungsbewußtsein für das nicht nur zeitliche, sondern auch ewige Wohl seiner Landeskinder ist die Tatkraft geboren, mit der der König die aufstrebende pietistische Bewegung förderte, und ebenso die Unnachsichtigkeit, mit der er, vor allem durch die Verbannung Wolffs von der Universität Halle, den jungen Rationalismus bekämpfte. Beide feindlichen Brüder entsprangen dem gleichen Drang nach Befreiung des Ich aus der Gebundenheit an die überreichen Lehrnormen der göttlichen Offenbarung. Der Pietismus erhob das Heilserlebnis, die Aufklärung die Vernunft des Ich zum Ausgangspunkt und Maßstab der Sinndeutung des Lebens.

Wie der Pietismus mit seinem Verständnis für die Vielgestaltigkeit des seelischen Lebens die Selbstbiographie schuf, so verhalf er auch in der Pädagogik einem neuen ichhaften Wollen zu erstem, entscheidendem Durchbruch. Die Jesuiten hatten ihre Zöglinge erzogen, nicht um deren persönliches Innenleben zu fördern, sondern um sie zu möglichst gefügigen Werkzeugen der Oberen des Ordens zu machen. Die evangelische Orthodoxie hatte bei der verstandesmäßigen Uebermittlung des Wissens es sein Bewenden haben lassen und sich nicht um die Frage gekümmert, wie das äußere Wissensgut mit dem inneren Seelenleben zu organischer Einheit verschmolzen werden könne. Als der Pietismus die

persönliche Heilserfahrung in den Mittelpunkt des religiösen Lebens rückte, da drängte sich von selbst die Frage auf, wie diese Heilserfahrung gewonnen werden könne. Unter dem Einfluß der von Comenius vertretenen Grundsätze, daß unmittelbar lebendiger Anschauungsunterricht der menschlichen Natur am angemessensten sei, hat sich August Hermann Francke bemüht, in seinen Anstalten diese Frage zum erstenmal grundsätzlich und praktisch zu lösen.

War der Geist der Franckeschen Stiftungen, das bewußte Züchten des Bekehrungserlebnisses, auch keineswegs der Geist des Königs selbst, der abhold jedem ichhaften Gefühlsüberschwang sich durch die Taufe als selbstverständlich eingegliedert wußte in die christliche Gemeinschaft, so war doch Preußen unter ihm insofern nichts anderes als eine Franckesche Stiftung. Im Großen, als beide, der König wie Francke, mit der unbestrittenen Autorität ihres Amtes die auch dem Kleinsten sich zuwendende Fürsorge verbanden.

In der äußeren Politik war die Gradheit des Königs der Verschlagenheit des österreichischen Erzhauses nicht gewachsen, so daß er seine Ansprüche auf Jülich und Berg nicht durchsetzen konnte. Dagegen erwarb er in kühnem Vorgehen gegen die Schweden Vorpommern bis zur Peene. Und dann baute er auf der Grundlage, die der Große Kurfürst gelegt, seinen Staat weiter aus. In dem 1723 von ihm errichteten Generaldirektorium schuf er für seine verschiedenartig zusammengewürfelten Lande eine einheitliche Verwaltung, in der Oberrechnungskammer eine Aufsichtsbehörde über den gesamten Staatshaushalt. Die bäuerliche Leibeigenschaft wandelte er auf den zahlreichen Staatsgütern in Erbuntertänigkeit. Dem durch Krieg verödeten Ostpreußen half er durch Ansiedlung von 17000 aus Salzburg geflüchteten Protestanten. Als er starb, da hinterließ er seinem Sohn einen gefüllten Staatsschatz, eine wohlgeordnete Verwaltung, ein vorzüglich geschultes Heer und die Anweisung, die Pfarrer sollten auf den Kanzeln seiner ohne Lobrede gedenken unter Zugrundelegen des Worts der Schrift: Ich habe einen guten Kampf gekämpft.

Denn Kampf war dieses Mannes Leben gewesen vom ersten Tag bis zu der letzten Stunde, Kampf gegen französische Art, gegen höfische Schmeichelei, gegen die eigene Familie, gegen die erst langsam in sein Wesen sich findenden Beamten, gegen die österreichische Diplomatie und nicht zuletzt gegen den eigenen Sohn.

Ein Schönheitstrunkener, einer den die Musik in die Märchenzauber ferner Gefilde zog, wo das Genießen schon ein Beten ist, ein Begnadeter, der unaufhörlich auf der Suche war nach allen Quellen des Lebens und des Wissens, solch einer konnte sich nicht finden in die engen Genormtheiten am Hofe Friedrich Wilhelms I. So sann er auf Flucht mit seinem Freunde Hans Hermann von Katte. Aber der Plan wurde entdeckt, Leutnant von Katte wegen Fahnenflucht und Beleidigung der Majestät zum Tode verurteilt und 1730 in Küstrin unter den Fenstern des gefangenen Kronprinzen enthauptet. Der Erbe der preußischen Krone entging nur mit Mühe einem ähnlichen Schicksal, wurde aus dem Heer gestoßen und konnte erst langsam das Vertrauen des empörten Vaters wiedergewinnen.

Auf dem 18jährigen Prinzen lastete das Bewußtsein, den Tod des ihm treusten Freundes mitverschuldet zu haben. Als Friedrich Küstrin verließ, war er ein anderer geworden. Das Leben in seiner nackten Grausamkeit und unbittlichen Härte hatte ihm das Medusenhaupt gezeigt, das Leben, das kein Spiel war, sondern fürchterlicher Ernst, das Leben, das Leiden war und Not der Seele und Schrei der Sehnsucht, und das doch dem, der sich selbst überwand, den Weg in seine strahlende Höhe wies. Als Friedrich an dem Tage, an dem 176 Jahre später die deutsche Flotte vor dem Skagerrak ihre große Feuerprobe bestand, das Erbe seines Vaters antrat, da bestieg zum drittenmal in einem Jahrhundert ein Hohenzoller den Thron seiner nordischen Heimat, der harten Wirklichkeitssinn mit dem Glauben an höchste Ideale verbindend sich turmhoch über alle Fürsten der Zeit erhob.

Wie jeder ganz Große hat auch Friedrich namenlos schwer an seiner Außergewöhnlichkeit zu tragen gehabt. Denn nicht nur durch die Kraft seines Willens und die Schärfe seines Geistes überragte er die Mitwelt. Was ihn zu dem ganz großen Menschen machte, das war die letzte Wahrhaftigkeit, mit der er unerhört lebendig die klaffenden Widersprüche des Seins in sich austragend überwand. Nicht die Welt des Geistes und die Welt der Macht, nicht das erhabene Reich der Idee und das der schmutzigen

Wirklichkeit standen sich in ihm gegenüber. Das war die Tragik des Konflikts, daß hier zwei Welten mit gleich unerbittlichem Anspruch vor ihn hintraten, die Pflicht gegen die Menschheit und die Pflicht gegen den Staat, die er beide in letzter Verantwortung ganz ernst nahm.

Es ist nicht so, daß der junge idealtrunkene Kronprinz seinen Antimachiavell schrieb, in dem er die Grundsätze nackter Machtpolitik, wie sie Machiavell in seinem „Principe“ vertritt, scharf verurteilt, um später als König unter dem Druck der Staatsnotwendigkeit Machiavells Spielregeln meisterhaft zu handhaben. Zu gleicher Zeit, als er den Antimachiavell schrieb, entstanden seine Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des politischen Europa, in denen er mit kühler Ueberlegung die machtpolitischen Gegensätze und Gemeinsamkeiten der europäischen Staaten zergliedert, um daraus die für die preußische Politik sich ergebenden Notwendigkeiten abzuleiten.

Das was für Friedrich die beiden Welten, die der privaten und der politischen Moral, letztlich zusammenhielt, war der Glaube an die alldurchwaltende Vernunft. Der Geist war es, dem er diente als Staatsmann und als Mensch. So wenig die Forderungen beider Sphären sich in Einklang bringen, ließen, die Philosophie — und darin lag für ihn ihre eigentliche Bedeutung — lehrte ihn, durch die an der Oberfläche haftenden Gegensätze hindurch die letzte Einheit zu erfassen, in der auch das scheinbar Widersprechende seine Versöhnung findet. Eine der ersten Taten des jungen Königs war die Wiederberufung des von Friedrich Wilhelm I verbannten Philosophen Professor Wolff auf seinen Lehrstuhl in Halle. Damit bezeugte Friedrich unmißverständlich, daß er sich berufen fühlte, das seiner geistigen Selbständigkeit sich bewußt werdende Ich zu schützen und ihm seine ungehemmte Entfaltung zu verbürgen. Er selbst hat sich später durchaus abfällig über Wolff geäußert. Denn es war nicht so sehr die strenge Geschlossenheit des Systems und die umständliche Gründlichkeit, mit der dieser Papst des Vernunftglaubens ein paar Grundbegriffe zu dickleibigen Folianten auswalzte, was den König sich zu Wolff hatte bekennen lassen, als vielmehr die gleiche Voraussetzung, daß die Welt, weil vernunftdurchwaltet, in ihrem wahren Wesen der vernünftigen Einsicht erkennbar sei.

Gegenüber der bürgerlichen Breite der Wolffschen Philosophie zog den König die beschwingte Treffsicherheit der sprudelnden Einfälle eines Voltaire in ihren Bann. Hier fand er das, was seiner eigenen Grundhaltung der Welt gegenüber am meisten entsprach: die Verbindung von Lebensnähe und Geisteswachheit. Im Gegensatz zu dem metaphysischen Denken Wolffs war hier die Philosophie auf die gegenständliche Wirklichkeit, auf die Welt der Tat und des Alltags gerichtet.

Weil die Philosophie für Friedrich nicht eine Angelegenheit über den Wolken schwebenden Grübelns ist, sondern Weiserin für den Weg durch das Diesseits, darum steht sie nicht im Gegensatz zu den Problemen der äußeren Machtbehauptung, sondern dient ihnen, indem sie den Blick schärft für das Innerste der Zusammenhänge, von denen auch die Welt der äußeren Politik letztlich bestimmt wird. Für Friedrich war erstes Erfordernis einer erfolgreichen Außenpolitik der durch die Zufälligkeiten von Personen und Tagesereignissen durchdringende Blick für die stets sich gleichbleibenden Volkscharaktere und für die geographischen Gegebenheiten. Dieser Blick wird gewonnen durch eingehendes Studium der Geschichte und der Zeitereignisse.

Während der König in jugendlicher Unbedingtheit zunächst an die restlose Vernunftbestimmtheit auch des politischen Getriebes glaubte und von einer Willkür persönlicher Herrscherlaunen oder dem Zufall unerwarteter Wendungen nichts wissen wollte, zwangen ihn die Erfahrungen im Siebenjährigen Kriege der Haß der Kaiserin Elisabeth von Rußland, der plötzliche Rücktritt des englischen Leitenden Staatsmanns Pitt im Jahre 1761 oder die Ermordung des Zaren Peter III im Jahre 1762 zu der Erkenntnis, daß die Politik nicht nur ein von bloßer Vernunftgesetzmäßigkeit bestimmter Mechanismus sei, sondern daß der Staatsmann die den Vernunftzusammenhang sprengende Unberechenbarkeit einbeziehen müsse in sein politisches Planen.

Erstes Ziel der Außenpolitik Friedrichs war gemäß der von ihm vorgefundenen landschaftlichen Gespaltenheit Preußens, aus dem östlichen und dem westlichen Teil je ein starkes, in sich geschlossenes Staatengebilde zu machen. Dahinter stand als zweites Ziel die Zusammenfassung dieser beiden Gebiete

zu einem einheitlichen Staatsganzen. Diesen Zielen ordnete er alle die frühere Politik gefühlsmäßig bestimmenden Wünsche oder Abneigungen rücksichtslos unter. Bezeichnend für die nur auf die staatliche Notwendigkeit abgestellte Zweckbestimmtheit seiner politischen Grundsätze ist sein Ausspruch, daß ihm ein Dorf an der Grenze lieber als ein Fürstentum in der Ferne sei. Es ist jetzt also nicht mehr das Ich des Fürsten oder seines Hauses, um dessen Machtvergrößerung es geht, sondern das Ich des Staats, dem auch das Ich des Fürsten sich dienend unterordnet. Wie stark Friedrich sich wirklich als Diener seines Staats gefühlt hat, das zeigt die im Siebenjährigen Kriege gegebene strenge Anweisung an seinen Bruder, im Falle seiner Gefangennahme unter keinen Umständen auch nur das geringste an den strategischen oder politischen Entscheidungen um seiner Person willen zu ändern oder auch nur einen Pfennig herzugeben, ihn etwa loszukaufen. Es müsse ohne Rücksicht auf ihn nur nach der Staatsnotwendigkeit gehandelt werden. Nie hätte Ludwig XIV eine ähnliche Anweisung geben können.

Ausschließlich der Staatsnotwendigkeit dienten auch die Kriege, in denen Friedrich zunächst die Geschlossenheit der östlichen Hälfte Preußens durch Einverleibung Schlesiens und womöglich auch Sachsens herzustellen versucht hat. Als der Mannesstamm der Habsburger 5 Monate nach seinem Regierungsantritt erlosch, da griff er den Anspruch seines Hauses auf die schlesische Erbschaft auf. Er berief sich auf das Recht seines Staates dem kaiserlichen Oesterreich gegenüber, das den Großen Kurfürsten in kleinlicher Hinterhaeltigkeit um sein Erbe gebracht. Machten die Juristen je und je an der Berechtigung seiner Entscheidung herumgeklügelt haben, das geschichtliche Recht war jedenfalls auf Friedrichs Seite, als er im Dezember 1740 in Schlesien einrückte.

Es kamen die Tage von Mollwitz, an dem die Schiesskunst der preussischen Infanterie ihre ganze Ueberlegenheit über den Gegner zeigte, von Hohenfriedberg und von Rossbach, den glänzenden Waffentaten der preussischen Reiterei, von Leuthen, der den Feldherrn Friedrich an die Seite der großen Feldherrn aller Zeiten hob. Aber es kamen auch die Tage von Kolin, als zum erstenmal Friedrichs Heer eine schwere Niederlage erlitt, von Hochkirch, als der nächtliche Ueberfall der doppelt starken Oesterreicher auf das preussische Lager alle Hoffnungen zu vernichten schien, von Kunersdorf, an dem 20000 Preussen auf der Wahlstatt blieben, an dem alle verloren war und der König nichts mehr besass, kein Heer, keinen Kriegsschatz, keine Verbündeten, nichts besass als sich selbst und den Glauben an sich selbst.

Wie der Politiker, so sollte auch der Feldherr für Friedrich in erster Linie ein „Denkgeschöpf“ sein. Nur weil er selbst vor jedem Handeln alle Gegebenheiten und Möglichkeiten einer Lage sich aufs schärfste vergegenwärtigte, gelang es ihm als dem weitaus Schwächeren, dem Gegner fast immer das Gesetz des Handelns vorzuschreiben. Als Voltaire, die Vernunftbegründerheit und das sittliche Recht des Krieges anzweifelnd, den König gefragt hatte, ob er als Feldherr nicht genötigt sei, während der Schlacht den Vernunftmenschen auszuziehen, um dafür den Leidenschaftsmenschen einzutauschen, da antwortete er, daß er im Gegenteil niemals mehr den Vernunftmenschen benötige als in solchen Augenblicken höchster Verantwortung, nicht nur um jede der erforderlichen Maßnahmen mit größter Kaltblütigkeit treffen zu können, sondern um sich im Angesicht des tausendfachen Todes immer wieder der Vernunftnotwendigkeit solchen blutigen Handelns bewußt zu werden.

Hatte Friedrich Wilhelm I den Staat in sich selbst verkörpert gesehen, war ihm Heer, Beamtenschaft, Finanzen persönliches Eigentum, über dessen Verwendung er nur Gott Rechenschaft schuldig war, so bricht in Friedrichs Wort „Ich bin der erste Diener meines Staates“ zum erstenmal eine Staatsauffassung durch, die den Staat in seiner selbständigen Würde und mit seinen von der Person des Herrschers unabhängigen Zwecken als oberstes Ziel des politischen Handelns wertet. Gemäß dem Vernunftbegriff seiner Zeit sah Friedrich als Bestimmung des Staats einmal die Förderung der Wohlfahrt seiner Bürger und zum anderen das Herstellen möglichst günstiger Bedingungen für das geistige Schaffen. Worauf es ihm letztlich ankam, das war nicht so sehr das möglichst hohe Glück einer möglichst hohen Zahl, sondern es war der Genius der Nation, der seine Schwingen frei entfalten und mit Taten des Geistes bedeutsam für die ganze Menschheit, den Ruhm und die Würde seines Landes begründen sollte. Aber dieser Genius nahm sein Leben für Friedrich nicht wie später der Volksgeist Herders aus den unbewußten Mächten von

Blut und Seele, sondern kam zustande durch eine möglichst große Anzahl schöpferischer Menschen, die der Landesfürst aus geistigem Merkantilismus in sein Land zog.

In diesem friedlichen Werk der Hebung des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens seines Landes sah Friedrich die eigentliche Aufgabe des Herrschers. Hier konnte er ohne jeden inneren Konflikt das Idealbild des Fürsten verwirklichen, wie er es im Antimachiavell bezeichnet hatte. Nach den riesigen Menschenverlusten im Siebenjährigen Kriege galt es zunächst einmal die Bevölkerungszahl nach Kräften zu heben. Dieser Aufgabe diente vornehmlich das gewaltige Siedlungswerk, das Friedrich in jahrzehntelanger Arbeit rastlos gefördert und dem seine ganze Liebe gegolten hat. Durch Urbarmachen sumpfiger Niederungen, durch Ansetzen deutscher Bauernsöhne auf bisher unbesiedeltem Land, durch großzügige Kanal- und Straßenbauten, zumal nachdem ihm durch die erste Teilung Polens 1772 Westpreußen und das Netzegebiet zugefallen war, hat er dies alte deutsche Ostland dem deutschen Volkstum wiedergewonnen.

Der unermüdliche Förderer der Seiden-, der Leinen-, der Baumwoll-, der Porzellan- und der Montanindustrie, der Schöpfer des preußischen Landrechts, der als eine der ersten seiner Regierungshandlungen die Folter abschaffte und den Grundsatz allgemeiner Geistesfreiheit in seinen Landen verwirklichte, der durch sein leuchtendes Vorbild dem preußischen Beamten und Offizier den kategorischen Imperativ der Pflicht eingehämmert, der sein Heer in höchster Schlagfertigkeit auch im Frieden erhielt, so verzehrte sich dieser Hohenzoller in rastloser Arbeit für sein Land, immer einsamer werdend und schon zu seinen Lebzeiten zu mythischer Größe wachsend. War Friedrich nach einem Worte Goethes der Polarstern der Welt, sogleichen die übrigen Hohenzollern den Sonnen, um die die Menschen und Mächte ihres Landes kreisen. Wie die großen Hohenzollern in der Hohenzollernzeit nach sich selbst ihren Staat formten, so haben es alle Fürsten jener Tage versucht und ihrem Lande den Stempel des eigenen Ich aufgedrückt. Denn nicht Blut oder Geist oder Charakter des Volkes bestimmten in der Hohenzollernzeit das Wesen eines Staates, seine Formen, seine Grenzen, seine Eigenart, sondern allein die Persönlichkeit des regierenden Fürsten, die sich in der schillernden Fülle ichhaften Herrentums entfaltet.

Ganz anders herrschten die Wittelsbacher. Auch aus ihrem Kreise hoben sich wie in Preußen drei bedeutende Fürsten, wenn ihnen auch der begnadende göttliche Funke eines Friedrich fehlte. Wie der erste Kurfürst von Bayern, Maximilian I, seinen allzeitlichen Lehensstaat in einen Beamtenstaat des allzeitlichen Absolutismus wandelte, so gab Bayerns letzter Kurfürst Max Joseph seinem Lande eine Verfassung. Jener, ganz im Banne des römischen Papsttums, brachte, dieser, berauscht von den Ideen der Französischen Revolution, beseitigte die unumschränkte Monarchie. Verband sich in dem ersten Hohenzollern Fürsten Maximilian I fürstliche Würde mit gütiger Herablassung, so leitete der letzte bayrische Kurfürst bereits die bürgerliche Spätzeit ein. Maximilian, der eine ungeheure Schuldenlast, völlige Sittenlosigkeit und Verworfenheit aller Verhältnisse vorfand, als sein Vater abdankte, machte durch strengste Sparsamkeit, durch ein neues Gesetzbuch, durch eine vorzügliche Verwaltung sein Land zu einem der bestregierten Europas. Hochgebildet, Lateinisch, Italienisch, Französisch, Spanisch wie seine Muttersprache beherrschend, von tiefem Verständnis für Kunst und jede Art der Wissenschaft, ist er der geistige Ahnherr derer, die später München zur Kunststadt schlichthin erhoben. König Max Joseph, der erste Rheinbundfürst, war ein ebenso überzeugter und treu ergebener Anhänger Napoleons, wie sein Sohn Ludwig I ein unversöhnlicher Hasser des Korsen war. Und wie sie beide gleich stark ihrem Volk den Stempel ihrer Persönlichkeit aufgeprägt, so stand oft an der Isar begeisterte Schwärmerei für französische Kultur neben glühendem Bekenntnis zu der deutschen Heimat. Beide aber, Vater und Sohn, haben den bayrischen Fürstentyp geprägt: den liberal gesinnten, kunstliebenden und kunsthelfenden, persönlich jedem Prunk und jedem öffentlichen Hervortreten abholden, wissenschaftlicher Forschung ihre Unabhängigkeit und dem freien Wort seine Freiheit sichernden, am liebsten als Mensch unter Menschen sich bewegend, hochgebildeten, schlichten, leutseligen Bürgerkönig.

Wie Ludwig von Bayern, hat auch ein Jahrhundert vor ihm August der Starke von Sachsen seine Hauptstadt zu einem Mittelpunkt der Kunst gemacht. Er war der große Förderer des Barock, wie Ludwig der des Klassizismus. Tat aber Ludwig, was er tat, als selbstloser Jünger der Kunst, so sprach bei August

dem Starken immer auch das Prachtbedürfnis des Barockfürsten mit. Als er, um die Königskrone von Polen seinem sächsischen Kurhut zuzufügen, zum römischen Glauben übertrat, da lockte ihn hierbei ebenso sehr der barocke Pomp des katholischen Kultus und die laxer Moral der Jesuiten, wie Speners Pietismus und das Bekenntnisgezeänk der Orthodoxie ihn abgestoßen hatte. Wenn man seine Regierung das Augusteische Zeitalter genannt hat, trotz der Kriege, die er verlor, trotz der Verschwendung, die er trieb, trotz der Sittenlosigkeit, zu der er das Beispiel gab, dann deshalb, weil alles, was er tat, Stil hatte, weil er am stärksten von den deutschen Fürsten seiner Zeit das geistige Leben seines Landes angeregt und ihm den Stempel seines starken Ich aufgedrückt als Mäzen der Künste, deren genialer Bauherr er war, als Gründer der Dresdener Gemäldegalerie, als Schirmherr von Naturwissenschaft und Technik, der als erster Hochfürst eine umfassende Vermessung seines Landes vornehmen ließ, und nicht zuletzt als Förderer von Handwerk und Industrie, die, zumal nachdem Böttger das Porzellan erfunden, einen ungeheuren Aufschwung nahm. Er war der Fürst des Hochbarock, wie sein Jahrhundert sich ihn wünschte, und in allem, was er tat, der echte Ausdruck seiner Zeit.

In allem das Gegenteil von August dem Starken war der ebenfalls dem Hause Wettin entstammende Herzog Ernst der Fromme von Gotha. Keusch, sparsam, schlicht, gerecht, sein Leben lang nur auf Wohl und Seelenheil seiner Untertanen bedacht, hat er durch immer neue Verordnungen versucht, der Trunksucht und Böllerei, der Armut und Bettelei, dem Luxus und der Ueppigkeit, der öffentlichen und der Rechtsunsicherheit, der Zuchtlosigkeit ebenso wie der Verflachung des Glaubens zu steuern. Sein Land war eine Insel der Ehrbarkeit und Frömmigkeit inmitten einer Verwahrlosung aller Sitten. Und sogar Abessinien hat, wenn auch vergebens, für den Glauben Luthers zu gewinnen dieser Fürst sich bemüht, den eine dankbare Mitwelt als einen der edelsten Fürsten aller Zeiten empfand.

Am Neckar seufzt das Land unter der Tyrannei Karl Eugens von Württemberg, unter der Verschwendung seiner Hofhaltung, unter den Flurschäden herzoglichen Wildbanns, unter dem Verkauf von Landeskindern und unter einer geistigen Knebelung, mit der er alle freiheitlichen Regungen unterbindet. Trotz alledem hat dieser eigenwillige und bedeutende Fürst durch Förderung der Universität Tübingen sowie durch die Gründung der Karlsschule um das Bildungsweien seines Landes sich verdient gemacht.

Der gleichen Neigung eines Hochfürsten, persönlich die Erziehung der begabten Jugend seines Landes zu bestimmen, entsprang auch Schloß Wilhelmstein am Steinhuder Meer, wo Graf Wilhelm von Lippe mit hervorragendem pädagogischen Geschick die befähigsten Söhne seines kleinen Reiches zu Musteroffizieren heranzubildete. Während aber in der Anstalt Karl Eugens die herrische Gewalttätigkeit des Fürsten und das unpersönlich strenge Regiment seiner Schulmeister einen Schiller zur Flucht trieb, begeisterte Graf Wilhelm seine Zöglinge ebenso durch sein kameradschaftliches Verständnis für die Eigenart eines jeden wie durch das leuchtende Vorbild der Feldhermtugenden, die er auf zahlreichen Kriegsschauplätzen bewiesen. Hier lernte Scharnhorst die Anfangsgründe der Kriegekunst und empfing die Anregungen zu seinem grossen Werk der Neugestaltung des preussischen Heeres. Als erster Fürst hat Graf Wilhelm in seinem Lande die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Indem er so aus dem verachteten Handwerk des Söldners den Ehrenberuf des Soldaten machte, legte er den Grundstein zu dem Wirbau, in dem nach dem Wort Hitlers jeder Stand, weil unentbehrlich für das Volksganze, gleiche Ehre hat.

Nicht nur erfolgreicher Feldherr und neben Friedrich dem Großen bedeutendster Kriegstheoretiker seiner Zeit, nicht nur Schöpfer eines kleinen, aber bis ins Letzte durchgebildeten schlagfertigen Heeres, Graf Wilhelm war auch, soweit es die bescheidenen Verhältnisse seines Landes erlaubten, der großzügige Förderer von Kunst und Wissenschaft, der in Herder den Führer des jungen geistigen Deutschland der siebziger Jahre an seinen Hof nach Bückeburg zu ziehen verstand.

Wenige Jahre später allerdings rief Goethe Herder an jenen Hof, der für Jahrzehnte zum Brennpunkt der deutschen Geistesbewegung werden sollte, die in den Werken der deutschen Klassik wie des deutschen Idealismus ihre Erfüllung fand, an den Hof des Herzogs Karl August von Weimar. Als dieser junge Feuerkopf aus dem Gefühl innerer Verwandtschaft den ebenfalls in lebendigster innerer Gärung

schäumenden jungen Goethe an seinen Hof berief, da machte er Weimar zu der Stätte, an der Wort und Geist der deutschen Ichzeit zur Vollendung reiften.

Neben der Glaubensinbrunst Luthers, in dessen Sprache vulkanische Wucht und innige Zartheit gleich meisterlich Gestalt gewinnen, steht an den Toren der Dichtung der deutschen Ichzeit die derbe Frische und der heitere Bürgerhumor von Hans Sachs und der gelehrte Witz der lateinischen Schuldramen des Humanisten Frischlin. Das Grauen des Dreißigjährigen Krieges geistert durch das Lachen, das aus der um Schuld und Vergänglichkeit wissenden Schwermut der Werke von Gryphius und Grimmelshausen immer wieder hervorbricht. Der Rationalismus eines Gottsched hatte die Aufgabe der Dichtung in schulmeisterlicher Abhängigkeit von dem französischen klassischen Drama darin gesehen, die Grundsätze der Vernunft nach feststehenden Regeln in strenge Formen zu fassen. Hiergegen bäumte sich der ungestüme Lebenshunger der Sturm-und-Drang-Dichter auf, die, ergriffen von der Gefühlswärme der Klopstockschen Verse, glaubten, daß man an die glühende Lava der lebendigen Wirklichkeit nur herankommen könne, wenn man den ungeformten Schrei der Empfindung und den heißen Atem des Geschehens unmittelbar wiedergäbe.

Als der junge Goethe nach Weimar kam, da hatte er soeben im Götz von Berlichingen das Meisterstück der Sturm-und-Drang-Dichtung geschaffen, das deren tiefstes Wollen zugleich erfüllte und überwand. Hier war Maßlosigkeit der Empfindung und des Lebens Buntheit und drängende Fülle in ihrer Unmittelbarkeit eingefangen und doch mit höchster Gestaltungskraft zu einem Ganzen geformt. Unter dem Himmel Italiens gewann der Zauber der Form über den jungen deutschen Dichter so unwiderstehliche Gewalt, daß er ihm fortan verfallen blieb. Tasso und Iphigenie sind die ersten Früchte dieses neuen, an der Antike gewonnenen klassischen Formgefühls.

Wie Goethe, war auch Schiller aus Sturm und Drang zu geläuterter Formgebundenheit gereift und den Weg von den Räubern zu Don Carlos gegangen. Glaubte Goethe die Form in unmittelbarer Anschauung aus der Wirklichkeit selbst entnehmen zu können, so war sie für den Kantjünger Schiller eine Idee, mit der das Denken den formlosen Stoff sich ordnet und erkennbar macht.

Es war ein Schicksalsaugenblick, als der Realist Goethe und der Idealist Schiller einander fanden zu jenem einzigartigen Freundschaftsbund, der beiden Anstoß wurde zu einer unerhörten Steigerung ihrer Schaffenskraft. Die reife Frucht dieses Sichfindens war für Schiller Wallenstein, für Goethe Faust.

Steht Goethe in seinen Mannesjahren ganz im Bann der edlen Einfalt und stillen Größe antiker Formharmonie, so bricht über den schon der Schwelle des Greisenalters sich Nähernden die elementare Glut seiner jungen Jahre noch einmal herein und führt ihn zu dem Leuchten seiner reifen Weisheit, in der die deutsche Ichzeit sich zu höchster Höhe gipfelt.

Verkörpert der Sommer die Klassik, der reife, der vollendete, der in strahlendem Glanz in sich ruhende, so ist die Romantik Frühling und Herbst zugleich, das ewige Werden, das ewige Wachsen, das ewige Vergehen, Gewitterzeit, Regenzeit, Sturmzeit, Herbstzeit, die um den kommenden Winter weiß, aber auch vom Frühling, der dem Winter folgt.

Die Stunde des Rationalismus ist der helle Mittag, der alle Formen klar erkennbar macht. Indes die Romantik die Dämmerung liebt, wenn der Rebel aus den Mooren steigt und sich zu hundert Wundern formt, wenn aus dem Schweigen der Natur das Geheimnis lockt, wenn fern im Meer der Glutball der Sonne versinkt und seine letzten Strahlen Himmel und Erde in zauberischem Licht umarmen, Endlichkeit und Unendlichkeit zu göttlicher Einheit verschmelzend.

Die Romantik bejaht das Leben und verneint es zugleich. Wie in Wodan unermüdliche Kraft lebendig ist und zugleich unstillbare Sehnsucht, so sucht auch die deutsche Romantik ein diesseitssicheres Sichbehaupten im Leben, zu verbinden mit einer die Himmel der Unendlichkeit öffnenden Jenseitssehnsucht. Ihr Ziel ist das ewige Streben von der Endlichkeit zur Unendlichkeit, das Einswerden der Seele mit Gott. Die Romantik weiß um die Unerfüllbarkeit ihrer Sehnsucht. Aber weil diese Sehnsucht die Quelle ist eines steten Schaffensdranges, eines immer neu sich entfaltenden

Schöpfertriebes, deshalb bedeutet ihre Unerfüllbarkeit zugleich Leid und Not und höchste Beseligung, deshalb schafft sie und zerbricht doch die Form, die sie schuf. So ist es nur sinnvoll, daß die drei größten Gestalten: Kleist, der Kämpfer, Novalis, der Träumer, Hölderlin, der Seher der deutschen Romantik, Menschen frühen Vergühens waren, von denen Nietzsche sagt: Ich liebe die Untergehenden, denn sie sind die Hinübergehenden.

War das Weimar Karl Augusts der Mittelpunkt des deutschen Geistes, der Hochichzeit, so erlebte die deutsche Musik im Wien Josephs II ihre höchste Büte.

In unablässig buntem Wechselspiel hebt sich und senkt sich des Meeres Woge. Auf dem Wellenkamm liegt des Himmels leuchtender Sonnenglanz. Was aber noch eben hoch auf dem Wellenberg sich sonnte, das dunkelt im nächsten Augenblick weit unten im Tal, um wieder zu steigen und wieder zu fallen. So zwischen Wellental und Wellental türmt Ewe sich auf Ewe stolz zur Höhe. Die Hochzeiten gleichen den Kämmen, die sonnennah einander grüßen. In den Hochzeiten erfüllen die einen Großen, was keimträchtig die Frühzeit in sich barg und was die Spätzeit spaltend wieder zerstört. Im Schatten des Wellentals weisen die anderen Großen den Weg auf die Höhe der neuen Ewe und gestalten aus dem Chaos des Untergangs schöpferisch den Mythos der neuen Zeit.

Neben Orlando, der den Allklang der Stimmen in der niederländischen Tongotik formte zu einem Ichklang, in dem die Vielheit der Einzelstimmen, der einen herrschenden dient, steht auf dem Gipfel der Ichzeit Beethoven, in den die beiden Hauptströme deutschen Musiklebens münden, um nach ihm in ein Vielerlei von Bächen zu verrinnen. Wenn auch nicht gänzlich ohne Kunde voneinander entwickelt sich doch das Musikleben der deutschen Frühsichzeit im norddeutschen und im süddeutschen Raum in kennzeichnende Selbstständigkeit.

Seit den Tagen Luthers ist Nord- und Mitteldeutschland die Stätte des neuerwachten protestantischen Geistes gewesen, der hier in einem sinnvoll begründeten Gegensatz zum Calvinismus neben der dem Theologen vorbehaltenen Predigt im protestantischen Choral seinen Niederschlag fand. Dieser wurde zum Träger und Ausdruck der alle Volksschichten erfassenden neuen Gesinnung. Auf dem Boden des evangelisch-lutherischen Kirchenliedes ist denn auch das musikalische Schaffen Nord- und Mitteldeutschlands in den nächsten beiden Jahrhunderten gewachsen. Weitaus die meisten der hervorragenden Komponisten waren selbst Kantoren, denen die Pflege des Kirchenliedes von Amts wegen oblag. Weitaus der größte Teil ihrer Werke ist unmittelbar aus den Bedürfnissen des Gottesdienstes heraus geboren.

Aus der Reihe der handwerkliche Meisterschaft und religiöse Innerlichkeit miteinander verbindenden frühprotestantischen Vorgänger Johann Sebastian Bachs ragt neben Schein und Buxtehude der Leipziger Thomaskantor Schütz, der nicht nur Wort und Klang im Tonsatz des Chorals selbst zu höchster Ausdrucksdichte verschmolz, sondern es auch verstand, die Unmittelbarkeit und schlichte Empfindung des Liedes hineinzubetten in die gehaltene Fülle des Gewoges der Orchesterstimmen.

Im Schaffen Bachs gipfelt die auf dem nord- und mitteldeutschen Raum gewachsene Musik und zugleich spiegelt sich in ihr die bunte Vielfalt dessen, was im Reich der Töne die Zeit bewegt. Aber alle Anregungen schmilzt dieser protestantische Mensch in der Glut seiner gläubigen Ergriffenheit zu einem deutschen Tonwerk, das in seiner Leuchtkraft symbolmächtiger als jede Dogmatik dem reformatorischen Lebensgefühl Gestalt gibt und in aller hochichhaften Inbrunft und Klangeigenwilligkeit doch nur Mund der anbetenden Gemeinde ist.

Ihm geichaltrig und doch von ihm als Mensch und Tonschöpfer durch Jahrzehnte getrennt, baut Händel in strenger Pracht den wuchtigen Barockbau seiner Oratorien, durch den die großen Gestalten der Glaubenshelden schreiten als die Vorbilder heroischer Tugend.

Geben Bach und Händel der protestantischen Haltung Ausdruck, so ist die auf dem Boden Wiens erwachsene Musik Haydns und Mozarts nicht denkbar ohne die Voraussetzung der katholischen Umwelt, in der sie leben. Haydn, aus ärmlichster Umgebung mühsam sich emporarbeitend, unablaessig schaffend

im Dienst seines Brotgebers und doch in gläubiger Heiterkeit stets sich eine Unabhaengigkeit bewahrend, von so lebendiger Aufgeschlossenheit, dass er von dem fast dreissig Jahre jüngeren Mozart zu lernen nicht zu stolz war. Dieser, in frühen Ruhm gestiegen und schon als Juengling den Meister in Schatten stellend, in schnell verglühendem Schaffensfieber durch die drei kurzen Jahrzehnte seines Lebens schäumend wie ein Komet, auf dessen Spur ein Glanz von glitzerndem Geschmeide liegt. Aber was anmutet wie geboren aus apollinischer Heiterkeit und spielerischer Beschwingtheit, das rang aus dionysischer Schwermut sich erst empor und aus Not der Seele und aus drückender Fron. In den Tönen beider schmilzt slawische Glut, funkelt südländisches Feuer, schwingt deutsche Tiefe. So geben letztlich sie Wien das Gesicht und nicht der aufgeregte Aufklärungsspek Josephs II, dessen gutgemeinter Reformeifer nur das Alte stärkt, das er stürzen will.

Verzehrt Mozart die ganze Kraft seines Wesens in seinem Werk, so daß er an der Wirklichkeit zerbrach, so überspringt in Beethoven das geniale Ich seines Wertes sich bewußt die von Stand und Herkunft gezogenen Grenzen und stemmt sich zugleich in prometheischem Empörerstolz gegen die Sinnlosigkeit eines Schicksals, das ihm durch die unaufhaltsame Zerstörung des Gehörs die Voraussetzung zu seinem Schaffen rauben will. Er, der in seiner Vaterstadt Bonn den Ausbruch der Französischen Revolution im Ueberschwang seiner 19 Jahre mit durchjubelt hatte, sprengt, wie der Ichdrang des Barock die Gesetze des Stoffes, aus dem leidenschaftlichen Ungestüm seines Selbstgefühls das Gesetz überlieferter Form und gibt so in seinem musikalischen Schaffen dem Lebensgefühl eines Ich Ausdruck, das in letzter Einsamkeit und Wachheit Auge in Auge dem Schicksal begegnet. Wie Goethe der Kündler der geistgeadelten Persönlichkeit, wie Fichte der Denker des absoluten Ich, so ist Beethoven, in dem die Schwere des protestantischen Nordens auf die Beschwingtheit des österreichischen Südens trifft, der Hohepriester der Freiheit und Würde des Menschen schlichthin.

In Weimar vollendet sich das Wort, in Wien der Ton der Hochzeit, indes die Philosophie im Berlin Friedrich Wilhelms III ihre hochichhafte Aufgipfelung erlebt.

Als Kopernikus und Bruno die Begrenztheit des allzeitlichen Raumes aufhoben, als die Unendlichkeit erschütternd hereinbrach in das Bewußtsein der Zeit, als ein völlig neues Lebensgefühl immer wachsend die Gemüterergriff, da vollzog sich der erste entscheidende Schritt zur Vergottung des Ich. Zwar schien es zunächst, als ob die unendliche Weite das winzig kleine Ich in die Knie zwingen müsse, als habe dieses Ich den metaphysischen Wert, den ihm das Denken der Allzeit zuwies, ein für allemal verloren, und sei in einer unübersehbaren Welt zu einem nichts bedeutenden Atom gesunken. Aber wenn auch bisweilen den Menschen das Bewußtsein seines Verlorenseins in der Unendlichkeit des Raums beschlich, wenn er sich die ganze Ichzeit hindurch nie letztlich eines Minderwertigkeitsgefühls erwehren konnte des Erdenrestes halber, mit dem sich abzufinden ihm nicht erspart blieb, die plötzlich gewonnene Erkenntnis von der überwältigenden Größe und Weite des Kosmos diente doch mehr und mehr dazu, dem Ich eine ganz neue und ungeahnte Bedeutung zu verleihen. Die Frage nach der Entstehung des Raums hatte schon sehr früh im Anschluß an die Antike das Problem wach werden lassen, ob etwa nicht das Raumbild nur im Menschenhirne wohne. In dem Augenblick, in dem der neue Begriff des unendlichen Raums als ein Erzeugnis menschlicher Anschauungsform erkannt wurde, da war das kleine Ich mit einem Schlage zum Weltenraumschöpfer geworden. Und auch die Tausende von kreisenden Sternen konnten ihm nicht das stolze Bewußtsein rauben, kraft seiner schöpferischen Vernunft des ganzen Weltalls Herr zu sein.

Eins aber war bis jetzt geblieben, was hindernd dem Menschen beim vollen Auskosten seiner eigenen Bedeutung im Wege stand. Von der Allzeit her war dem Abendlande tief eingeprägt das Bewußtsein von einem Ende aller Zeit, von einem Jüngsten Tage, an dem Gericht gehalten wird, an dem die ewige Gerechtigkeit jedwede Tat und jedes Unterlassen nach ihrem Richterspruch vergilt. Zeit war der Kerker, dem der Mensch sich nicht wie dem des Raums entwinden konnte. Jetzt in der Ichzeit wird das Zeitproblem von einer neuen Seite aus gesehen. Und langsam fällt auch diese letzte Fessel, die das Ich je länger je mehr als peinlich und quälend empfand.

Die erste Stufe dieser Entwicklung bedeutet Leibniz insofern als er die Zeit als ein Produkt der einzelnen Monade betrachtet. Monaden nennt er die kosmischen Bausteine, aus denen die Welt der Erscheinungen sich aufbaut und deren jede eine in sich geschlossene Welt im Kleinen darstellt. Die Monade ist gleichsam die Seele eines jeden Wesens oder Gegenstandes, die, in Gott als der Urmonade ruhend, bei dessen Geburt sich verzeitlicht, die sein Leben aus ein bestimmtes Ziel hin durchwaltet und die die Einheit von Weltganzem und Einzelwesen gewährleistet. Indem die Monade selbst die Zeit aus sich heraussetzt, ist der Durchbruch vollzogen durch die beaenstigende Abhaengigkeit von einer objekiven Zeit, die immer wieder jeden Augenblick die Wirklichkeit des Ich aufzuheben drohte.

Nach der Anschauung der Allzeit waren Ich und Zeitlichkeit unloeslich miteinander verknüpft. Bisher war Gott der Schoepfer der Zeit gewesen. In dem Augenblick, in dem Gott dem Ich die Zeit entzog, bedeutete das fuer das Ich entweder Vernichtung oder das Eintreten eines neuen Zustandes gottnaher Seligkeit. Jetzt war an die Stelle der Schöpfermacht Gottes das schöpferische Ich getreten. Als die Unendlichkeit auch der Zeit an die Stelle des durch den Gerichtstag begrenzten Zeitbegriffs der Allzeit getreten war, da war auch die letzte Bedingtheit des Ich durch die Zeitestrecke aufgehoben. Wenn diese Entwicklung auch erst in der Philosophie Fichtes ihren Abschluß fand, so stellt doch die Lehre von Leibniz einen ersten großen Versuch dar, die neue Erkenntnis von der schöpferischen Unbedingtheit des Ich grundsätzlich in Begriffe zu fassen. Immer schrankenloser begann das Ich sich Herr zu fühlen über Raum und Zeit und über eine Welt, die seine eigene Vernunft geschaffen.

In zwei gewaltigen Aufgipfelungen strebt die Ichzeit dem Gedanken des absoluten Ich zu. Die Aufklärung bedeutet den ersten Gipfel, in dem das denkende Ich jubelnd siegt über alle Bindungen der alten Zeit. Den zweiten Gipfel verkörpert der deutsche Idealismus in Fichte und Hegel. Und zwischen beiden und über beide hinaus und zugleich die ganze Spätichzeit mit ihren gewaltigen Ausmaßen überschattend ragen wie zwei feindliche Brüder nebeneinander die Riesengestalten Kants und Goethes.

In dem Werk des Dichters wie des Philosophen liegt die reinste Formichhaften Lebensgefühls vor. Für Goethe fand das Ich die ihm gemäßeste Form im Faust. Es war der leidende, strebende, erlebende Mensch, der fühlend die Unendlichkeit in seiner Brust erfahren, die Gottnatur in ihrem farbigen Abglanz erfassend sich der Einheit mit ihr bewußt wird. Bei Kant hebt sich das Ich, im Gewissen von dem Anruf des Unbedingten getroffen, mit der freien Tat des Guten in das Reich des Geistes. Beide sehen sie, Kant und Goethe, das Ich als Träger und Spiegel des Unendlichen, mit dem es trotz und in seiner Begrenzung letztlich wesenseins ist. So wird es, sei es in der Einheit mit der Natur, sei es mit dem Sittengesetz, sich seiner göttlichen Würde bewußt. Die alte, ewig ungelöste Frage, welches die eigentliche und tiefste Wirklichkeit sei, die des denkenden und wollenden Subjekts oder die des Objekts, also die der außerhalb des Subjekts liegenden Erscheinungswelt, löste Fichte in revolutionärer Übersteigerung Kants dadurch, daß er Objekt und Subjekt aufgehoben sein ließ in der höheren Einheit des geistigen Ich, aus dem die gesamte Wirklichkeit ständig neu hervorgeht. Die ganze Wirklichkeit ist für ihn das Erzeugnis eines absoluten Subjekts, das innerhalb der gegebenen Erfahrung die Spaltung in Objekt und Subjekt ständig neu hervorbringt und so als der tiefste schöpferische Urgrund allen Seins gelten kann. Was Kant auf dem Gebiet der theoretischen Vernunft als Denkgesetz und auf dem der praktischen Vernunft als Sittengesetz bezeichnet, das ist in Wahrheit bei ihm das Ich, das sowohl denkend die theoretische Wirklichkeit immer neu schöpferisch erzeugt als auch wollend in der Welt des Handelns sich als der souveräne Herr über alle Gegebenheiten erweist.

Wer einmal die vielen einander ablösenden Eindrücke des Tages überschaut, der muß an ihnen allen feststellen, daß sie nur dadurch Wirklichkeit werden, daß sie in das eigene Bewußtsein getreten sind. Es gibt also keine Wirklichkeit für mich außer der, deren Träger ich bin. Kant hatte diese Ichgebundenheit als eine im Wesen des Denkens begründete Gesetzmäßigkeit aufgefaßt, durch die das jenseit des Bewußtseins liegende Sein überhaupt erst erkennbar wird. Diese Kantsche Welt des An-sich, die nur auf Grund des vom Denken selbst geschaffenen Kausalgesetzes erschlossen wird, beseitigt Fichte. Kant hatte sie benötigt als unbekannte Ursache für die Welt der Erscheinung. Aber nach Kant selbst sind die Gesetze des Denkens, also auch das Kausalgesetz, nur auf die Erfahrung anwendbar. Man darf also nicht auf

Grund des Kausalgesetzes von der Welt der Erscheinung auf eine hinter ihr liegende metaphysische Welt schließen, da man damit den Bereich der Erfahrung, für den das Kausalgesetz allein zuständig ist, durchbrechen würde.

Es gibt also keinen Weg von der Welt der Erfahrung zu einer möglicherweise jenseits von ihr liegenden Welt des An-sich. Sie kann sein. Sie kann auch nicht sein. Das zu entscheiden liegt nicht in der Macht der dem Menschen gegebenen natürlichen Erkenntnismöglichkeiten. Weil aber für das natürliche Erkennen keine andere Welt gegeben ist als die des Bewußtseins, so entscheidet sich Fichte, diese Bewußtseinswelt als die einzig überhaupt wirkliche zu behaupten. Schöpfer dieser Bewußtseinswelt ist immer das Ich, zwar nicht das körperliche — denn dies ist selbst nur ein winziger Bestandteil der greifbaren Wirklichkeit — auch nicht das seelische — denn auch dies ist, sobald es in Erscheinung tritt, Ding unter Dingen, nicht Schöpfer, sondern Geschöpf. Schöpfer ist immer nur das Ich, solange es selbst noch nicht gegenständlich geworden ist, also nur in dem flüchtigen Augenblick, da die Wirklichkeit aus dem Zustand des Nichtseins ins Werden tritt, um im nächsten Augenblick in dem des Gewordenseins zu erstarren. Dieses Ich, am Quellpunkt der Wirklichkeit jedem Zugriff sich entziehend, weil, wenn greifbar geworden, wie das Gold des Meerleuchtens in blinde Endlichkeit gewandelt, ist das absolute Ich Fichtes. An der Unvergänglichkeit und dem Welschöpfungertum dieses absoluten Ich hat das endliche Ich teil, sobald es über die Gesetze der Erscheinungswelt sich erhebend in der sittlichen Tat seine Freiheit gewinnt.

Ich hebe, so rief Fichte angesichts des Rheinfalls von Schaffhausen aus, mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge und zu dem tobenden Wassersturz und zu den krachenden, in einem Feuermeer schwimmenden Wolken und sage: Ich bin ewig und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du Erde und du Himmel vermischt euch in wildem Tumulte, und ihr Elemente alle schäumt und tobt und zerreibet in wildem Kampfe das letzte Sonnenstäubchen des Körpers, den ich mein nenne - mein Wille allein mit seinem festen Plan soll kühn und kalt über Trümmern des Weltalls schweben. Denn ich habe meine Bestimmung troffen, und die ist dauernder als ihr. Sie ist ewig, und ich bin ewig wie sie.

In diesen Worten gipfelt das titanische Selbstbewußtsein der Hochzeit. Durch die freie sittliche Tat wird das Ich zutiefst eins mit dem Unendlichen. Nicht im Sinne einer Vernichtung des Ich, die der Preis wäre fuer ein Teilhaben am göttlichen Leben, wie die Mystik es lehrte. Nicht aber auch, wie das Christentum es wußte, dank göttlichen Handelns, das den Menschen zu sich emporzieht und nach Vergebung seiner Schuld ihn aufnimmt in die himmlische Gemeinschaft. Sondern allein kraft der ewigen Bestimmung, die das Ich sich selbst setzt und in Freiheit verwirklicht.

Kants Weltbild kennt drei Provinzen des Geistes: Denken, Handeln, Anschauen, die reine Vernunft, die praktische Vernunft, die Urteilskraft. Jeder der klassischen Idealisten bricht aus diesem Gesamtgefüge einen Pfeil heraus und baut auf ihm sein philosophisches Gebäude auf: Fichte das reine Handeln, Schelling und Schleiermacher die reine Anschauung, Hegel das reine Denken.

Hatte Fichte den Zugang des Ich zum Absoluten in der moralischen Tat gesehen, so ließ Schelling das Ich im Aufrausch der alle Gegensätze in sich schlingenden Glut des Gefühls des Absoluten unmittelbar sich inne werden. Indem das Gefühl all die in der Helle des Bewußtseins bestehenden Schranken ineinander verfließen läßt, wird es als der schöpferische Urgrund aus dem die im Bewußtsein erst sich teilenden Welten von Natur und Gedanke, von Idee und Wirklichkeit, von Sein und Sollen in ständig neuer Zeugung hervorgehen. Damit tritt an die Stelle des tätigen das fühlende Ich als schöpferischer Weltgrund.

Und während es Fichte nur um das im sittlichen Handeln seine Bestimmung ergreifende Ich gegangen war, wollte Schelling auch das Bereich der Natur in die philosophische Sinndeutung einbezogen wissen. Für Fichte hatte die Natur nur so weit Sinn, als sie die unentbehrliche Bedingung für das moralische Handeln war. Demgegenüber setzt sie Schelling, in seiner Naturanschauung ein Jünger Hamanns und Goethes, in ihre Eigenwürde wieder ein. Zwar ist sie auch ihm eine Schöpfung des geistigen Ich. Aber der Geist schuf sie nicht nur als Betätigungsfeld für ein moralisches Handeln, sondern um sich in ihrer Schönheit selber darzustellen. Wie Schelling seine Naturphilosophie, so baut Schleiermacher seine

Religionsphilosophie auf der Anschauung auf. Im Anschauen des All erlebt das Ich erschauernd und beseligt zugleich, daß es umfassen und getragen ist, von dem Unbedingten. Nicht mehr das göttliche Offenbarungswort, wie in der Orthodoxie, nicht mehr die Vernunft, wie in der Aufklärung, sondern das anschauende Erleben des Ich, von dem schon der Pietismus gewußt, wird so zum Grund der Glaubensgewißheit. Hegels Schritt über Fichte und Schelling hinaus bestand in der Erfassung der Wirklichkeit der Geschichte. Ihr war weder in Fichtes Moral-, noch in Schellings Naturphilosophie ein Platz eingeräumt. Zwar hatte Schelling die Geschichte als den Weg zu begreifen gesucht, auf dem der Geist nach hundert Umwegen schließlich zu sich selbst zurückkehrt. Aber zwischen dem natürlichen und geschichtlichen Leben streng zu scheiden, fehlte ihm die Möglichkeit. Denn letztlich fiel für ihn die geistige Welt, der auch die Geschichte zugehörte, mit der natürlichen Welt zusammen. Fichte hatte die Natur nur um des Ich willen gelten lassen, das im Kampf gegen sie und in der Arbeit an ihr sein sittliches Handeln bewährt. Schelling war in Gefahr, das kleine Ich in der Allmutter Natur untergehen zu lassen. Erst Hegel fand den Ausgleich zwischen Ueberschätzung und Unterschätzung des Ich, indem er das Ich als geschichtliches Wesen erkannte. Für Hegel ist das Ich weder der Moralheld, der sich in seiner Tugend über Gott und Welt erhaben dünkt, noch auch das Staubkorn, das zerrieben wird im Wirbeltanz des Lebens. Zwar ist es nur ein winzig kleines Glied in der Hekätomben von Völkern verschlingenden Geschichte. Doch eben gerade als Glied dieser Geschichte ist es turmhoch herausgehoben über das bloße Naturleben. Denn nicht wie die Natur ist die Geschichte ein sinnlos gleiches Auf und Ab, das sich in stetem Wechsel neu erzeugt. Sie führt vielmehr in ihrem Werdegang, fortschreitend von Vernichtung zu Geburt und von Geburt zu Tod und neuem Leben, den Geist zu immer höherer Klarheit, zu immer reicheren Gestaltungsformen.

Im Ich des Philosophen, das dies gewaltige Geschehen überschaut, kommt der das Werden einem letzten Ziel zutreibende Weltgeist zu höchster Klarheit über sich selbst. So ist auch bei Hegel Philosophie das, was Fichte in ihr sah: Selbstbewußtwerden des Geistes. Doch dieser Geist ist nicht mehr nur die in freier sittlicher Tat ihrer Würde sich bewußt werdende Persönlichkeit. Jetzt hat er die ganze Fülle von Natur und Geschichte in sich aufgenommen. Jetzt ist er Welt in umfassendstem Sinn. Und vor der erhabenen Unendlichkeit dieser Welt steht staunend und in Ehrfurcht klein der Mensch — denn über ihn braust hinweg die grenzenlose Wirklichkeit des nie rastenden Lebens — und stellt sich doch zugleich in stolzem Jubel den Göttern selber an die Seite. Indem er denkend die Unendlichkeit des Raumes und die grenzenlose Zeit geschichtlicher Geschehnisse durchschreitet, weiß er zutiefst sich selbst beteiligt am Tun des Geistes, der die Welt erzeugt, und nimmt er teil an seiner Schöpferfreude, die diesen Geist ob seines wohlgelungenen Werks erfüllt.

Weil Hegel die Geschichte in ihrem Eigensein verstand, darum macht er den Blick wieder frei für das, was die Aufklärung, der jeder geschichtliche Sinn abging, völlig verkannt hatte: für den Staat. Hatte das Naturrecht der Aufklärung den Staat nur als eine für die Wohlfahrt der Bürger geschaffene Einrichtung angesehen, so ist er für Hegel die lebendige Verkörperung der weltgeschichtlichen Bestimmung eines Zeitalters. Nicht ein aus der freien Vereinbarung von Einzel-Ichs hervorgehender Zweckverband, wie nach dem Gesellschaftsvertrag Rousseaus, sondern eine Eigenpersönlichkeit, die aus eigener Machtvollkommenheit ihre Herrschaft ausübt.

Der ichhafte Charakter des Staats in der Ichzeit tritt am sinnfälligsten in seinen auswärtigen Unternehmungen in Erscheinung. Die Frühzeit betrachtet den Krieg als fürstlichen Zweikampf um private Besitztitel. Kaum ist der letzte große Glaubenskampf vorüber, als ein Erbfolgekrieg den anderen ablöst. Der Staat wird weder durch natürliche Grenzen bestimmt, wie Gebirge, Flüsse oder Oedstreifen, noch durch Stammesgrenzen, Blutgrenzen, Sprachgrenzen, Wirtschaftsgrenzen, sondern durch den Zufall fürstlichen Erbanspruchs oder das raffende Schwert eines Mächtigen.

Im Laufe der Hochzeit tritt allmählich an Stelle des fürstlichen Ich das Ich des Staats. Die Kriege sind nicht Kriege der Völker, sondern der Nationalstaaten untereinander. Auch die preußische Volkserhebung der Befreiungskriege vollzieht sich vorwiegend auf dem Boden der staatlich, nicht völkisch aufgebauten Hohenzollernherrschaft. Wenn auch ein Arndt von einem ganzen Deutschland sang, ein Jahn deutsches

Turnen sich zum Ziel gesetzt, die deutsche Burschenschaft das Reich ersehnt, nicht nur Friedrich Wilhelm III, sondern auch Hardenberg und Blücher, Scharnhorst und Gneisenau ging es zunächst um den Staat Friedrichs des Großen. Und was an wirhaften Ansätzen erwuchs aus dem Sterben Andreas Hofers, Palms und Schills, aus dem Leidensweg der königlichen Dulderin Luise, auf das fiel früh der Reif des Metternichschen Kabinettsabsolutismus.

Aber auch Metternich vermochte nicht, den Gedanken Fichtes und die Tat Steins ungeschehen zu machen. Als Friedrich Wilhelm III im Jahre 1810 auf Anregung Wilhelm von Humboldts die Universität Berlin gründete, da schuf er damit neben Weimar und Wien das dritte Zentrum hochichhaften deutschen Geisteslebens. Während aber Humboldt trotz allen Bemühens nicht vermochte, den Bannkreis eines auf die Bildung des Ich zu höchster Menschlichkeit gerichteten Persönlichkeitsdenkens zu sprengen, fand Fichte den Weg vom absoluten Ich zur Nation. Sein Geist war es, der der jungen deutschen Burschenschaft die Sehnsucht nach einer der metaphysischen Würde der deutschen Volkheit gemäßen Gestalt, nach dem geeinten deutschen Reich unauslöschlich eingebrannt hatte.

Was auf der Ebene des Gedankens für die gebildete Welt Fichte, das bedeutet Stein in Staat und Gesellschaft für den Bürger- und Bauernstand. Dadurch, daß er den Bauern zum freien Herrn auf eigener Scholle machte und den Bürger zu tätiger Mitarbeit am Wohl des Gemeindeganzen heranzog, gab er beiden das Bewußtsein, vollwertige Glieder eines Vaterlandes zu sein, das für sie bisher nur Obrigkeit gewesen war.

So notwendig und sinnvoll die Tat Steins gewesen ist, das scharfe Auge des Junkers Marwitz durchschaute schon damals die Gefahren, die aus dem Ichkarakter der sie mitbedingenden Zeitgedanken erwachsen mußten. Nicht nur die Judenbefreiung trug den Keim der Zersetzung in das deutsche Geistes- und Wirtschaftsleben, die Gewerbefreiheit, so sehr sie der Wirtschaft Antrieb gab, führte schließlich zu dem spätkapitalistischen Kampf aller gegen alle, und die Bauernbefreiung überantwortete den Bauern aus der persönlichen Gebundenheit an seinen Grundherren an die Zinsknechtschaft namenlosen Kapitals. Fichte, Humboldt und Stein, jeder in seiner Art verkörpert in überlebensgroßem Ausmaß die Haltung der endenden Hochzeit. Der Freiherr vom Stein, mit genialem Blick die jeweilige politische Lage erfassend, beseelt von einem durch keine Rückschläge zu beugenden, zielbewußten Willen, Mann der Tat, ganz im Augenblick stehend und doch zutiefst im Ewigen verwurzelt, die Gewißheit seines Weges nicht aus dem Gedanken gewinnend, sondern aus dem Glauben an sein Berufensein, und in seiner Verbundenheit mit dem Volk schon hinausweisend über die Grenzen des Ich.

Als Gegenpol die ragende Gestalt Fichtes, ebenbürtig in ihrer Größe, gleich ihm geformt aus Granit, der, wie der Freiherr vom Stein in der Welt der Tat, in der Welt des Gedankens mit intuitiver Sicherheit und nie rastender, nie zu beugender Willenskraft Letztmögliches leistete, ein Gewaltiger im Reich der Idee wie nur irgendein Philosoph vor oder nach ihm, ganz Entscheidung, ganz Wagnis, ganz lebendiges Wollen. Traf der Politiker stets ins Schwarze, wenn es die staatsmännische Entscheidung der Gegenwart galt, so war das Wissen des Philosophen um einen letzten in keiner Gegenwart je verwirklichten Sinn des Seins von einer Klarheit und Zielsicherheit, die sich mit der des handelnden Staatsmanns wohl messen konnte.

Zwischen diesen beiden Gestalten, deren Umrisse sich mit männlicher Schärfe klar herausheben, von denen jeder auf seinem Gebiet die volle Erfüllung der ihm gegebenen Möglichkeiten darstellt, zwischen Stein und Fichte steht die immer noch große, aber in ihrer Zerrissenheit tragische Gestalt dessen, der, da er beides zugleich sein wollte, keins von beiden ganz war. Das Ideal des Vollmenschentums vor Augen, das tätiges und betrachtendes Leben in sich eint, durchglüht von dem Gedanken einer Humanität, die, weit entfernt, das Mensch-sein als solches schon als einen Vorzug anzusehen, die höchste Forderung an sich selbst stellte, um über die immer einseitige und deshalb zersplitterte Lebensform des entweder nur beschaulichen oder nur handelnden Menschen hinauszuwachsen zu einem Menschentum, das die Fülle der Möglichkeiten menschlichen Daseins umspannt und schöpferisch eine vollendete Harmonie in sich darstellt, Wilhelm von Humboldt gescheitert an dem Zwiespalt, der durch alle Jahrhunderte des Ich

hindurch aufklafft, an dem Widerspruch zwischen Geist und Macht, an der Unmöglichkeit, ein Leben der Tat zu verbinden mit einem vor den letzten Folgerungen nicht zurückschreckenden, bis zu den Urgründen vorstoßenden Denken, ist der tragische Ausdruck des Menschen der Ichzeit. Denn Voraussetzung einer Verbindung von handelndem und betrachtendem Leben: das Freisein vom Ich, das war der Ichzeit nicht gegeben.

Als das Revolutionsjahr 1848 der Hochichzeit ein Ende bereitete, da verkörpert sich die Fülle hochichfürstlicher Möglichkeiten noch einmal polar in den beiden Gestalten Ernst August von Hannover und Friedrich Wilhelm IV von Preußen.

Bis 1837 war Hannover, das alte Stammland der Welfen, mit der englischen Krone verbunden. Als die Königin Victoria den Thron von Großbritannien bestieg, fiel, da das salische Gesetz die weibliche Erbfolge in Niedersachsen nicht zuließ, die Krone von Hannover an den Oheim der englischen Königin, an den Herzog Ernst August von Cumberland.

Ein Reitergeneral mit scharfem Auge, dem sich nichts verbergen ließ, der die Dinge beim Namen nannte, wie er sie sah, Feind allen Günstlingswesens, sparsam und für sich selbst bescheiden, aber nie eine Ausgabe scheuend, wenn es um die Schlagfertigkeit seines Heeres ging und wenn er als König aufzutreten hatte, einer, der alles selbst tat, von ebenso großer Tatkraft wie Arbeitskraft, zu groß, um nachzutragen und dabei zutiefst überzeugt von seinem Gottesgnadentum, der wenige Monate nach seinem Regierungsantritt das Staatsgrundgesetz außer Kraft setzte, weil die Verfassung ihm keine Gewähr biete für das Glück seiner Untertanen, die zu fördern Gott ihm als seine Königspflicht auferlegt habe, und der, als sieben seiner Göttinger Professoren hiergegen Protest einlegten, sie kurzer Hand ihrer Ämter enthob, so steht Ernst August, der verrufene Feind des Liberalismus, unverstanden von seiner Zeit, geliebt von seinem Volk als letzte Säule des hochichfürstlichen Absolutismus.

Auf den ersten Blick in allem das Gegenteil, aufgeschlossen für alles Neue, geistsprühend, ein Meister des Worts, im Einzelgespräch und in festlicher Versammlung, und daher ein Ueberschaetzer des Worts und ein Verächter der Macht, auf deren brutalen Arm der Geist verzichten könne, mehr in Hellas zu Hause als in der nüchternen Welt des Exerzierplatzes, in schwärmerischer Begeisterung der glanzvollen Bild allkaiserlicher Herrlichkeit nachträumend, so hat Friedrich Wilhelm IV, der Schwestersohn der Gemahlin Ernst Augusté, trotz all seiner reichen Begabung auf keinem Gebiet eine die Zeit überdauernde Leistung hinterlassen. Verkörpert Ernst August als Spaetling noch einmal in voller Geschlossenheit den Fürstenabsolutismus einer vergangenen Zeit, so treffen in Friedrich Wilhelm IV das romantische Wunschträumen von gläubig gebundener Allhaftigkeit und das liberalistische Wirklichkeitsüberspringen selbstherrlich entbundener Tschhaftigkeit in unausgetragenen Konflikt aufeinander. So steht er, der Januskönig, der in tausend Farben schillert und doch nicht die Kraft hat, seines Wesens bunte Vielgestalt zum Ganzen bändigend zu ballen, an der Schwelle von der Hoch- zur Spätichzeit, Symbol gleicherweise für Fülle und Verfall.

Was bleiben wird, was auch die Wirzeit mit übernimmt, was unvergänglich uns die Hochichzeit ins Bewußtsein hob, ist die Erkenntnis, daß es jedem Ich bestimmt ist, sein Schicksal in Entscheidung zu erfüllen. Denn unser Leben ist wie ein Zweistromland. Wir werden geboren alle diesseit des ersten Stroms. Hier bringen wir die Tage unserer Kindheit hin in Triebhaftigkeit und Unmittelbarkeit, in Selbstverständlichkeit und Unbewußtheit. Wir lachen, wenn es uns freudig ist ums Herz. Wir weinen, wenn sich Widerstände einstellen. Ob uns die Fülle auf Seide gebettet, ob die Armut uns auf die Bretter der Dürftigkeit gelegt, wir nehmen als gegeben, was uns geworden.

Und nun lockt die Menschen alle, wenn die Kindheit vorbei, die Fata Morgana drüben am anderen Ufer. Und müssen, wenn sie reif werden, alle hindurch durch des ersten Stromes trübe Flut. Und werden alle unrein irgendwie. Hier zwischen den beiden Strömen lebt das Leben sich aus in seiner ganzen Fülle und Freude, Härte und Hemmungslosigkeit. Duftende ist es wie Frühlingsblumen, deren zarter Zauber die Sinne verwirrt. Durstend wie das Wüstentier, das seine Wasserstelle nicht findet. Dunkel wie die

geheimnisvolle Nacht, durch die die Bacchantinnen ihre Thyrsosstäbe schwingen oder die Priester des Attis in der Gier des Wahnsinns nach ihrem Gotte rasen.

Das Leben ist Kampf. Viele fallen in diesem Kampf. Fallen ist noch keine Schande. Schande aber ist Liegenbleiben, für den einzelnen wie für ein Volk. Alle werden schmutzig. Des Lebens ganzer Unflat spritzt auf zu ihnen und besudelt sie und geifert gegen sie an. Schmutzig werden ist noch keine Schande. Schande aber ist, sich selbst beschmutzen und sich nicht schämen dieses Schmutzes und verkommen in diesem Schmutz.

Das Leben im Zweistromland ist Kampf und ist Bewußtheit. Und nur der Starke, Mutige, Willenskräftige und nur der, dessen Ziele rein und dessen Glaube groß ist, gelangt bis an den zweiten Strom. Derer aber, die über diesen Strom kommen, sind wenige. Das sind die, die sich selbst überwunden haben, die Herr geworden sind über die Welt, die sie umgibt, und zugleich über die Welt, die in ihnen brennt. Hier, jenseit des zweiten Stromes ist wie diesseit des ersten Selbstverständlichkeit und Unmittelbarkeit. Die Triebhaftigkeit ist überwunden. Hier ist die Unbewußtheit zu Hause, die die Bewußtheit hinter sich gelassen, weil sie ihrer nicht mehr bedarf, weil sie nach des Lebens Kampf und nach dem Siege in diesem Kampf nicht anders kann als Herr sein, als rein bleiben, als das Rechte tun.

Das Leben des Menschen ist wie ein Zweistromland. Ein jedes Ich muß den Weg sich bahnen durch den Kampf des Lebens und muß versuchen, auch durch des zweiten Stromes Flut hinüber zu gelangen an das neue, letzte Ufer. Denn erst, wer das vollbrachte, wird zum Segen auch für das eigene Volk.

Spätichzeit

Mit dem Auge eines Gottes hatte der Philosoph des deutschen Idealismus auf die Welt hinabgeblickt. Froh war er sich als schöpferischer Geistbewußt, die weite Fülle allen Seins, die sich vor seinem Blicke breitete, aus eigenen dunklen Tiefen seines Selbst ins Leben gerufen zu haben. Und wenn er Raum und Zeiten überschaute, dann schwellte ihm die Brust das stolze Wissen: Sein Werk war gut und das Geschöpf war wert des Schöpfers. In unerhörtem Aufschwung erlebte so das kleine Menschenich, daß alle Mauern sanken, daß alle Grenzen fielen, die ihm die Vergänglichkeit seines Seins hatten vorspiegeln wollen, und in titanenhaftem Höhendrang schwang es sich aufwärts zur Unendlichkeit, die seine Heimat war, erstürmte es aufjauchzend den Olymp und nahm Besitz von einem Thron, der einst der Gottheit vorbehalten war. Nie je solange Menschen waren, hatte das einst vergänglich eng begrenzte Ich so unerreichbar stolze Höhen genommen, war sich so trotzig seiner göttlichen Geburt bewußt geworden und hatte, Blut von des Prometheus Blut, weit über alle Welten sich erhoben.

Gewaltig stand das Lebenswerk Hegels in festgefügtter Geschlossenheit. Bis in die höchsten Spitzen hinein war Stein zu Stein gefügt mit kristallener Denkkraft, hatte der seines Schöpfertums bewußte absolute Geist in dem wundervollen Bau der Hegelschen Philosophie sich selbst abschließend offenbart und das Ziel der gesamten Geschichte erfüllt. Die letzte Höhe allen Werdens im Himmel und auf Erden war erklommen.

Da war es, als ob jäh ein Wahn verfliegt, als ob ein stolzes Träumen ausgeträumt. Und wie ein Zauberbild schien dieser Riesenbau des Idealismus in ein Nichts zerstoßen. Es kamen Menschen einer neuen Zeit, die so gewaltigen Fug des Geistes nicht verstanden. Sie nahmen Fichtes großes Weltgebilde, sie nahmen Hegels unerhörtes Werk als leeres Lufgespinnst und lächelten ob solchen Wahngeräunes. Geschäftig und behutsam doch zugleich gingen sie an die handfeste Wirklichkeit und machten sich über die Fülle des unendlichen Stoffes her, den Natur und Geschichte vor ihnen ausgebreitet.

Das Ich hatte seine gewaltigste Höhe erklommen. Hochichzeit hatte sich vollendet und erfüllt. Als die Hand des Ich nach dem Höchsten griff, da erfolgte der Sturz in die Tiefe. Da mußte das Ich erfahren, daß seine Kraft versagte, daß es etwas gab über die Kraft des Ich hinaus. Spätichzeit begann, eine Zeit, in der es zwar dem Ich auf mannigfachen Wegen noch sich zu behaupten, sich zu fühlen, ja sich zu steigern

gelang, in der aber aller Krampf nicht darüber hinwegtäuschen konnte, daß das Ich letztlich doch unfruchtbar bleibt in seiner Vereinzelung.

Der Idealismus hatte nach dem Worte Kants, daß die Anschauung ohne Denken blind, das Denken ohne Anschauung leer sei, Anschauung und Denken, Stoff und Begriffe unloslich miteinander verkettet. Geist war für ihn nicht Begriffe schmiedender Verstand, sondern vernehmende Vernunft, war anschauendes Denken und denkende Anschauung der Sinnfülle der Wirklichkeit. Aber weil in diesem Geist das Ich sich zutiefst selbst wiederfand und weil die Schultern des Ich zu schwach sind, die Unermeßlichkeit des Seins zu tragen, mußte zerbrechen, was im Geist gebündelt beieinander gewohnt, spaltete sich Stoff von Begriff. Die Welt der Tatsachen und die Welt des Denkens setzte sich in ihrem Sondersein absolut, und es hob in Positivismus und Liberalismus der Hexensabbat der Spätzeit an.

Der Positivismus verneinte nicht nur die Möglichkeit, den Stoff in seinem Sinngefüge erfassen zu können, er glaubte überhaupt nicht an einen Sinngrund der Welt. Er ließ keine Wirklichkeit außer den sinnlich wahrnehmbaren und wissenschaftlich feststellbaren Tatsachen gelten. Der Liberalismus forderte für das Ich, weil es vernünftig sei, Freiheit von allen Bindungen in Glaube und Staat, Wirtschaft und Wissenschaft.

Vier Männer geben der Spätzeit das Gesicht: Bismarck, Nietzsche, Marx, Kaiser Wilhelm II. Bismarck und Kaiser Wilhelm II gestalten als Träger der Macht das politische Schicksal und wirken zugleich bestimmend ein auf die geistige Welt. Bismarck und Nietzsche stehen einander gegenüber als der Baumeister des neu geeinten Reich und der Prophet, der hinter dem Glanz der Fassade schon die Bruchigkeit des Gebaues apokalyptisch schaut. In Marx und Nietzsche verkörpern sich das Massenich und das Herrenich als letzte Entscheidung der Zeit.

Auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und Sedan fand die deutsche Frage ihre erste vorläufige Lösung in kleindeutschem Sinn. Den Weg zu diesem Ziel hatte sich Bismarck durch eine Welt von Feinden bahnen müssen. Gegen den preußischen Junker stand das gesamte Ausland, das eher als das eigene Volk das dämonische Wollen des Staatsmanns witterte, stand die öffentliche Meinung in Presse und Parlament, deren Fortschrittsdünkel sich der Gewaltlösung durch Blut und Eisen widersetzte, stand oft genug der König selbst, der nur widerstrebend und nach schweren inneren Kämpfen sich immer wieder überwand zu selbstlosem Vertrauen in die Überlegenheit des Größeren.

Es ist deutsche Art, aus dem Gegensatz zu leben. Niemand versinnbildlicht das sinnfälliger als Bismarck. Seine unerhörte Lebendigkeit ist geboren aus der Hochspannung, die der Reichtum und die Tiefe der in ihm wirkenden Gegensätze ständig neu erzeugt. Schon von dem schollverwachsenen Vater aus uradligem Geschlecht und der städtischen Mutter aus bürgerlicher Gelehrtenfamilie her trug er die Spannung im Blut, die zunächst in toller Ungezügelterheit sich entladend zu schöpferischer Leistung gebändigt wurde als Gattin, Glaube und Staat seinem Leben den Sinn und das Ziel gaben. Und selten hat ein Sterblicher eine so weite Bahn durchgemessen von dem altpreussisch standesengen Händelsucher zu der mythischen Gestalt des Weltschluchters.

Seine staatsmännische Laufbahn als streng konservativer Parteimann beginnend, der nichts kennt als den leidenschaftlichen Kampf gegen den Geist von 1848, gewinnt er als Bundestagsgesandter in Frankfurt den Blick für die machtpolitischen Hintergründe der deutschen Frage, begreift er an den Höfen von Paris und Petersburg deren Verflochtenheit in die europäische Gesamtpolitik, um als preussischer Ministerpräsident in dem atemberaubenden Wirbel eines Schicksalsjahrzehnts das Reich zu bauen, getragen von der Treue seines Königs und unterstützt von der genialen Feldherrnkunst Hellmuths von Moltke, sie beide, der Feldherr und der Staatsmann in Weisheit und Kraft den deutschen Menschen in Vollendung verkörpernd.

Als mit dem Tode Kaiser Wilhelms I das Zeitalter seines Enkels anbrach, da mußte notwendig der Mann den Platz räumen, dessen titanischer Wille die vier ersten Jahrzehnte der Spätzeit unter seine Füße gezwungen. Die Tragik des Bruchs zwischen den beiden eigenwilligen Herrenmenschen, der jungen Kaiser Wilhelm II und dem grossen Wächter des Reichs, war letztlich eine Tragik des Urwiderstreits der

Generationen. Bismarck glaubte die Arbeiterfrage aus der patriarchalischen Verantwortung des christlichen Herrn gegen den Arbeiter lösen zu können. Deshalb setzte er sich aus innerster Ueberzeugung leidenschaftlich für die Kaiserliche Botschaft von 1881 ein, die dem alten und siechen Arbeiter einen sorgenfreien Lebensabend sichern sollte. Aber Bismarcks Hoffnung, die Arbeiter dadurch für die bestehende Staats- und Wirtschaftsordnung gewonnen zu haben, scheiterte. Der gesunde junge Arbeiter konnte und wollte nicht vorlieb nehmen mit einem Geschenk, wenn seine unsichere Stellung dieselbe blieb, wenn er entwurzelt wie bisher für geringen Lohn arbeitete, ohne inneren Zusammenhang mit dem Werk, in das er Tag um Tag wanderte, ein Ausgestoßener, dem der Staat nichts war als ein gelegentlicher Almosengeber.

Es war die ungeheure doppelte Tragik im Leben Kaiser Wilhelms II, daß er, der ein warmes Herz für die Arbeiter hatte und ihre Not fühlte, einmal den Einiger Deutschlands entlassen mußte und zum anderen die Männer nicht fand, die die Arbeiterfrage hätten lösen können. Als er den gewaltigen Staatomann entließ, der bereits zum Mythos geworden war und an dem das Volk in jubelnder Verehrung hing, da entfremdete er sich durch diesen Schritt weite Teile des Bürgertums. Und doch war der schwere Schritt notwendig, wenn die soziale Frage gelöst werden sollte. Die Entfrembung war zu verschmerzen und mußte bemusst in Kauf genommen werden, wenn der Kaiser dafür die breiten Massen des handarbeitenden Volks gewann, diesen eine gesunde Zukunft sicherte und sie als vollwertige Volksgenossen der Staat einverleibte. Dazu aber waren Männer nötig, die die Lage klar erkannten, die willens waren, sie von Grund aus zu ändern, deren Denken also bereits über die Ichzeit hinausging. Diese Männer hat der Kaiser trotz redlichen Bemühens nicht gefunden. Diese Männer waren nicht da. Denn die Zeit für sie war noch nicht reif. Der Mangel an Persönlichkeiten ist ebenso wie die Ueberfülle halber Maßnahmen das Schicksal einer sterbenden Spätzeit.

Im letzten Akt des Dramas der Ichzeit türmen sich in atemberaubendem Ausbruch die entfesselten Kräfte des Stoffs und Zwecks zu glanzvollem Gipfel und fallen zugleich in jähem Sturz die zeugende Mächte von Glaube und Gesetzentwurf ins Nichts.

Am Anfang und nach weit hinein bis in der Hohen Ichzeit stolze Größe umschloss der Geist die volle Fülle des aus schöpferischen Urgrund brechenden und im Geheimnis ehrfurchtsbaren bluthaft bunten Lebens. Da wußten sich Bewußtheit noch und Wachheit als Diener und Gesellen einer Welt, die tief im Unbewußten schlummerte. Kaum aber war, als die Romantik starb, der Hohen Ichzeit Schwelle überschritten, da brach Gefühl und Denken auseinander. Da dient der Geist nicht mehr der Glut des Lebens. Es ist die Nützlichkeit, die ihn bestimmt. Es ist ein einsehbar handgreiflich Ziel, in dessen Dienst man jetzt ihn zwingt. Der Geist wird Werkzeug ganz bestimmter Zwecke der Macht, der Wohlfahrt oder des Erfolgs. Was als Geheimnis ahnungsvoll empfunden, was sich der Tiefe schöpferischer Kräfte nah weiß, was nicht begrifflich zu erfassen, unmittelbar zu erleben ist, das wird jetzt nicht nur abgelehnt, es wird gelehnt, wird als überlebt verlacht und mit des Hohes Lauge übergossen. Es kann der Drang sich nicht dem Zweck, der Zweck sich nicht dem Drang verständlich machen. Kein Funke mehr springt jetzt von Pol zu Pol.

Die Rangordnung der Werte, die von Luther über Kant bis Bismarck, in Gewissen und Pflicht, in Herzens- und Glaubensgröße ihren Maßstab, gehabt, wurde binnen weniger Jahrzehnte zersetzt von dem rein zweckhaften Denken einer auf nichts als Macht und Geld eingestellten Lebensauffassung. Damit aber war durch den Zweck der Lebenssinn dieser Zeit überhaupt zersetzt. Als die äußere Zwecksetzung nicht mehr genügte, um das hohe Maß von Energie auszulösen, die zu ihrer Aufrechterhaltung nötig war, da mußte sich von selbst der Bankrott des ganzen, nur noch von den Tageswerten lebenden und von materiellen Zwecken bestimmten Daseins einstellen.

Denn stärker als der Zweck war doch der Geist und ließ sich die Beschneidung nicht gefallen. Er paßte nicht in das Prokrustesbett profaner Zwecke bürgerlichen Alltags. Denn Geist ist Frage um jeden Preis. Selbstherrlich ist er, ein keinem Zweck sich verschreibendes Prüfen, ein Suchen, ein Tasten, ein stets Andie-Wurzel-der-Dinge-sich-drängen. Als die Spätzeit ihn knebeln wollte, Zweckdiener zu sein, der

Technik zu neuen Erfindungen, dem politischen Leben zu neuen Parolen, der Wirtschaft zu neuem Gewinn zu verhelfen, da brach er heraus aus den nützlichen Zäunen friedliebender Bürgerlichkeit, da weigerte er, Wohlfahrt zu fördern, Geschäfte zu machen, da begehrte er auf gegen bürgerlich bergende, besessenheitslose Behaglichkeit. Damit aber nahm er der Zweckwelt, die ihrem Ursprung entfremdet war, die des berechnenden kalten Verstandes nüchterne Sachlichkeit aufgebaut, jetzt den Boden unter den Füßen. Nun brach in ihm das zerstörende Feuer, lange behutsam niedergehalten, rebellisch hervor, und hinter den ganzen Zweckbetrieb des seines Sinns entleerten Seins setzte er drohend das Fragezeichen.

Wie der Stein von unbekannter Kraft getrieben wird aus dem Schoß des brennenden Kraters in die Unendlichkeit der Himmel und feurig wird bei seinem Fluge durch die Luft, ähnlich so glich die Ichzeit bis zum deutschen Idealismus dem langsamen Werdegang einer allmählichen Vergeistigung der ursprünglichen Triebnatur des Menschen. Das aber hieß nichts anderes als daß der Preis, der für die Erreichung höchstmöglicher Geistigkeit von der Ichzeit gezahlt wurde, so hoch war, daß sie schließlich daran, zugrunde ging. Denn letztlich ist es ein selbstmörderisches Wüten des Menschen gegen sich selbst, wenn er das geistige Ich gegenüber den geheimnisvollen Mächten der Triebhaftigkeit restlos zur Entfaltung zu bringen trachtet. Das Endergebnis solchen die letzte Höhe des Zeitgedankens ermöglichenden Verdrängungsvorgangs ist immer in irgendeinem Sinn Erstarrung, ist Absterben der lebendigen Unmittelbarkeit, ist Verlust der Instinktsicherheit, ist damit schließlich Versanden der auch das geistige Leben speisenden Quelle des ursprünglichen triebhaften Lebens. Die aus dem Vesuv geschlenderte glühende Masse faellt zuletzt als erkaltete Lava zu Boden, jagt noch eine Zeitlang talwärts und erstarrt endlich zu hartem Gestein.

Solch eine Zeit innerer Erstarrung war bei allem äusseren Glanz die Spaetichzeit. Geistiges und triebhaftes Leben treten in ihr so weit auseinander, daß der Mensch entweder überhaupt nicht mehr über letzte Sinngebung nachdenkt und jeden Glauben an den Geist aufgab oder ein utopisches Bild des Lebens konstruiert und die Welt von Grund aus zu ändern sucht ohne Rücksicht darauf, ob seine nur rein vernünftig gewonnenen Normbegriffe sich verwirklichen lassen.

Jede Kultur ist ein Kind der Elementarhaftigkeit. Nur was elementar aus Urtiefen bricht, kann Dichtung, Bankunft und Musik gestalten. Nur das allein ist schöpferisch. Der Zweck bringt es bestenfalls zu einer kahlen Sachlichkeit. Geht die Elementarhaftigkeit verloren, also die Schöpferkraft, dann stirbt die Kultur.

Diese Elementarhaftigkeit ging dem Ich verloren. So wandelte sich seine Kultur in Zivilisation. Zivilisation heisst auf deutsch Verbürgerlichung. Verbürgerlichung ist die Geisterhaltung des Kompromiss. Kompromiss ist der mißlungene Versuch, eine Synthese herzustellen. Kompromiss ist also immer eine unechte Synthese.

So gab er für den spaeten Ichmenschen keine Möglichkeit mehr, in irgendeinem Gebiet menschlichen Lebens das Absolute verkörpert zu sehen. Nicht mehr wie ehemals dem Vollmenschen der Hochzeit oder der Hochzeit war es ihm gegeben, in einem einzelnen Relativen mit letzter Hingabe und rückhaltlosem Ernst, aufgerufen und angesprochen von einem unbedingten Imperativ zu leben und zu handeln. Wenn ein Politiker in der Ichzeit religiöse Anwendungen bekommt oder ein Mann der Wirtschaft sich aus dem Alltag in philosophische Bezirke rettet, das Ergebnis ist doch nur ein peinlicher Zwitter. Die schöpferische Kraft ist dem zum Ganzen strebenden Ichmenschen immer gelähmt durch zwei gegenseitig sich aufhebende und in ihrer grundsätzlichen Geschiedenheit mit noch so gutem Willen nicht in Einklang zu bringende Sphären. So wird dem bürgerlichen Ichmenschen das Absolute nirgends mehr unbedingt verpflichtend sichtbar. Er bringt es stets nur zu einer lauwarmen Erbauung, die nie das Behagen und die Mittagsruhe ernstlich in Frage stellt.

Der bürgerliche Mensch, bei dem das Gefühl für die Unbedingtheit nur alltagsverflacht und gebrochen vorhanden ist, sucht dies dadurch hinüberzuretten in die Wirklichkeit, daß er sie mit Empfindsamkeit durchtränkt. Auf diese Weise glaubt er dem Absoluten einen bescheidenen Tribut zu entrichten und hält sich doch zugleich dieses Absolute so weit vom Leibe, daß es ihn in Wahrheit nichts angeht.

So war der Glaube der Spätichzeit nur noch ein unverbindliches Fürwahrhalten. Immer mehr Boden verlor die evangelische Kirche im Volk, weil immer weniger Menschen das, was sie zu sagen hatte, als verbindliche anerkennen konnten. Denn in der Unfruchtbarkeit kirchenpolitischer und dogmatischer Streitigkeiten zwischen der liberalen und der wortgläubigen Richtung hatte sie sich immer mehr von ihrer eigentlichen Aufgabe entfernt: aus lebendigem Glauben heraus zu bekennen. Liberalismus und positive Theologie, beide gleich unberührt von der Unbedingtheit echten Glaubens, bestärkten das bürgerliche Ich in seiner Satttheit, es könne auch angesichts des Ewigen getrost und bürgerlich sicher mit sich selbst zufrieden sein.

Wie der Glaube, verlor auch die Kunst an innerer Mächtigkeit, weil sie nicht mehr aus gläubiger Ehrfurcht und aus einem letzten Sinngrund lebte. Und zugleich steigerte sich in ihr das Ich in immer selbstherrlichere Überheblichkeit. Hatte die Romantik eines Kaspar David Friedrich noch aus dem Verwobensein in die Geheimnismächte des Unbedingten geschaffen, so betet das Ich, nachdem es im Biedermeier in das enge Behagen der vom Pulsschlag des Lebens unberührten Hausbackenheit sich geflüchtet, im Naturalismus den Stoff in seiner entgoeterten Diesseitigkeit an. Aber selbst dieser letzte Glaube an den Stoff zerbrich im Impressionismus, der irre geworden am der Wirklichkeit nur noch den flüchtigen Eindruck des Augenblicks festhaelt. Indem das Ich so seine eigenen unverbindlichen Eindrücke absolut jeßt, loest es sich auf im Wirbeltanz der einander jagenden Augenblicksbilder. Im Expressionismus erlebt das Ich seine höchste Steigerung. Hier gibt es nichts mehr, das das Ich nicht selbst ist. Kein Außen legt ihm seine Fesseln auf. Denn auch das Außen ist nur seines eigenen Innern Ausdruck, Schöpfung und Gestalt. Die Kühnheit der Zeichensprache macht diese Werke im Grunde nur für den Künstler selbst verständlich.

Eine Baukunst mit eigenen Gedanken hat es in der Spätichzeit nicht gegeben. Der Pinsel herrschte. Der Meißel war zu schwer. Das war das Unglück aller jener Künstler der Zeitwende, daß sie am Sterbebette einer alten Zeit aus sich heraus nichts Neues zu gestalten vermochten. Und versuchten sie's, dann wühlten sie sich allzu tief hinein in Schmerz, in Mitleid und Verzweiflung, als daß ihnen eine große neue deutsche Kunst gelingen konnte.

Hatte noch Heibel, dessen Dramen alle das Problem der Zeitwende umkreisen, die tragische Notwendigkeit bejaht, daß im Kampfe zweier Zeitalter das Einzelich immer zerrieben wird, sei es, weil es sich dem Neuen entgegenstemmt, sei es, weil es als Träger einer neuen Wertwelt den Mächten der zu Ende gehenden Zeit zum Opfer fällt, so erhebt sich in Hauptmann der Protest des Ich gegen sein Zerbrochen-werden in jeder Form. In seinen Empörerdramen wird der Untergang nicht mehr als tragisch und darum sinnvoll bejaht, sondern in seinem nackten Grauen abgebildet. Auf Gustav Freytags den deutschen Bürger in seiner behaglichen Selbstzufriedenheit bestärkende Geschichtsbilder am Anfang der Spätichzeit folgt am Ende dieser Jahrzehnte Thomas Manns kühle Bestandaufnahme der bürgerlichen Selbstzersetzung. Und die Töne, die aufklingen im Herrenich Platens, im Triebich Heines, im Massenich Büchners, vergangen purpurn im Gesang Georges, verkeuchen in der Tierwelt Wedekinds, verkreischen in dem Hass der Masse Tollers.

Als an der Wende zur Spätichzeit Richard Wagner aus dem Wissen um die Untergangsgeweihtheit der bürgerlichen Ichwelt den Ruf erhob nach einer Neugeburt des Geistes aus der Wort, Ton und Bild umgreifenden Ganzheit eines Gesamtkunstwerkes. da musste dies Versuchen scheitern, weil eine neue Ewe immer nur sich erst aus dem Mutterschoss des Seines zum Lichte hebt, wenn sich die alte Zeit vollendet und erfüllt hat. Auch der Größte kann durch bewußtes Wollen eine Stunde, die noch nicht reif ist, nicht ins Dasein zwingen. So blieb, auch wo Gewaltiges gelang, das Werk doch nur ein Ausdruck ichhaft titanischen Wollens.

Lebt in der glitzernden Klangfülle und der gepflegten Meisterschaft des Tonschaffens von Richard Strauß die lebenswürdige Unverbindlichkeit des österreichischen Spätichmenschen, so müht sich zu gleicher Zeit die deutsche Unerbittlichkeit Regers in faustischem Schaffensdrang, den Ring zerquälter Ichheit zu durchbrechen. Die ausgehende Spätichzeit brachte den völligen Verzicht auf seelischen Gehalt. Sowohl

die atonale wie die Jazzmusik ist nicht mehr Ausdruck innerer Ergriffenheit, sondern wird hergestellt, die eine nach der Regel konstruierender Musikvernunft, die andere nach der einer triebverkitschenden Rytmik.

Nichts ist sinnbildlicher für die Geisteshaltung der Ichzeit als das *Eritissicut deus* der Schlange im Paradiese. Sein-können wie Gott, der Allzeit teuflische Versuchung, war der Ichzeit tiefste Sehnsucht und letztes Ziel. Was in der Hochichzeit Dichter und Philosophen von der Göttlichkeit des Ich zu sagen gewußt, das bestätigte die alle bisherigen Grenzen von Zeit und Raum überfliegende Technik der Spätichzeit. Was durch Jahrtausende des Zauberspruchs gewartet, das sie ins Leben rief: Dampf, Gas, Elektrizität, zwingt jetzt das Ich in seinen Dienst.

In unerhörtem Rausch erlebt das Ich, wie Tor auf Tor dem Zauberspruch sich öffnet und wie in märchenhafter Fülle sich Wunder über Wunder vor seinem trunknen Blicke breiten. Wo eben noch die Postkutsche behaglich durch die Felder trabte, jagt jetzt der Dampf die stählernen Rosse in rasender Fahrt durch das fiebernde Land. Und wo das Segelschiff geruhsam vom Winde getrieben seine stille Bahn zog, da peitschen die Schrauben die schwimmenden Städte von Erdteil zu Erdteil. Uralter Menschheitsraum geht in Erfüllung, als Graf Zeppelin die Luft bezwingt. Und durch die nie betretene Meerestiefe sucht jetzt das Unterseeboot seinen Weg. Der Funke, zunächst noch an den Draht gebunden, überspringt alle Raumgrenzen. In immer drängenderem Vorwärtstürmen rafft Kraft auf Kraft das Ich in seine Herrschaft. Die Völker der Erde treten zum Wettkampf an. Die Maschinen stampfen immer unbarmherziger und gellen immer schriller ihr Lied in die Gehetztheit der Massen.

Für den Ichstaat, sei es als Eigentum des Fürsten im Hochabsolutismus Ludwigs XIV, sei es als Obrigkeit im aufgeklärten Absolutismus Friedrich des Großen, war die gegebene Wirtschaftsform der Merkantilismus gewesen, der durch möglichste Steigerung der Ausfuhr verarbeitender Erzeugnisse bei möglichst geringer Einfuhr nichts will als den wirtschaftlichen Wohlstand des Landes heben. Als das Ich sich seiner eigenen Schöpferkraft bewusst geworden und im philosophischen und politischen Denken das Recht zum freien und selbständigen Handeln, zum Verwirklichen selbstgesetzter Zwecke sich zugesprochen hatte, da ließ es sich auch in der Wertschaft nicht länger mehr durch die Bevormundung des Staats an der ungehemmten Entfaltung der eigenen Möglichkeiten hinder. Zur gleichen Zeit, als der Liberalismus eine neue Wirtschaftsgesinnung ins Leben gerufen, brachte die Eisenbahn nach Niederlegung der jeden Verkehr lähmenden Zollschränken eine unerhörte Steigerung des Umsatzes, eröffnete der Krimkrieg durch den Ausfall der höchstentwickelten Getreideerzeugung in Südrußland der Landwirtschaft und die gesteigerte Nachfrage des Auslands der deutschen Industrie neue Absatzmärkte und stachelte den Unternehmertegeist zu immer wagemutigerem Handeln an.

Je mehr Deutschland in die Weltwirtschaft verflochten wurde, desto unausweichlicher ergab sich auch für das politische Leben der Schritt von der Kontinental- zur Weltpolitik. Nachdem ihn Bismarck im letzten Jahrzehnt seiner Kanzlerschaft durch den Erwerb der Kolonien getan, setzte Kaiser Wilhelm II die einmal eingeschlagene Richtung im Sinne der imperialistischen Welthaltung fort. Bismarck hatte einmal gesagt: „Bis 1866 trieben wir preußisch-deutsche, bis 1870 deutsch-europäische, seitdem Weltpolitik. Der Krieg der Zukunft ist der wirtschaftliche Krieg, der Krieg ums Dasein im Großen.“

Von der preussisch-deutschen zur deutsch-europäischen Politik war kein allzu großer Sprung. Beides war kontinentale, also eine dem deutschen Menschen seit zwei Jahrtausenden gewohnte Politik. Der Sprung kam erst, als die Weltpolitik auf das fremde Element, das Meer, hinausgriff. Denn dies veränderte plötzlich und vergrößerte alle bisherigen politischen Massstäbe. Das Meer gab dem in kontinentalem Denken Gekrüppelten einen Punkt außerhalb dieses Kontinents und schuf dem deutschen Politiker Ausblicke, wie sie dem kolonial geschulten Ange des Engländer oder Spaniers, des Franzosen und Holländers seit Jahrhunderten gewohnt waren. Jetzt galt es, das Auge, das bisher über die nachbarlichen Berge nicht hatte hinwegblicken können, hierauf neu einzustellen.

Das Deutsche Reich liegt mitten im Herzen Europas, nirgends an die großen Weltmeere grenzend wie England, Frankreich, Spanien und die Völker der Neuen Welt. Lange war es her, daß die Wikinger die

Meerebefahren, daß die Hansa ihre Flaggen wehen ließ über den Ozeanen. Seitdem war England die Herrscherin der See geworden und hatte unbedenklich mitten im Frieden 1664 das holländische Neu-Amsterdam zur Uebergabe gezwungen und auf den Türmen der in Neu-York umgetauften Stadt die englischen Farben gesetzt, hatte unbedenklich im Frieden 1801 die dänische Flotte vor Kopenhagen geraubt, als sie der englischen Seeherrschaft gefährlich zu werden schien. Die Landungsmanöver englischer Geschwader 1905 an der jütischen Küste enthüllten die Absichten der englischen Admiralität in einem möglichen Kriege gegen Deutschland. Nur eine starke deutsche Hochseeflotte konnte die Absicht eines solchen Planes verhindern.

Aus dieser Erkenntnis schuf Kaiser Wilhelm II, genial beraten von dem Großadmiral von Tirpitz, die deutsche Hochseeflotte. Die Grundlage für das Flottengesetz war der Risikogedanke gewesen. Die Flotte sollte so stark sein, daß das Risiko für den Gegner, sie anzugreifen, zu gewagt wäre. Weltgeltung war nur durch Seegeltung zu behaupten.

Die Frage, ob Deutschland die mit Sicherheit auf diesem Wege ihm erwachsende Feindschaft Englands hätte vermeiden können und sich zunächst mit dem russischen und französischen Nachbar hätte auseinandersetzen sollen, ist falsch gestellt. Nicht nur weil England auch auf dem Kontinent die Störung des europäischen Gleichgewichts niemals geduldet hätte, sondern letztlich, weil Spätichzeit war und weil der deutsche Mensch der Spätichzeit gar nicht anders konnte als faustisch sich in seine letzten Möglichkeiten zusteigern, war die Entscheidung des jungen Kaisers notwendig und sinnvoll.

Nach einer alten Volkssage wird der Satan am 1. August aus dem Himmel geworfen. In dieser Sage schlingen sich der Mythos vom Luzifersturz, das Jesuswort Lukas 10. 18 „Ich sah den Satan vom Himmel fallen als einen Blitz“ und die apokalyptische Vision vom Binden des Satans in der Offenbarung 20.1—3 ineinander. Luzifer, der Fürst des Lichts, der, als er sich Gott gleich dünkt, ausgestoßen wird aus der himmlischen Welt, um sich auszurasen auf der Erde, wird, nachdem er sein Zerstörungswerk vollbracht, für tausend Jahre gebunden in den Abgrund gestürzt. So stürzt im Weltkrieg Satan auf die Erde, auf daß das Ich im Wahn sich selbst zerstöre, um, als er sein Vernichtungswerk vollbracht, dem Morgen eines neuen Tag zu weichen.

Entstanden aus wirtschaftlichen Spannungen, ist der Weltkrieg das anonyme Gericht über die Spätichzeit. In der Feuerprobe des Daseinskampfes wurde, was Glanz und Flitter übergoldet hatten, in seiner Nacktheit offenbar, das Starke, Echte und Gesunde gleichwie das Morsche, Kranke und Gemeine. In Führergestalten wie Hindenburg, Ludendorff, Mackensen, Lettow-Vorbeck, Richthofen, Scheer und Spee und an den Tagen von Tannenberg, Langemark und Skagerrak, in der Hölle von Verdun, in Stahlgewittern, die nicht enden wollten, im ewig gleichen Grau der Unterstände wuchsen Herrenich und Massenich zu übermenschlicher Größe.

Hatte der Humanismus geglaubt, der Mensch ist gut, der Pazifismus, durch Vernunft Frieden, der Liberalismus, durch freien Wettbewerb Wohlstand, der Materialismus durch Technik Massenglück schaffen zu können, jetzt zerbrachen alle diese Gedanken, die die Ichzeit getragen, an der nackten Wirklichkeit. Jetzt zeigte sich, daß das Ich nicht Herr ist über den Menschen, nicht Herr über Krieg und Frieden und nicht über die Dämonie einer entfesselten Wirtschaft. Die Mächte, von denen es wähnte, sie wären willenlos zu seinen Diensten, erhoben über Nacht sich wider ihren Herrn. Das Werkzeug wurde autonom. Der Mensch muß dem Gesetz gehorchen, das die Maschine, eben noch Geschöpf, ihm aufzwingt. Wie die Lawine, die ein leichter Wind vom Berge löst, in immer rasenderem Lauf und ständig wachsend sich zu Tale wälzt und niemand kann sie hemmen oder lenken, so rasten die entbundenen Elemente und spotteten der Ohnmacht dessen, der sie gerufen.

Zwei Männer standen, als die Ichzeit starb, in schärfstem Gegensatz sich gegenüber. Propheten beide, die in heißem Zorn zu Aufruhr und zu Umsturz riefen. Der eine, dessen Lebenswerk dem Ich der Masse galt, der andere, dem wertvoll nur das Ich des großen Einzelnen erschien. Spätichzeit türmte ihre letzten Gipfel: Das Massenich, gewaltig durch die Zahl, das Herrenich durch seine Kraft gewaltig. Und doch weil beide Männer, Marx und Nietzsche, das Ich anbeten, weil sie dieses Ich auf unübersteigbar, letzte Höhe

treiben, so kämpfen beide letztlich mit den Waffen, die sie des Gegners Arsenal entnehmen. Denn beide sind gebunden an die Zeit, der sie entstammen, Ichzeitmenschen beide auf einsam stolzer Höhe ihres Ich, die um die Götterdämmerung der Zeit, die drohende, und ihre Folgen wissen.

Marx' Drängen war, dem Massenich die Fesseln zu nehmen und die Herrschaft ihm zu sichern. Für Nietzsche war des Lebens letzter Sinn die Züchtung großer Ueberragender, des Führers, der die Masse nur benutzt, daß sie das Werkzeug seines Willens werde, der den Jahrhunderten Gesetze gibt, Werttafeln, die dem Sein der kommenden Geschlechter ihre neuen Wege weisen. Indem sie beide ihre Zeit verneinen, erfüllen Marx und Nietzsche ihre Zeit. In schärfstem Widerspruche zueinander, haben doch beide hart und rücksichtslos den Kompromißcharakter ihrer Tage erkannt und die Spätzeit kühn vor zwei letztmögliche Entscheidungen gestellt. Das Ich, das sich in Kleon einst verkörpert, erhob sich gegen jenes andere Ich, das riesengroß in Cäsar mächtig war.

In Marx sind des Westens zweckbestimmte Bewußtheit und des Ostens triebhaftes Drängen unentwirrbar miteinander vermischt. Und noch ein anderer Gegensatz sprengt die Einheit seiner Persönlichkeit. Der, dem die Masse ewig fremd und immer tief verächtlich war, sah keinen anderen Weg zum tausendjährigen Reich, als eben diese Masse aufzurufen zu hemmungslosem, neidgebornem Kampf, zum Niederreißen alles dessen, was sie an stolzer Größe überragt. In Wahrheit war es nie die Masse, die er um ihrer selber willen schätzt. Für ihn erhielt sie dadurch ihren Wert und dadurch erst allein ihr Recht auf Leben, daß sie das Mittel ist, mit dem das Reich der Bruderschaft erstritten werden kann. So dient das Werkzeug, das er selbst verachtet, dem hohen Ziel, das ihm vor Augen schwebt. Als wissender Augur, zum Gottesdienst der Menschlichkeit berufen, wirft er den Brand in das Gebäude des bürgerlichen satten Staats und läßt den roten Terror rasen, so wenig er ihn selbst bejaht.

Marxscher Sozialismus ist Widerspruch gegen den Kapitalismus, aber ein Widerspruch, der sich der Formen eben des Systems bedient, dem er widerspricht. Marxismus ist also der Versuch, anzurennen gegen den als Verhängnis und Sinnwidrigkeit empfundenen Zustand der spätzeitlichen Gesellschaft, ohne daß er sich aus der Verflochtenheit in diesen sinnwidrigen Bau zu lösen vermag. Das Marxsche Denken ist in zwiefachem Sinne ichhaft. Es stützt sich einmal auf die Vernunfthumanität und zum anderen auf den Materialismus. Die Vernunfthumanität bestimmt das Ziel: das freie Menschentum des einzelnen, das dem Protest gegen das Bestehende erst sein Recht verleiht. Der Materialismus bezieht sich auf den Weg zur Erreichung dieses Ziels: die Anhäufung der Einzelichs zur Masse und zur Klasse, die dann mit Naturnotwendigkeit ihre geschichtliche Aufgabe erfüllt.

Sah der Liberalismus darin eine Rechtfertigung des Kapitalismus, daß bei wirklich ungehemmtem Wettbewerb aller ein Gleichgewicht eintreten müsse, das eine harmonische Ordnung der gesellschaftlichen Kräfte und damit die Wohlfahrt und das Glück der Gesamtheit verbürge, so zeigt Marx, daß notwendig aus dem freien Kräftespiel der jeweils auf den Eigennutz bedachten, miteinander ringenden Ichs sich allmählich zwei Klassen herausbilden müßten, die sich in einem Kampf auf Leben und Tod gegenüberstehen. Denn im kapitalistischen Staat sind die Startmöglichkeiten und die Bedingungen nicht die gleichen. Die einen besitzen. Den anderen wird kein Anteil an den Produktionsmitteln gewährt. Daraus ergibt sich, daß die Masse der Besitzlosen sich zusammenschließt, um sich gegen ihre Ausbeuter zur Wehr zu setzen, die dadurch nun gleichfalls zu einem Zusammenschluß gezwungen werden. So steht Klasse gegen Klasse. Die eine beutet aus. Die andere wird ausgebeutet. Damit aber wird jede echte, das heißt sittliche Verbundenheit der Menschen geleugnet. Ob sich die ausgebeutete Gesellschaft, ob die Ausbeuter sich zusammenfinden, der letzte Zweck, der jede Klasse eint, ist immer nur persönlicher Nutzen.

Als letztes Ziel sah Marx die Bruderliebe. Doch wird die Selbstsucht nie zufrieden sein. Mit jeder Gabe wächst die Gier. Und ist der Trieb nach Geld, in einem Menschen, den Handel hochgebracht, einmal gestillt, es trifft nicht, zu, daß mit dem Gelde auch die idealen Werte wichtig werden. Brüderlichkeit war nie des Reichtums Folge. Das Sich-verbunden-wissen der Gemeinschaft dankt immer anderen Quellen sein Entstehen. Gemeinschaft, kann sich nie aus Selbstsucht bilden. Ein zweckbestimmtes

Sichzusammenfinden zerbrach noch immer in dem Augenblick, in dem der eigennützige Zweck erreicht war. Gog läßt sich nicht durch Magog niederringen. Und nicht der Teufel durch Beelzebub. Der Haß kann immer nur den Haß, die Liebe kann er nicht erzeugen.

Marx' Name ist umwittert und umzittert von Aufruhr, Umsturz, Kampf und Sieg. Schon spürt man den dröhnenden Schritt der Bataillone der Arbeit. Schon stehen die Räder still, die die Welt im Gange erhalten. Wie Josua scheint er, der Sonne befehlend, stille zu stehen. Zürnend wie Amos, wie ein harter Prophet des Alten Bundes ist er schnell zum Mythos geworden. Und was diese werbende Kraft ihm verlieh, das war seine Verweben von Tat und Gedanke, das war der drohende Januskopf seiner drohenden Lehre. Ließ Marx das Ich des einzelnen aufgehen in der unterschiedslosen Zusammenballung einer Menschenklasse, deren abhängiges Teilchen es darstellt, so ist für Nietzsche der Geschichte Sinn die aus dem Massenbrei der Vielzuvielen sich hebende entschlossene Kraftgestalt des einsam selbstverantwortlichen und sich selber wollenden Helden. Aus unverantwortlicher Masse, derer, die essen und die trinken und die freien, ragt stolz der Übermensch. Ihm ist des Tages kleines Einerlei, die flüchtig kurze Freude einer Stunde, unwichtig wie das flüchtig flache Leid. Er weiß, daß Letztes und daß Höchstes nur im Kampf und in Gefahr von ihm gefordert und auch von ihm verwirklicht werden kann. Es läßt sich nicht durch ein Gesetz vernechten, das ihm die Masse auf die Schultern lädt. Es gibt für ihn kein Recht und keine Bindung, die ihm von außen kommt. Er kennt nur ein Gebot für sich und über sich: höchste Bewährung in Großmut und in Kraft in jeder Lage, in der die Schicksalsfrage an ihn tritt und Letztes von ihm fordert.

Ihn schämt, verschont zu sein. Er neidet nicht dem bürgerlichen Menschen seine Pfründe, den er verachtet. Die anderen weichen ihm in scheuem Schauer. Doch läßt ihn die Bewunderung unberührt und unberührt der Haß, der zu ihm aufspritzt. Er lebt sein Schicksal groß und stolz und einsam. Mit wundervoller Unbekümmertheit geht er den Weg dahin, der ihm gemäß ist. Ihn kümmert nicht, was rings die anderen brauchen, daß ihre Gier sie nicht vertieren läßt. Er geht den Weg, den ihm sein Dämon weist. Und dieser Weg führt ihn zum Gipfel. Und über allem, was die Menschen sonstan Liebe, Glück und an Behagen preisen, geht ihm die nordisch harte Tat, geht ihm die heldische Bewährung. In seiner Lehre fand das Glück der Vielen und fand das Recht der Masse keinen Platz. Denn Recht wird ihm zu Unrecht, wenn es den Hochwertigen und Minderwertigen auf eine gleiche Stufe stellt, wenn es den großen Einzelnen zugunsten zahllos Kleiner vergewaltigt.

Wollte Marx den Eigennutz der einen durch Eigennutz der anderen ersetzen, erkannte Nietzsche sein Berufesein, alte Gesetzestafeln zu zerbrechen, das Wehleid auszurotten und die Kraft an Stelle müder Morschheit zu verkünden. Marx glaubte an Götter, die großen Lärm machen in der Welt. Nietzsche weiß, daß abseits nur vom Markte und vom Ruhme sich alles Große zuträgt, daß abseits vom Markte von je die Erfinder neuer Werte wohnen. Er weiß, wer Schöpfer sein muß, muß vernichten und weiß, daß er allein vernichten darf. Gut ist noch nicht, wer lahme Tatzen hat und Ohnmacht zur Lüge ist noch nicht Liebe zur Wahrheit.

Marx war mit dem Anspruch aufgetreten, die Gesamtheit der bürgerlichen Gesellschaft in Frage zu stellen und ihr den sicheren Untergang durch die bisher zum Nichts herabgedrückte Klasse der Ausgebeuteten vorauszusagen. Diese Verkündigung hatte ihre Wirkung jedoch zunächst nicht in der Revolution, sondern in der Reform ausgelöst. Nicht das Ganze der bürgerlichen Gesellschaft war aufgehoben, sondern innerhalb des Alten wurden Verbesserungen erreicht, die eine Gewichtsverschiebung zugunsten der bisher einflußlosen Klasse brachten. Diese Wirkung hat ihren letzten Grund darin, daß Marx selbst ein Kind dieser bürgerlichen Gesellschaft ist. Seine Begriffe haben daher nur für die Welt Gültigkeit, der er zugehört. Das Wesen der heraufsteigenden Wirklichkeit vermögen sie nicht zu fassen, das Bild des deutschen Wirmenschen, das die Ichzeit völlig in Frage stellt, weil es eine Revolution nicht der einen Klasse gegen die andere, sondern ein neues Lebensgefühl bedeutet, das den Begriff der Klasse nicht mehr kennt.

Deshalb ist der 9. November keine Revolution, kein Neuanfang, sondern, das klägliche Ende der Spätichzeit, deren endgültigen Zerfall er einleitet.

Nichts ist bezeichnender für diesen vierzehnjährigen Zerfall als die ausschließliche Herrschaftsstellung, die die Wirtschaft auf der ganzen Linie besaß. Marxismus und Kapitalismus wetteiferten darin, Rathenaus Wort, die Wirtschaft sei Deutschlands Schicksal, zu bestätigen, wobei sie nicht einmal die deutsche Volkswirtschaft als Ganzes meinten, sondern jeder nur die Belange seiner eigenen Klasse und letztlich jeder einzelne nur den eigenen Geldbeutel. Dieser Tanz um das Goldene Kalb war nur möglich, weil das Geld aus einem Mittel zum Zweck Selbstzweck geworden war.

Die Spätichzeit hatte mehr und mehr das Gefühl verloren, daß Geld nur Warenersatz sei. Da der Kredit, den man besaß, genügte, um in den entferntesten Teilen der Welt zu wirken und Kräfte zu entbinden, wie es ehemals nur die Ware oder die bare Münze vermochte, begann langsam die Eigenarbeit und der Erwerb von Wirtschaftsgut zurückzutreten und angenommenen Werten Platz zu machen. Spekulation trat an Stelle von Arbeit. Unter Spekulation verstand man das Erspähen von Möglichkeiten, an der Börse durch vorteilhaften Ankauf oder Verkauf von Papieren oder gar durch bloße Scheinmanöver ohne eigene wertschaffende Arbeit sein Vermögen zu vergrößern.

Bisher hatte die Wirtschaft auf Sachwerten und auf persönlicher Arbeitsleistung gefußt. Der Gewinn, den sie abwarf, hatte seine sittliche Begründung gefunden einmal in dem Wert, den die Ware für die Allgemeinheit, besaß, und zum anderen in dem Risiko, das die unentbehrliche Voraussetzung des Handels überhaupt ist. Als die Ichzeit zu Bruch ging, ging auch, diese sittliche Idee zu Bruch. An Stelle der Werte und des echten Risikos traten getarnte Unternehmungen ohne Substanz. Anonyme Mächte beherrschten die Weltwirtschaft.

Damit wurden die Schichten, die von der Erzeugung oder vom Vertriebwirklicher Werte lebten, wehrlos zum Spielball derer, die, selbst nicht zu fassen, die Fäden in der Hand hatten. Schauplatz und Ausdruck dieses Wertverfalls war die Großstadt. Die Großstadt, ein Kind des Kapitalismus, wird von reiner Zweckhaftigkeit bestimmt. Sie ist entstanden durch den Zuzug zahlloser Entwurzelter, die die größere Verdienstmöglichkeit und die größere Lustmöglichkeit lockte oder denen die Scholle der Heimat nicht mehr genügend Brot und Raum gab. Sie ist die Stätte, die dem Ich, das losgelöst von jedem höheren Gedanken nur seinem Zwecke lebt, den besten Nährboden bietet. So ist sie der Lebensraum der sterbenden Ichzeit. Sie bietet jedem, was er wünscht. Nur Heimat wird sie keinem. Denn jeden, der sich ihr zu eigen gibt, entwurzelt und entheiligt sie. Sie hat tausend Tagesgötzen. Gott selbst zu suchen, findet nie sie Zeit. Denn Gott ist immer nur ein Gott der Stillen. Die Hastenden bedürfen seiner nicht.

Die Großstadt ist die hohe Schule der Knochenerweichung. Sie verwischt alle Unterschiede. Sie versachlicht alles, entwertet, ballt zur Masse, nimmt allem seinen Schmelz und die Ursprünglichkeit. Kultur und Fülle kraftvollfrischen Lebens muß eintönig müder Verhetztheit weichen. Es gibt keine Suchen mehr und keinen Kampf, kein Leiden um des anderen willen. Einjeder gibt sich ganz dem Augenblick und läßt von ihm sich ohne Widerstand einer flüchtigen Lust in die Arme werfen. Man nimmt sich weder ernst, noch mutet man dem anderen zu, daß er einen ernst nimmt.

Die Großstadt weiß nichts von Stille. Sie ist die Stätte dauernd schnellen Wechsels. Immer neue Straßenzüge tauchen auf. Die Namen ändern sich. Sie kommen und verschwinden. Was heute gilt, ist morgen nicht mehr wahr. Und jedes Gestern ist der Feind des Heute. Statt ein Werk als Ganzes, zu wirken, tritt der Handgriff am laufenden Band. Film und Radio hetzen in wirbelndem Wechsel die Sinne und entpersönlichen zugleich wie Kurzschrift und Schreibmaschine die Beziehung von Mensch zu Mensch. Wie diese an Stelle der persönlichen Züge der Handschrift genormte Zeichen setzen, so verdrängt die Homunkulussprache des Esperanto das eigenwüchsig lebendige Wort.

In der Großstadt herrschen Masse und Maschine, die beide immer nur den Augenblick und den Erfolg und das Vermögen werten. Opfer und Einsatz werden sinnlos, wenn sich das Ich zum Selbstzweck macht. So wird die Feigheit sittliches Prinzip. Statt tapfer zu sein, weil wir sterben müssen, gilt es feige zu sein,

weil wir leben wollen. Die finden in der Großstadt am besten ihren Weg, die nirgends in der Welt verwurzelt sind, die Seelenlosen, geistige Nomaden, Ahasvers Söhne, des ruhelosen, ewig wandernden, die Kalten allen Bluts und aller Rassen, die Rechnenden, die weder in anderen noch auch in sich selbst je das Glück finden, die ewig Unzufriedenen, die Verbitterten, denen irgendwann einmal ein Tropfen Gift ins Blut drang, die Gedankensprühenden und die doch nie die Zeit sich nehmen, einen Gedanken zu Ende zu denken oder reifen zu lassen.

Denn eine Großstadt ist ein Ort, in dem die Menschen alle Masken tragen, in dem ein Lärm auf allen Straßen liegt, bald laut, bald leise, bald wie fernes Grollen, wie Tosen bald und bald wie Weinen, das sich im Spott des Stärkeren verliert. Es ist ein Rauschen wie im Sturm der Märznacht, nur ohne Urkraft, ohne Sinn und Zukunft, weil der Minute flüchtiger, Taumel alle, die Satten und die Lechzenden verschlingt. Wie im Konzert der Großstadt ohne Sinn und Zusammenklang Hupe, Harfe und Schiffssirene durcheinander rufen, so ist der Mensch der Großstadt ohne Mittelpunkt, um den sein Erleben schwingt, durch den sein Handeln bestimmt, aus dem sein Denken gespeist wird. Im Wirbel einander, ablösender Eindrücke wechselt der Mittelpunkt fort und fort, bis schließliche nichts bleibt als die Bewegung an sich.

Sinnbild der Großstadt ist die Zigarette. Sie ist die Unbefriedigtheit schlichthin. Sie ist unentbehrlich für den, der weiß, daß er nicht genug Substanz hat, um sicher in sich zu ruhen. Sie ist Mittel, die Leistung zusteigern, um mitzukommen mit den rasenden Rossen der jagenden Zeit. Sie hilft die flüchtige Minute mit gespanntester Bewußtheit zu durchkosten. Und dämpft zugleich, was laut und grell verletzt. Und nicht zuletzt befriedigt, sie den Trieb zu verbrennen, zu vernichten und unterzugehen, den Drang nach Chaos und Zerfall.

Diesen vierzehn Jahren, als Trölsch unter dem tosenden Beifall philosophischer Kongresse das Achselzucken als die letzte Möglichkeit philosophischer Haltung ausrief, als Hölz mit seinen Mordbanden ungestört Mitteldeutschland durchstreifen konnte, als Böß, der Oberbürgermeister der Reichshauptstadt, die weiße Weste gegen den Pelzmantel tauschte, als Friedrich Wilhelm Förster, das eigene Nest beschmutzend, der französischen Rüstungsindustrie verlogene Vorwände lieferte, als Werfel mit seiner um Onkel Toms Hütte aufsprießenden Wehleidigkeit sich an die Tränendrüsen der kleinen Leute wandte, als der deutsche Bürger den schneidenden Hohn, mit dem Brechts Dreigroschenoper seine Welt übergoß, mit Orkanen des Beifalls feierte, als der Präsident der preußischen Dichterakademie Remarques hämische Verkitschung des Fronterlebnisses als das Buch des unbekannten deutschen Soldaten des Weltkriegs pries, als der Inflationsbetrug, die letzte Substanz zerstörend, den Schein zum Sein erhob, als eine zynische Sachlichkeit Liebe zu Lustreiz erniedrigte, als mit der Schule der Weisheit, in die Gefilde der Philosophie pathologische Selbstaufblähung einbrach, als okkulte Neugier Ersatz wurde für glutechte Glaubenssehnsucht, als die Rechtsprechung dem Grundsatz „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig“ huldigte, als die Schule, zum Geschwätzsaal sich wandelnd, den Führerbegriff untergrub, als der Gedanke der Relativität aus der Physik in die Ethik übertragen wurde, als die Kunst unter Verzicht auf den Sinn den Zweck zum Inhalt erhob, diesen vierzehn Jahren stellte Spengler selbst ihr gewaltiges Symbol, mit Recht den Totenschein aus.

Wie schon Hegel die Geschichte als eine Aufeinanderfolge von Kulturseelen verstanden hatte, deren jede, in all ihren Entwicklungsstufen durchein einheitliches Stilgefüge gekennzeichnet, der Ausdruck einer ganz bestimmten geistigen Haltung ist, so begreift auch Spengler im Anschluß an Lamprecht und Breysig Geschichte als das Nacheinander aufsteigender und nach kurzer Hochblüte langsam wieder absterbender Kulturganzheiten. Entsprach bei Hegel jede dieser Kulturen einer ganz bestimmten Idee, so ist für Spengler das einzelne Kulturgebilde die Äußerungsform eines in sich geschlossenen Lebensgefühls. Sah aber Hegel noch die verschiedenen einander ablösenden Hochkulturen in einem durch die Idee vermittelten Sinnzusammenhang, so vermag Spengler am Ende der Spätzeit den Glauben an eine übergreifende Einheit der Kulturseelen nicht mehr aufzubringen. Wie aus brodelndem Sumpf die Blasen steigen, um nach kurzem Verweilen im Lichte des Tags in das Nichts zu verplatzen, so tauchen aus Tiefen, die nicht zu ergründen, die Seelen der einzelnen Völkerculturen zu sinnlosem Sein in die Helle

des Lichts, um, wenn ihr flüchtiges Eintagsleben; zerrann, zu versinken, daß kaum eine Spur von ihrem Erscheinen Zeugnis gibt.

Spenglers Deutung der Vergangenheit entsprang dem Bedürfnis, in den schwülen Monaten vor dem Beginn des Weltkrieges sich über den Sinn, der Zeit und über die Möglichkeiten des Kommenden klar zu werden. Aus diesem Versenken in die Vergangenheit entstand sein Geschichtsbild. Es gipfelt in der Erkenntnis, daß der Weltkrieg nur der Ausdruck eines ungeheuren Zusammenbruchs des abendländischen Geistes sei. Die Umwertung aller Werte, die durch ihn auf der politischen Ebene sich offenbare, zeige den Beginn des endgültig letzten Abschnitts der faustischen Kultur.

Aus dieser Höhenschau, daß das Abendland im Greisenalter steht, zieht Spengler aber nicht die naheliegende Forderung untätigen Zuschauens. Erfordert vielmehr ein hartes, tapferes Bejahen dieses Untergangsschicksals. Auch hier sind noch heldische Möglichkeiten gegeben, deren Erfüllung dem an sich Sinnlosen seine Weihe gibt. Dem römischen Legionssoldaten gleich, der in aufrechter Haltung auf seinem Posten in Pompeji ausharrt, bis die glühenden Lavamassen über ihn hinwegfluten, so gilt es offenen Auges und mit Würde den drohenden Untergang hereinbrechen zu sehen, gilt es, zu stolz, über das Furchtbare des unabwendbaren Endes sich durch Wunschbilder hinwegzutäuschen, bis zum letzten Atemzug das Beste aus sich herauszuholen und ebenbürtig den Größten, die die faustische Kultur in ihrer Hochzeit hervorgebracht, erhobenen Hauptes zugrunde zu gehen.

Aus diesem stolzen Verzicht heraus, für den jeder Optimismus Feigheit ist, fordert Spengler als Betätigungsgebiete spätfäustischer Menschen nicht mehr wie in einer vergangenen Hochzeit Dichtung und Philosophie, sondern Technik, Wirtschaft und Politik. Was einem so den eigenen Untergang mit unabwendbarer Notwendigkeit vorausberechnenden Spätling übrigbleibt an Entscheidungsmöglichkeiten, ist einzig das römisch-stoische *Ducunt volentem fata trahunt nolentem*, das würdige Ja zu der Unabänderlichkeit des Schicksals oder das erbärmliche und doch vergebliche Nein. Für echte Entscheidung, für gläubiges Wagnis, für schöpferische Tat, die im Einsatz zu neuen Ufern kommt, ist kein Raum in solchem Weltbild.

Der deutsche Mensch der Vorzeit hat in Siegfried, dem treu vertrauende heldischen Gestalt gewonnen. Der allzeitliche Mensch ist Parzival, der hier auf Erden heimatlose Gottesstreiter, vor dessen Gläubigkeit und Seelenreinheit der Gralsburg heilige Tore sich erschließen. In Faust dagegen ist der deutsche Mensch der Ichzeit am umfassendsten gedeutet aus seiner tiefen Sehnsucht nach dem Unbedingten. Die Tore, die einst Parzival durchschritt, sind ihm verschlossen, weil sie immer nur sich denen öffnen, die vom Ich erlöst sind. Faust hat vergebens sich bemüht durch Wissen zum letzten Kern der Dinge vorzustoßen. Vergebens hat er in der Geisterwelt, nach dem Geheimnis seines Seins geforscht, vergebens in den grellen Wirbeltanz des vollen heißen Lebens sich geworfen, von dem er und in dem er die Begegnung mit dem, was unbedingt und ewig ist, erwartet. Doch nichts kann diesem grenzenlosen Sehnen des Ichgebundenen Erfüllung geben. Und jede noch so köstliche Erfahrung des Augenblicks bleibt immer Stufe, zu neuen Stufen weiter fortzustürmen, zu immer neuem unbekannten Ziel.

Wenn er den ganzen Kreis der für den Menschen erlebbaren Bezirke so durchjagt von höchster Wonne bis zu letzter Angst, in der am Rand des Wahnsinns er verzweifelt, er bleibt doch unbefriedigt und durchschaut das Eitle seines ruhelosen Strebens. Denn ob er wissend oder lebend den letzten, Saum vom ewigen Kleid der Gottheit zu fassen sich bemüht, bei allem Reichtum des Erlebens, bei allem gierigen Auskostenwollen der Gipfel und Abgründe allen Seins, was war sein Leben letztlich anders als immer nur ein Um-sich-selber-kreisen! Es ließ das Ich, das durstend je und je sich streckt nach der Begegnung mit der Allnatur, doch schließlich immer ganz allein. Erst als es alle seine Möglichkeiten zutiefst erschöpft sieht, als es von sich selber läßt, um der Gemeinschaft seines Volks zu dienen, da lösen sich die Fragen wie von selbst, erfährt das Sehnen endlich die Erfüllung.

Faust gibt dem deutschen Ich die letzte Deutung und schaut doch schon am Ende seiner Tage das neue Land, in das die Ichzeit mündet, die die Erfüllung in sich selbst nicht fand. Was grenzenlos und darum unerfüllbar, die Ichjahrhunderte bewegte, das wird in der Begegnung mit dem Wir, das wird in der

Begrenzung durch das Wir der neuen Zeit, die vor den Toren steht, den Sinn, das Ziel und die Bedeutung geben.

Frühwirzeit

Als die Allzeit zu Ende ging, schwand die äußere Begrenztheit. Als die Ichzeit zu sterben begann, fiel auch der Mittelpunkt. Es gibt weder mehr die Erde noch das Sonnensystem, auf das man alles beziehen kann. Man kann zwei Dinge nur noch im Verhältnis zueinander werten.

Der Umschwung kam nicht plötzlich. Ebenso wie der Fürst nach und nach ein Recht nach dem anderen abgab, und wie sich langsam die Vielheit anStelle des einen Maßgebenden schob, so wurde auch ganz allmählich die Sonne aus ihrer Stellung als Mittelpunkt der Welt gedrängt. Neben den Fürsten traten andere Gewalten. Neben die Sonne trat das Heer der Fixsterne, traten andere Sonnen, die ihr ähnlich oder größer waren als sie.

Einst als der Mensch zum Himmel blickte, erschien ihm die Milchstraße wie ein ungeheures Meer von Lichtern, über die der Schwan dahinflog, aus dessen Gefieder der Deneb herniederleuchtete wie ein großer weißer Diamant. Nun wurde ihm die Erkenntnis, daß all die Fixsterne Sonnen sind, um die nach ewigem Gesetz Planeten kreisen, vielleicht nach gleichem Schicksalswalten wie die Erde. Und wenn auf all diesen Abermillionen von Sternen Wesen wohnen, die den Menschen ähnlich sind, dann mag in ihnen auch der Wahn lebendig sein, daß sie den Mittelpunkt des Weltraums bilden, und daß die Sonnen alle und die Erden, so viele ihrer sind, nur geschaffen wurden, daß ihnen ein paar Jahre des Glückes würden, der Liebe und vielleicht des Ruhms.

Auch unsere Sonne ist nur eine der ungezählten Sonnen der Milchstraße. Die Maße der Erde versagten längst, als unser Blick in diese Fernen fiel und sie begriff. Mit bloßem Auge lassen sich am Himmel etwa 5500 Sterne zählen. Das sind die Sterne erster bis sechster Größe. Das größte Spiegelfernrohr der Welt erkennt noch die Sterne 21. Größe und vermag 900 Millionen Sterne zu unterscheiden. Es scheint heute, daß zu dem Sternverband, in dem auch unsere Sonne kreist und den wir Milchstraße nennen, mehrere Milliarden Sterne gehören. Wieviele solcher Sternverbände es gibt, die wie einsame Wanderer die Unendlichkeit durchmessen und von denen wir außer der Milchstraße den Andromedanebel und einige andere mehr kennen, wir wissen es nicht. Wir sehen nur, daß alles sich bewegt, daß nirgends Ende ist und nirgends Grenze und weder Stillstand ist noch Mittelpunkt. Milliarden Welten kreisen rings im Raum, verbrennen, flammen auf und sammeln. wieder sich irgendwo um einen neuen Kern.

Als alle Grenzen fielen, da wurde auch die Sonne von ihrem Herrschersitz gerissen und eingestellt in Reih und Glied mit dem Stein, den der Knabe am Bach in die Luft wirft, und um den sich nun heute die Welt mit derselben Berechtigung dreht wie gestern die Sonne. Alles was bisher fest war und absolut und auf unerschütterlicher Grundlage zu stehen schien, Gesetz und Staat und Recht, das wurde alles plötzlich relativ. Abermals wie zu Luthers Zeit brachen alle Brücken und es stürzten die Throne, also daß die Berge sich duckten und die Täler sich blähten. An dieser Grenzenlosigkeit aber und dieser Mittelpunktslosigkeit zerbrach das Ich.

Das Massenich der späten Ichzeit glich dem Sandkorn in dem Meer der Wüste, das wirbelnd der Samum erfaßt und das er treibt im Sturm, wohin er will. Und dennoch fühlt es in sich einen Drang, sich zu behaupten. Das ist ihm nur möglich, wenn es als Glied sich eines Ganzen weiß, als Teil einer Gemeinschaft, die ihm Ziele und Wege weist und die ihm Schutz gewährt. Und auch das Herrenich befiel die Sehnsucht, als es seine Möglichkeiten, erfüllt und seiner grenzenlosen Einsamkeit sich bewußt geworden, nach einer übergreifenden Bindung, die es trägt und es aus seiner Icheinsamkeit heraus in ein neues Verhältnis zum Du des andern setzt.

Das All zerbrach, als das Ich mündig wurde. Das Ich ging zugrunde, als ihm die letzte Brücke eingestürzt zum Du des Nachbarmenschen. Da kam die neue Wirklichkeit des Wir und mit ihr eine neue Zeit. Sie

brachte auch ein neues Bild des Weltenraums mit sich. Wir wissen nicht, wie einst der Mensch der Wirzeit das ungeheure Auf und Ab der Kräfte im All sich deuten wird. Vielleicht zeigen sich in der Welteislehre die ersten Umrisse des neuen Weltbildes. Mit Begriffen der Ichzeit wird man jedenfalls an dies neue kosmische Weltbild nicht herantreten dürfen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren Staat, Kirche und weite Volkskreise unruhig geworden. Sie fühlten nicht, daß sich eine Zeit zu Ende gelebt. Aber ein Ahnen wurde in ihnen wach, daß irgend etwas sie bedrohe. Deshalb warfen sie ihr Augenmerk auf die Jugend, um diese in ihre Hand zu bekommen. Wenn sie die Jugend hätten, glaubten sie auch die eigene Zukunft gesichert.

Aber alle diese Jugendverbände entglitten der Hand derer, die sie gegründet. In gesunder Jugend ist immer Ehrfurcht und Widerspruch. Schweigt die Ehrfurcht und meldet sich nur der Widerspruch, dann hat entweder das Alter versagt oder eine alte Zeit geht zu Grabe. Wenn eine Zeit stirbt, drängt immer die Jugend, die unbelastete, in die vorderste Reihe. Der junge Octavian wurde Herr der Welt. Der junge Alarich zerstörte Rom. Der junge Hutten jauchzte ob der neuen Zeit, die anbrach.

Aber die Jugendverbände behielten nur so lange Wert und Bedeutung, solange ihre Gründer Herren der Lage waren. Was blieb und weiterführte, war eine aus der Jugend selbst heraus geborene Bewegung mit einem neuen Lebensgefühl, geworden aus Großstadtnot und aus dem Grausen vor Gedankenleere und vor der lüsternen Unfruchtbarkeit der Zeit.

Dem Zivilisationstaumel gegenüber, der immer unwahrrere Formen angenommen, setzte die Jugend unbedingte Ehrlichkeit, dem übertriebenen Tand und aller Veräußerlichung größtmögliche Einfachheit, die den Körper frei, und Bedürfnislosigkeit, die ihn stark und unabhängig werden ließ. Bloßer Kopf, bloßer Hals, bloßes Knie. Und so frei jeder hemmenden Kleidung ging es hinaus in die Natur. Im Jahre 1896 hatten sich in Steglitz die ersten Jungen zu einem Bunde zusammengeschlossen und sich den Namen Wandervogel gegeben. Sie suchten sich in Wald und Buchendom der deutschen Seele ewig alten Lebensraum.

Wandern das war aller Jugend Wille und Wunsch. Und wer einmal das deutsche Land durchwandert, ob im Blütenschnee, ob in duftender Sommernacht, unter früchteschweren Bäumen oder an blauem winterlichem Tag, der kann nicht anders, als dies Land in tiefster Seele lieben, das seine Heima tund des Kind er ist, dies Land, in das Wunsch und Traum und Sehnsucht, Hoffnung und Schwermut ihre geheimnisvollen Zeichen geschrieben. Das innige Sich-schollverbunden-wissen, das Wandern aller Jugend, ob völkisch, ob weltbürgerlich, über Wiesen, Berg und Feld und durch des Waldes zauberische Tiefen, das half den Wirgedanken vorbereiten.

Gleichwohl war diese Jugendbewegung durch und durch ichhaft. Sie war Ausdruck letzter Ichhaftigkeit, als sie 1913 auf dem Meißner bekannte, sie wolle unbedingt wahrhaftig und nur dem eigenen Ich verantwortlich ihr Leben gestalten.

Dann kamen die Augusttage 1914. Wie ein Aufjauchzen war es gewesen. Die große Probe kam. Aber sie fiel ganz anders aus, als man geglaubt. Von Tag zu Tag, von Graben zu Graben, von Trichter zu Trichter, immer mehr zeigte sich die Unzulänglichkeit des Ich. Ein neues Wirgefühl, das in der Sehnsucht der Jugend unbewußt geschlummert, brach plötzlich hervor, geboren aus der Gemeinsamkeit unerhörten Erlebens. Es kam das jubelnde Vorwärts hinein in die Steppen Rußlands. Es kam das große „Burschen Heraus“ von Langemark.

Jahr auf Jahr verging. Dann kam das Ende, kam der 9. November. Einen nie bisher erreichten Menschenverlust und eine ungeheure Verschiebung in den Altersklassen, Geschlechtern und nicht zuletzt im Wertgehalt der Menschen hatte der Weltkrieg gebracht. Auf dem Felde der Ehre waren in Deutschland zwei, in Österreich-Ungarn anderthalb Millionen Männer geblieben. Da die Gefallenen im Jünglings- oder besten Mannesalter standen, bekam nach dem Kriege die Zahl der Alten und die der allzu Jungen ein ebenso bemerkbares wie bedenkliches Übergewicht über die der reifen Männer.

Vor allem aber: jeder Krieg nimmt eine Auswahl der Besten vor. Und diese Besten kehren nicht wieder heim. Die Vorkämpfer fallen. So klagte, schon Tyrtaios. Und schon er pries diese Männer der vordersten Reihe als die Edlen schlichthin. Schon vor Troja fielen Achill und Hektor und Ajax. Und heim kehrte Thersites.

Noch schärfer vielleicht als im heutigen Krieg von Gas und Geschützen tritt die Auswahl der Besten beim Aufruhr hervor. Hier scheidet hart der Mutige sich vom Feigen. Der drückt sich behende in Keller und Loch und fügt sich in jegliche Staatsform. Der Krieg und der Umsturz die haben von je die Besten vernichtet. Was hochkam, war Masse, die in jeden Befehl sich geduckt.

Als das Frontgeschlecht aus dem Schützengraben heimkam, da fand es die Welt zu Haus zerbrochen wieder. Aber Jugendbewegung und Fronterlebnis ließen jetzt im Hexenkessel der 14 Jahre den Wirgedanken reifen. Auch in der Nachkriegsjugend wuchs bei allem ichhaften Sich-von-einander-sondern allmählich aber unaufhaltsam ein neues Wirbewußtsein heran. So inhaltlich verschieden noch das Ziel, von dem ein jeder Bund das Zustandekommen echter Gemeinschaft auch erhoffen mochte, daß überhaupt, daß hier und dort Kreise entstanden, Bünde wuchsen, Gruppen sich zusammenschlossen, in denen Menschen in ihrem Innersten sich fanden, das war das grundsätzlich und unerhört Neue, das anders war als alles, was die Ichzeit in ihren Kirchen und Vereinen, in ihren Klubs und Bindungen geschaffen. Das war kein Sich-zusammenschließen mehr um ganz bestimmter Einzelzwecke willen zur Stütze und zur Förderung des Ich. Jetzt wurde das gesamte Sein des Einzelnen von einer unbedingt verpflichtenden Idee bestimmt und von dem von Tag zu Tag lebendiger erfahrenen Wissen um einschicksalhafteres Zusammengehören.

Ob der Einzelne diese Gemeinschaft erlebte bei einer Ostlandfahrt der Pfadfinder, beim Treffen einer Singgemeinde, am Lagerfeuer einer kommunistischen Jugendgruppe, trotz aller Gegensätzlichkeit im letzten, in der sie noch dem Ich verhaftet waren, begriffen diese Menschen doch das Neue und lernten gegenseitig verstehen und spürten, daß der Mensch sein Leben nicht aus sich allein hat und für sich allein, und daß das Ich nur dann sich findet, wenn es an andre sich verliert und gliedhaft eingeordnet einem Lebenskreise bereit zu Dienst und Opfer sich erfüllt.

Und wenn auch das Erleben der Gemeinschaft zunächst noch ichhaft sich in hundert Bünden und aberhundert Kreisen sich vollzog, von denen jeder gegen jeden stand, jetzt wuchs von Tag zu Tag das Ahnen, daß sich Gemeinschaft zwischen Ich und Du, wenn sie lebendig ist, im Wir erfüllt. Dies Wir ist nicht romantische Idee, nicht nackter Macht- und Wirtschaftszweckverband, nicht bloßes Sollen und nicht bloßes Sein, es ist die Wirklichkeit, in der wir stehen, die uns in Anspruch nimmt und die uns trägt, in der uns Gott der Herr begegnet, daß wir in ihrem Dienst ihm dienen.

Hatten All- und Ichzeit beide dem Leib den Eigenwert abgesprochen, die eine, indem sie ihn nur gelten ließ als gefügiges Werkzeug zur Verwirklichung übersinnlich begründeter Werte, die andere, indem sie ihn nur soweit wertete, als er als Mittel zur Erfüllung der vom Daseinskampf gestellten Aufgaben unentbehrlich war, so beginnt an der Wende zur Wirzeit ein neues Körpergefühl zu entstehen, das dem Leib die ihm seit der Antike geraubte Eigenwürde wieder zurückgibt. Nicht mehr bedarf der Körper zu seiner Rechtfertigung außerhalb von ihm liegender Ziele. Jetzt trägt er seinen Wert in sich selbst, ist unmittelbarer Ausdruck der das All in geheimnisvollem Rhythmus durchwebenden Kräfte.

In der tänzerischen Bewegung der Zeitwende kommt ein Körpergefühl zum Durchbruch, das glaubt, im Körperlichen selbst unmittelbaren Zugang zum Uebersinnlichen zu finden. Das Zusammenklingen von Einzelrhythmus und dem Rhythmus des All, das man im Tanz mit religiöser Inbrunst erlebte, wurde für viele ein Uerleben von so gewaltiger Kraft, daß sie darauf einen neuen Glauben und eine neue Bejahung des Lebenssinnes meinten aufbauen zu können und nicht nur mit prophetischer, sondern oft sogar dogmatischer Unbedingtheit verfochten.

Die Tanzbewegung wollte weder wie der Sport den Körper üben und stählen, um Siegespreise im Stadion zu erringen, noch wie die Gymnastik die allgemeine Leistungsfähigkeit des Menschen steigern. Jenseit all

solcher zweckbestimmter Ziele wollte sie in einer Art religiöser Weihe den ganzen Menschen erfassen, Körper und Geist zugleich, weil sie den Leib unmittelbar als Sinnträger empfand.

Das tänzerische Erlebnis hatte etwas zum Klingen gebracht, das mehr war als das Ich des Leibes, mehr als das Ich der Seele, mehr als das Ich des Geistes, etwas, das jenseit dieser Gegensätze ein dionysisches Allgefühl weckte. Man glaubte in dem Tanz einen Urakt zu sehen, aus dem alle Kulturschöpfungen Religion und Musik, Dicht- und Schauspielkunst einmal hervorgegangen waren und immer wieder neu geboren werden müssen. Das Urerlebnis des Tanzes ist nichts anderes als die nach den Eigengesetzen des Körpers vollzogene Bewegung. Sie ist Ausdruck der rhythmischen Bewegung der Gesamtnatur. Wenn aber alle körperlichen und geistigen Ausdrucksformen nur Folgeerscheinungen dieses Urerlebnisses sind, dann wird der Tanz zur schöpferischen Kulturtat.

Was im Tanz unmittelbar als Erlebnis empfunden wurde, das drängte sich der nüchternen Erfahrung der medizinischen Wissenschaft immer unausweichlicher auf, das neue Wissen darum, daß der Körper nicht die Summe einzelner Zellen, wie Virchow gemeint, sondern eine Ganzheit sei, ein Organismus, in dem jedes Organ untrennbar dem anderen zugehört. Virchow hatte, in der Zelle die geschlossene Einheit gesehen, die die Gesetze ihres Seins in sich trägt. Krankheit war für ihn ein Sich-äußern der Zelle auf Reize irgendwelcher Art. Er gliederte und zerlegte, spaltete den Körper in seine letzten kleinsten Teile, speicherte Sondererkenntnis zu Sondererkenntnis und machte schließlich aus dem lebendigen Leib einen seelenlosen Wunderbau. Als der menschliche Körper ein Zellenstaat war, in dem eine Zelle sich auf die andere, schichtet, schien das Ich sein letztes Wort gesprochen zu haben. Aber dieser Zellenstaat am Ende der Ichzeit war im Grunde ein Homunkulusstaat, der grade das entbehrte, wodurch allein er bestehen konnte, nämlich die geheimnisvollen Kräfte des Lebens. Der ausgehenden Ichzeit stand das Ich der Einzelzelle im Mittelpunkt der Forschung. Wie aber jeder einzelne Mensch nur wichtig ist als Glied des Volksganzen, so ist auch die Zelle nur von Bedeutung als Teil des ganzen Körpers, der die Vielheit der Einzelzellen zu einem Wirganzen bindet. Damit aber brach sich Virchows maßgebender Einfluß an den Toren der Wirzeit.

Jetzt erkannte man, auch in der inneren Medizin, was Hahnemann, der Begründer der Homöopathie, und Carus, der geistige Vater der Klagesschen Psychologie, schon ein Jahrhundert zuvor gewußt, daß der Körper die Außenseite eines leib-seelischen Wirkungszusammenhanges sei, der das Gesetz seines Wirkens von einer seelischen Mitte her empfängt, die bis in die entferntesten Außenwerke hin ihre bestimmende und schaffende Kraft erweist. Hatte, die Psychologie des 19. Jahrhunderts alles seelische Geschehen aus dem Gesichtspunkt von Ursache und Wirkung begriffen, hatte ihr mechanischer Seelenbegriff die Seele für das Ergebnis physikalischer Erscheinungen gehalten, so wurde um die Zeitwende der Widerspruch laut gegen eine solche rein materialistisch kausale Betrachtung des Seelenlebens. Jetzt suchte man, die einzelnen seelischen Erscheinungen nicht mehr in dieser Weise zu erklären, sondern aus der seelischen Gesamthaltung heraus zu begreifen.

Da die neue sinndeutende Psychologie die Vorgänge innerhalb des Körperlichen als Ausdrucksformen einer ganz bestimmten leib-seelischen Verfassung der Ganzheit Mensch betrachtete, so gewann der Leib damit eine völlig andere Bedeutung, als er in der Ichzeit gehabt. In jeder noch so zufälligen körperlichen Haltung kommt die Gesamtpersönlichkeit zum Ausdruck. Weder eine einzelne Körperform noch eine körperliche Bewegung, kann letztlich verstanden werden aus den ihr vorangehenden zufälligen Einzelursachen, sondern nur als Sinnbild der hinter ihr stehenden sinnvoll gefügten seelischen Ganzheit. Daraus wird verständlich, daß auch die Krankheit, weil Ausdruck einer bestimmten seelischen Haltung, nicht ein ständige zu allen Zeiten gleich ablaufender Störungsvorgang des Körpers ist, sondern ein dem jeweiligen Lebensgefühl einer Ewe entsprechendes Sinnbild dessen, was diese Ewe an seelischen Mächten beherrscht.

Die furchtbarste Krankheit der Allzeit war die Pest gewesen. Sie ist die Allkrankheit schlichthin. Sie ergreift alle. Sie schont niemanden. Wie der brennende Hauch des Samum, wenn er dahinfegt über die Wüste, alles, Leben auslöscht, das sich vor ihm nicht bergen kann, die Sonne dunkelrot, färbend unter

seiner bleiernen Schwüle, so fährt der giftige Atem der Pest dahin über blühende Städte, über lachende Fluren, alle Lande veröden und zu Grabfeldern wandelnd. Es ist kein Zufall, daß die Medizingeschichte der Allzeit mit der Pest beginnt und mit der Pest endet. Denn wie alles, was sich auf den Menschen bezieht, ist auch die Krankheit kulturgebunden. Und es ist kein Zufall, daß an der Schwelle der Ichzeit die Ichseuche steht in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit, die Syphilis, und daß erst als die Spätichzeit zur Neige ging, der Mensch die Mittel fand, ihrer Herr zu werden.

Wir wissen nicht, ob die Syphilis von Amerika eingeschleppt ist oder ob sie schon vorher vereinzelt in Europa sich gezeigt hat. Wir wissen nur, daß, von 1493-1520 eine Syphilisseuche über das Abendland hereinbrach, die in ihrer verheerenden Furchtbarkeit der Pest kaum nachstand. Während aber die Pest allhaft und schonungslos wie ein Giftatem dahinfuhr, übertrug die Krankheit der neuen Zeit sich ichhaft nur von Mensch zu Mensch. Sie war nicht schicksalgebunden wie jene, sondern abhängig von dem freien Willen des Einzelnen.

Dem Schwarzen Tode zu entinnen war nicht möglich. Er kam wie eine Geißel Gottes in die Welt. Er kam. Er war überall da. Er war zu gleicher Zeit da. Wenn er sich nahte, packte er die ganze Menschheit, griff nicht ein Volk, nicht einen Einzelnen heraus. Ganz anders zeigte sich die Syphilis. Als das Heer Karls VIII von Frankreich sich in Neapel lagerte, da bracht die Ichseuche zum erstenmal unter den Soldaten aus. Die Franzosen nannten sie Neapelübel, die Deutschen Franzosenblattern, die Polen deutsche, die Russen polnische, die Türken Franken-, die Perser Türkenkrankheit. Ein jedes Volk schob die Schuld den Nachbarvolke zu.

Die Syphilis ist die verderblichste Krankheit der Ichzeit geblieben. Während aber die Frühichzeit sie als Strafe Gottes für den Einzelnen empfand, der von ihr betroffen wurde, sah die Hochichzeit in ihr die Kavalierskrankheit, als die Dornen, die notwendigerweise zu den Rosen gehörten. Erst die Spätichzeit wertete sie als Beweis der Unsittlichkeit. Immer ist sie ihrer Natur entsprechend in der ganzen Ichzeit Angelegenheit des einzelnen Menschen geblieben, den bald Gott straft, der sich bald ihrer brüstet oder ihretwegen, verachtet wird. Erst als die Wirzeit aufzudämmern begann, erkannte man die Krankheit als Gefahr für das Volk und fand die Mittel, ihr zu begegnen.

Infolge der zahlreichen Entdeckungen und Verbesserungen in der medizinischen Wissenschaft gegen Ende des 19. Jahrhunderts war man an einen vorläufigen Endpunkt gelangt. Bei der Erforschung der Krankheitsursachen waren Robert Koch und andere Gelehrte auf eine Reihe von Erregern gestoßen, durch deren zersetzende Tätigkeit man zahlreiche Krankheiten hatte, erklären können. Diese pflanzlichen und tierischen Kleinwesen waren von außen in den Körper eingedrungen. Als sich für verschiedene Krankheiten keine Erreger finden ließen, da wurde man darauf gelenkt, die Ursachen für diese Krankheiten im Innern des Körpers selbst, also in der Veranlagung, zu suchen.

Man fand drei Ursachen für die Krankheiten: Zufall, Schuld und Schicksal. Zufall herrscht, wenn Bakterien ohne Zutun des Menschen in seinen Körper eindringen und hier in ihrer Gastbehausung Zersetzungserscheinungen hervorrufen. Schuld ist, wenn der Mensch dies Eindringen leichtsinnig fördert oder wenn er sonst seinen Körper so vernachlässigt, daß er irgendwie krüppelt oder daß eine Krankheit hier mit Leichtigkeit ihren Wohnsitz findet.

Aber darüber hinaus erkannte man weiter, daß fast immer Zufall oder Schuld und Schicksal zusammenwirken müssen, um eine Krankheit hervorzurufen. Die Bakterie allein ist noch nicht die Ursache einer Krankheit. Sie bedarf eines bestimmten Nährbodens, um ihre zersetzende Tätigkeit ausüben zu können. Eine Krankheit als Sonderwesen gibt es nicht. Krankheit entsteht stets aus einer Summe von Bedingungen und ist selbst eine Summe von Vorgängen. Seit man die Erfahrung gemacht hatte, daß bei gleicher Ansteckungsgefahr fast alle der Krankheit ausgesetzten Menschen miasmkrank werden, aber nur etwa die Hälfte scharlachkrank, kam man zu der Erkenntnis, daß die Aufnahmefähigkeit der Körper für die einzelnen Giftstoffe sehr verschieden ist. Wie das Pferd dem Stich der Tsetsefliege erliegt, das Zebra diesem Stich gegenüber aber immun ist, so sind auch die einzelnen Menschen den Bazillen gegenüber mehr oder weniger widerstandsfähig. Der Typhuserreger kann in gleicher Weise in zwei Körper

eindringen. Aber nur in dem einen findet er Nährboden, während der andere Körper ihn, gesunde bleibend, mit sich herumträgt. Daraus ergab sich die Bedeutung der Veranlagung. Krankheitsfähigkeit war Schicksal. Diesem Schicksal nachzuspüren und es womöglich zu bekämpfen, war Aufgabe der Vererbungslehre.

Es war der Brünner Professor und Augustiner-Chorherr Mendel, der die Erblchkeitsfrage durch Kreuzungsversuche an Pflanzen wissenschaftlich löste. Aber seine Arbeiten fanden, da die Zeit noch nicht reif war, zunächst in wissenschaftlichen Kreisen keine Beachtung. Erst die anbrechende Wirzeit reichte Mendel als dem Vater der Vererbungslehre die Palme. Das Ich ließ sich fortan nicht mehr aus dem Ich erklären. Es bedurfte, um begriffen werden zu können, des Wir der Ahnen.

Hatte die Heilkunde bisher das Ich des Einzelnen zum Gegenstand gehabt, dessen Leben man zu erhalten, dessen Leiden man zu beheben suchte, so steckte sie jetzt beim Anbruch der Wirzeit ihre Ziele weiter und suchte in der Eugenik all die tausenderlei Einflüsse zu begreifen und ihnen, soweit sie schädlich waren, zu begegnen, denen nicht mehr der Einzelne, sondern ein ganzes Volk und seine Nachkommenschaft ausgesetzt ist. Damit zeigten sich für den Stand der Ärzte Ausblicke, die ihm für die Wirzeit eine ganz neue Zukunft eröffneten: aus dem ein schadhafte Gefäß zusammenkittenden Werkmeister ein für die Kraft und die Gesundheit seines Volkes verantwortlicher, wissenschaftlicher Fürsorger zu werden, der der Natur ihre ewigen und dem eigenen Volke die ihm besonderen Gesetze ablauscht. Abstammungslehre und Vererbungslehre hatten gleicherweise dieser hohen Aufgabe die Wege gewiesen und den Blick auf die Edelmzüchtung durch Auslese gelenkt.

Außer von der reinen Wissenschaft wurden die Gedanken der Eugenik von einer Bewegung aufgegriffen, die ihren Ausgang nahm von dem französischen Grafen Gobineau, der mehr Seher und Künstler als Wissenschaftler, die Tatsache der Ungleichheit der Menschenrassen klar erfaßte. Ihm bleibt das Verdienst, Wege gewiesen zu haben, auf denen spätere Geschlechter gehen werden. In Deutschland sind diese Gedanken zu Ende der Spätichzeit von dem Rasseforscher Hans Günther in weiteste Volksschichten getragen.

Zuchtwahl bei Menschen kann nicht in dem Sinn und Umfang wie bei Tieren stattfinden. Hochzüchtung des Menschengeschlechts oder Aufnordnung des deutschen Menschen ist ein Ideal. In welchem Maße die einzelnen Völker hier imstande sein werden, volkssittlichen Forderungen nachzukommen, ohne persönlich-sittliche außer Acht zu lassen, das wird erst die Wirzeit zeigen. Ging aber die antike Kultur schuldlos zugrunde, weil sie sich ihrer selbst bewußt zu werden nicht fähig war, wir - darin hat Spengler unrecht - haben in unserer Erkenntnis des Weltbegreifens die Mittel in der Hand, diesen Untergang zu hindern. Oder aber wir sind, tun wir es nicht, selbst schuld, wenn unsere Kultur zu Grabe geht. Wir sind schuld, wenn wir entarten, wenn in unserem Volk die Summe der wertvollen Erbanlagen abund die der wertlosen zunimmt. Wir sind schuld, wenn wir durch ein Übermaß an Alkohol und anderen Giften das Erbgut unseres Volkes schädigen. Wir sind schuld, wenn wir die Minderwertigen fördern und die geistig Befähigten und die körperlich Gesunden hemmen.

Jede Zeit hat ihre eigene Menschenwertung. Die der Wirzeit wird völlig verschieden von der der Ichzeit sein. Die der Ichzeit war wehleidig. Das Ich des Einzelnen unter allen Umständen am Leben zu erhalten, war ihr Ziel. Mochte er Edelmensch oder Verbrecher, mochte er Träger schwerer ansteckender Gifte sein oder völlig unzurechnungsfähig zur Welt kommen, mochte er selbst mit der letzten Kraft seiner Seele den Tod herbeisehnen, man wehrte ihm das Sterben mit allen Mitteln.

Ganz anders wird die Wirzeit ihre Aufgabe fassen. Das Volk unter allen Umständen am Leben zu erhalten, wird ihr Ziel sein. Sie wird die Zeugung Minderwertiger zu verhindern suchen. Sie wird im Volk der Erkenntnis zum Durchbruch verhelfen, daß der Mensch hinsichtlich seiner Eigenschaften, und Leistungsfähigkeiten bestimmten Vererbungsgesetzen unterliegt, und daß er sich nicht wahllos und willkürlich zum Schaden seines Volkes paaren darf. Sie wird das Gefühl wieder im Menschen wachrufen, das ihn schädigende Rassenkreuzungen vermeiden läßt. Sie wird der Geisteskrankheit, der Geistesschwäche und den Verbrechen die Voraussetzungen zu nehmen suchen. Sie wird immer mehr die

Wichtigkeit der Familienforschung betonen, weil die Familie Pflanzstätte und geistiger Nährboden der Zukunft eines Volkes ist. Sie wird die Einwanderung Unwillkommener verhindern und Rassefremden das Bürgerrecht weigern. Sie wird mit allem Nachdruck die gesunde Fortpflanzung der Gesunden, der Tüchtigen, der Starken und der geistig Hochwertigen begünstigen. Und sie wird sich bewußt bleiben, daß Eugenik nicht nur eine Angelegenheit des Körpers, sondern ebenso sehr des Geistes und der Seele ist. In dem Maße, in dem Völker diesen Forderungen nicht nachkommen, werden sie zugrunde gehen.

Noch jede echte Revolution hat durch die Neuordnung der Kräfte im Innern dem Volk, über das sie hereinbrach, die Widerstandskraft und den Selbstbehauptungswillen neu belebt. Daß der 9. November nicht Revolution, sondern nur Zusammenbruch war, zeigt sich schon darin, daß er nicht nur nichts tat, um den Widerstandswillen zu wecken, sondern im Gegenteil, alles, was an heldischer Auflehnung gegen die Ketten sich regte, ängstlich, hämisch und mit knechtischer Beflissenheit auszurotten sich mühte. Mit Inbrunst hätten die Besten des Volks sich um die rote Fahne geschart, wenn es die neuen Machthaber verstanden hätten, unter ihr den Widerstand gegen die Versklavung zu entfachen. Statt dessen machten sie sie zum Symbol der Würdelosigkeit und des Verrats am eigenen Volk. Denn nicht das Volk ergriff die Herrschaft, als der Umsturz kam: die Straße siegte, und mit frechem Behagen sielten sich Bonze und Jude hinein in ihre neue Macht.

Gegen diese Gesinnung lehnten sich mit leidenschaftlichem Ekel alle die auf, die als Heiligstes aus dem Schmelzofen der Front das Erlebnis ihres Volks heimgetragen und die, weit entfernt, die alten Zustände wieder herstellen zu wollen, wußten, daß nur eine echte Revolution die verschütteten Quellen der alten Kraft in ihrem Volke wieder freilegen konnte.

In den Freikorps, in der völkischen Bewegung, in der jungen Nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei überall fanden sich Menschen zusammen, die mit einem durch keinen Widerstand zu brechenden Trotz entschlossen waren, die Schmach von Versailles zu tilgen und das System von Weimar zu brechen. Zwar scheiterte der erste Vorstoß im Kapp-Putsch an der mangelnden Vorbereitung ebenso wie an dem mangelnden Wiederhall im Volk. Aber die Front der heimlich Verschworenen wuchs unaufhaltsam, je mehr der Widersinn des Systems an den Tag trat. Der von den westlerischen Demokratien ohne Rücksicht auf die deutsche Andersart schematisch, übernommene Parlamentarismus führte zu einem völligen Zerfall des Reichs.

Die Länder drohten sich aus dem Reichsverband zu lösen, weil die Reichsgewalt nicht echte Herrschaft war und deshalb keine Autorität besaß. Denn der Reichstag, aus dem sie hervorging, war nichts als bloße Plattform für wirtschaftliche Machtkämpfe und die Parteien nichts als Werkzeuge dieser Machtgruppen. Keine der Regierungen hatte den Mut, dem Volke ehrlich zu sagen, wie in Wirklichkeit die Lage war. Lieber unterschrieb man jede neue Forderung und nahm Anleihe auf Anleihe auf, um durch eine wirtschaftliche Scheinblüte den Massen Sand in die Augen zu streuen. Das ganze System war wie jede auf Mehrheiten gegründete Verwaltung darauf abgestellt, die persönliche Verantwortung von den Schultern der Beteiligten zu wälzen und ihnen ständige Deckung hinter einer nie zu fassenden Vielheit zu geben. Nur so war es möglich, daß das gesamte deutsche Staats- und Wirtschaftsleben einer Korruption verfiel, die vor niemandem haltzumachen schien.

Der Bankkrach vom Juli 1931 war der erste Erdstoß, der das Gebäude in seinen Fugen erzittern ließ. Auf wirtschaftlichem wie auf außenpolitischem Gebiet versuchte der Zentrumskanzler Brüning zum erstenmal eine Politik. nüchterner Sachlichkeit. Innerpolitisch bedeutet seine Kanzlerschaft den Umschwung von der zum allgemeinen Gespött gewordenen Mehrheitsherrschaft zu einer Staatsführung unter persönlicher Verantwortung. Aber weil er positivistisch glaubte, daß ein scharfer Verstand genüge, sich des Mechanismus der nach mathematischem Gesetz ablaufenden wirtschaftlichen und politischen Vorgänge zu bedienen, und weil er ichhaft vermeinte, alles mit dem eigenen Sachverstand bewältigen zu können, fehlte ihm der Zugang zu dem im Volk elementar aufbrechenden Freiheitswillen.

Drei Bünde waren in den 14 Jahren des inneren Zerfalls und der äußeren Ohnmacht Träger des Widerstandswillens gegen die Bedrohung der gesellschaftlichen Ordnung im Innern und gegen die

Versklavung durch den äußeren Feind. Die nach dem Kapp-Putsch gegründete Orgesch beschränkte sich bewußt auf die Abwehr der bolschewistischen Gefahr und trat schlicht ab, als diese Aufgabe zunächst gelöst war. Dem Stahlhelm gelang, durch Pflege des Frontgeistes den Wehrwillen wachzuhalten und die Ueberwindung der das Volk zerkluftenden Gegensätze anzubahnen. Die nationalsozialistische Bewegung, geboren aus der leidenschaftlichen Unbedingtheit ihres Führers und durchglüht von dem Glauben an das kommende Reich stieß am tiefsten vor in die sinngebende Mitte des Seins. So besaß sie die Kraft, die Ganzheit des Lebens zu umgreifen, auf allen Gebieten neue Sichten aufzureißen und das Volk zur Wirheit zu einen.

In dieser Bewegung tritt zum erstenmal als Sehnsucht, Ziel und Werttafel das Bild des deutschen Wirmenschen ins Bewußtsein. Damit ist grundsätzlich ein neuer Einsatzpunkt für die Beurteilung aller Lebensfragen gegeben.

Hatte den Glauben der Mensch der Allzeit als den tragenden Grund allen Seins, der Mensch der Ichzeit als die dem eigenen Leben sinngebende Kraft verstanden, so wird durch ihn der Mensch der Wirzeit sein völkisches Schicksal deuten, tragen und erfüllen. War Geist für die Allzeit die durch die biblische Offenbarung erleuchtete, für die Ichzeit die in sich selbst ihre Maßstäbe tragende Vernunft gewesen, so wird Geist in der Wirzeit das Vernehmen der blut- und bodengebundenen völkischen Bestimmung sein. Unter Freiheit begreift die Allzeit die Lösung aus Schuld und Gewissensnot durch Beugung unter die kirchliche Autorität, die Ichzeit das in Tun und Denken unbehinderte Entfalten der eigenen Persönlichkeit, die Wirzeit ein gemäß der Leistung für das Volksganze abgestuftes Recht auf eigene Entscheidung. Macht in der Allzeit sollte mit ihrem weltlichen Schwert der Kirche bei der Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden schirmend zur Seite stehen. Für die Ichzeit war Macht das notwendige Uebel, dessen die Vernunft bedarf, solange das letzte Ich noch nicht aufgeklärt genug ist, sich ihr freiwillig, zu fügen. Macht in der Wirzeit wird die aus der Verantwortung gegen das Hochbild des deutschen Menschen Begründung und Begrenzung empfangende Herrschaft sein.

Nicht zuletzt die Jugendbewegung war es gewesen, die dem deutschen Menschen bewußt gemacht hatte, daß der Glaube der Ichzeit nichts wußte von der Besonderheit völkischen Lebens. Und sind auch viele der Besten dieser Jungen von uns gegangen, in denen solch ein Ahnen war, ihr Geist lebt weiter, und ihrer keiner ist umsonst gefallen, so viele auch in den zermalmtten Gräben der Tod aus ihrem jungen Leben riß. Denn erst durch sie, die nicht mehr sind, ist die Gewißheit uns geworden, daß eine alte Zeit zu Grabe geht. Und schienen die Granaten mit den Leibern, die sie zerrissen, uns, die wir dabei in einem Feuer ohne Ende standen, den Sinn des Lebens mit zu zerreißen, wir wissen heute, daß in den Stahlgewittern ein neuer Daseinssinn zum Licht sich rang.

Als die Spätichzeit ihrem Ende nahte, hatte der Glaube jede Bindekraft verloren. Im besten Fall Erlebnis eines Ich erschöpfte er sich darin, diesem Ich das Tragen aller Nöte seines Seins und seine Selbstbehauptung zu ermöglichen. Ob pietistisch oder liberal, ob orthodox, stets war es nur das Ich, dem seine Not und seine Sünde, dem sein Bedürfnis nach Kraft und Erlösung im Mittelpunkt seines Denkens stand. Das Ich gab jedem Glauben, erst den Sinn. Und nur vom Ich her wurde aller Glaube in dieser Spätichzeit noch verstanden. Noch weit zerstörerischer aber war, daß der Glaube, statt die das ganze Leben tragende und bestimmende Grundhaltung zu sein, nur ein Bereich jetzt neben anderen Bereichen war, ein Ding neben anderen Dingen oder gar nur der die nackte Welt des Eigennutzes übergoldende schöne Schein.

Die Theologie der Ichzeit hatte das Recht der Religion darin begründet, daß sie den Glauben als eine der Natur des Menschen notwendig innewohnende Anlage auffaßte. Damit war dem Glauben zwar das gleiche Recht gesichert, wie es dem Denken, Fühlen und Wollen auch zukam. Aber er war doch aus seiner alles begründenden Herrscherstellung, die er in der Allzeit innegehabt, herabgedrückt zu einem nur noch gleichberechtigten Mitglied in dem Parlament der menschlichen Geistkräfte, wie es der alle Wertunterschiede verwischenden Ichzeit entsprach. Es gab kein Weltbild, mehr, das vom Glauben her

entworfen war. Dieser war bestenfalls die krönende Kuppel oder schließlich nur noch die zierende Zinne eines Baus, der auch ohne ihn fest in sich selbst stand.

Erst die Zeitwende ging wieder daran, den Glauben in sein altes Herrschaftsrecht einzusetzen und ihn zu begreifen als die das ganze All durchwaltende Grundmacht. Glaube ist nicht nur eine Seelenkraft zur Befriedigung menschlicher Gemütsbedürfnisse. Glaube ist Voraussetzung aller Wirklichkeit. Glaube ist das Ruhen in unbeweisbaren letzten Voraussetzungen. Auch das Weltbild des Atheisten ist von einem Glauben bedingt. Wer lebt, glaubt. Glaube ist also der tragende Grund allen Denkens, Fühlens und Wollens. Wenn das aber so ist, dann steht in allem Leben Entscheidung gegen Entscheidung. Dann sind alle Einwände des Denkens gegen einen wie immer gearteten Glauben sinnlos. Jeder Glaube muß dann das Sein in seiner Ganzheit durchdringen. Man kann nicht mehr mit dem Herzen ein Christ und mit dem Kopf ein Heide sein. War das wie in der Ichzeit möglich, dann hatte der Glaube seine Mächtigkeit verloren.

Dies Versagen des Glaubens drängte immer mehr Menschen das Bewußtsein auf, daß es mit einer Privatreligion nicht getan sei. Das ließ sie Ausschau halten nach dem Aufbruch eines neuen religiösen Willens, der Bande knüpfte zwischen Ich und Ich und der, indem er Gemeinschaft stiftete, die Voraussetzung schuf, aus einem letzten Sinngrund heraus zu leben, und des Lebens Last zu tragen. In dem gewaltigen Ringen um Sein oder Nichtsein brach aus Urtiefen mit elementarer Gewalt das Erleben der neuen Wirklichkeit des Volks. Wen es gepackt, der wußte, nicht flüchtiger Rausch, nicht ausgeklügelter Gedanke, nicht aus der Not des Tags geborener Wahn, war, was ihm widerfuhr. Hier sprach Gott selbst. Hier stand an der Schwelle, eines neuen Zeitalters der deutsche Mensch Aug in Auge gegenüber dem Herrn der Geschichte.

Die Entscheidung, um die es in dem Ringen um den deutschen Gottglauben der Wirzeit geht, kann nicht ausgetragen werden in einem Kompromiß, sondern nur so, daß es zu einer echten Begegnung zwischen Jesus Christus und dem deutschen Menschen kommt. Alle bisherigen Versuche, deutsches Wesen und Christusglauben voreilig miteinander zu verschmelzen, werden weder dem einen noch dem anderen gerecht. Christus und Volkstum wurden miteinander verbunden, ehe sie in ihrer eigenen Wirklichkeit ganz ernst genommen worden sind. Christus wurde zur Idee verflüchtigt, zum Sinnbild der alle Geschichte bestimmenden Grundgesetzlichkeit von Entzweiung und Versöhnung, von Schuld und Erlösung. Dieser als Symbolverstandene Christus kann dem Ich im Grunde immer nur etwas sagen, was es sich schon selber sagt. Auch das Volkstum, wenn es nur als Träger der Idee berechtigt ist, Unterordnung zu fordern, wird nicht in seiner Wirklichkeit erfaßt. Denn dann hat das Ich es in der Hand, das Volkstum zu verwerfen, wenn es ihm als einem zu vernünftiger Einsicht in die Idee befähigten Wesen von der Idee abzuweichen scheint.

Der Glaube der Wirzeit läßt sich weder aus der Vernunft noch aus der Vergangenheit ablesen. Wenn die Zeit erfüllt ist, dann bricht mit unbezwinglicher Gewalt ein neues Gotterfassen auf im Menschen. Wir wissen nicht um dieses Glaubens Form. Wir wissen nur, daß er uns artgemäß sein und daß er uns ein lebendiges Begreifen und Bejahren unseres völkischen Schicksals ermöglichen wird.

Um diese Begegnung zwischen Christus und dem deutschen Menschen ringen wir. Wir wissen, daß kein Klügeln des Verstandes diese Begegnung herbeizwingen kann. Aber wir wollen ihr innerhalb der Kirche den Boden bereiten, auf daß der deutsche Christ das überzeitliche Evangelium für seine Zeit, die Zeit des Wir erfaßt.

Der Geist der Ichzeit trat dem Leben in der Haltung des unbeteiligten Zuschauers gegenüber. Von den Tribünen der Vernunft sah er in dem Bewußtsein seiner Schöpferwürde hernieder auf den bunten Zug der Dinge. Der Geist der Wirzeit weiß, er kann sich nicht dem Ort entziehen, der ihn gebar, er kann über die Stunde, deren Kind er ist, sich nicht erheben. Er sieht nicht ehrfurchtslos und nicht im Rausch des Schöpferturns die Erde als sein Werk. Bescheiden naht er sich den Dingen, daß sie ihm ihr Geheimnis sagen.

Die Philosophie der Wirzeit ist sich bewußt, daß noch Unendlichkeiten warten auf den, der nicht von vornherein vermessen glaubt, daß er verfügen könne über das Wesen des Seins, der vielmehr unermüdlich lauscht auf das geheime Klingen, das in und hinter allen Dingen sich dem aufgeschlossenen wachen Ohre kundtut. Sie weiß zugleich, daß es unmöglich ist, dem Kampf und der Entscheidung auszuweichen, und daß nur der der Wirklichkeit begegnet, der von der eignen innern Not bedrängt hinabsteigt auf den Kampfplatz da, wo die Schlacht am heißesten tobt, der durch die Außenbilder des Geschehens durchstößt zu einer Innenschau der Dinge, die nur dem Wagnis, der Entscheidung sich erschließt.

Ebensowenig wie das Denken des Philosophen vollzieht sich auch das Schaffen des Künstlers im leeren Raum der Voraussetzungslosigkeit. Alle große Philosophie und alle große Kunst, deren Werke über den Tag hinausdauerten, waren Ausdruck eines Glaubens und kündeten in Wort oder Begriff, Bild oder Ton einen Sinn des Seins. Auch die Kunst der Wirzeit, wird wieder Wurzelboden haben und wird aus innerstem Ergriffensein heraus dem deutschen Menschen in sinnbildhafter Gestalt sein Schicksal deuten.

Hatte die Ichzeit die Begriffe Geist und Freiheit in unversöhnlich tragischem Gegensatz zu dem Begriff der Macht gesehen, so weiß die Wirzeit, darum, daß der Geist, weil nach Verwirklichung drängend, der Macht nicht entraten kann, daß *Freiheit* ohne *Macht* ins Chaos führt.

Den Gedanken der Freiheit hatte die Spätichzeit in parlamentarischer Demokratie und im Klassenkampf zu Ende gedacht. Im Zerschlagen des Parteienstaats und der Verbände, die hüben und drüben dem Klassenkampf ihr Dasein dankten, bewies die nationalsozialistische Bewegung ihren revolutionären Schwung. Als Hitler an Stelle unverbindlichen Stimmrechtseinen Stufenbau von Rechten auf Grund von Leistung und Verantwortung, setzte, als er durch Übergabe des Staats an die Bewegung diesen auf das altgermanische Treuverhältnis von Führer und Gefolgschaft gründete, als er, den Gedanken der gegenseitigen Verbundenheit der Stände verwirklichend, den ständischen Aufbau der Wirtschaft in Angriff nahm, gab er dem Begriff der Freiheit einen neuen wirhaften Sinn. Und als er im Reichsstatthaltergesetz, die Mainlinie auslöschend, die Sehnsucht von Jahrhunderten erfüllte, da vollbrachte er mit einem Federstrich, was der machtlose Geist in einer Unzahl von Büchern und akademischen Erörterungen nicht einen Schritt breit gefördert hatte.

Und zugleich machte er unter Ablehnung jeder imperialistischen und pazifistischen Ichhaltung den Wirgedanken zum Fundament der Außenpolitik. Denn diese neue Wirklichkeit des Wir gebiert mit innerer Notwendigkeit, worauf die deutsche Geschichte in jahrhundertelangem Anlauf immer wieder scheiternd hingezielt, den deutschen Staat, der die Gesamtheit aller Kräfte des deutschen Volkstums verkörpert. Wie dieser Staat im einzelnen sich formt, ist nicht die Sache grübelnden Verstandes. Das Neue, das im Werden ist, erzeugt zu gleicher Zeit aus sich Tat und Gedanke. Nur wer das Richtige will, erkennt die Wahrheit. Nicht aus zermürbtem Hirn entsteht Erkenntnis, vielmehr nur aus dem Wagnis der Entscheidung, die sich im Einsatz selbst aufs Spiel zu setzen die Kraft hat und damit die Sicht gewinnt, für das, was ruhend nie gesehen wird und bloßem Zuschauen stets verborgen, bleibt.

Weil stets Geschichte ein Vergehen und doch zugleich ein Auferstehen, ein Sterben und ein neues Werden ist, deshalb vermeint ein jegliches Geschlecht, mit ihm begänne etwas völlig Neues, mit ihm verwandle völlige sich die Welt. Die Eltern haben stets den Kindern gegenüber geglaubt, sie ständen in einer Zeitenwende. Und sind doch Kinder derer stets geblieben, die, zwar durch allen Gegensatz hindurch, doch an die Enkel nur die goldenen Schalen weiterreichten, die sie von ihren Ahnen überkommen. Nur einem Maßstab gibt es zu erkennen, ob wahrhaft Zeitenwende zu völlig neuen Ufern führt. Nur dann, wenn das Gesamtgefüge der ganzen Lebensordnungen ins Wanken kommt, nur dann, wenn alles, was bisher trotz allen Wachsens und Sichwandelns als Ganzes doch stets unbezweifelt blieb, mit einemmal fragwürdig wird, nur dann ist Zeitenwende. Bei allem Gegensatz der Meinungen, bei allem Kampfe der Geschlechterfolgen trug Freund und Feind doch stets der gleiche Boden, war es die selbstverständlich gleiche Ebene, auf der die Kämpfe ausgefochten wurden. Zeitenwende nur bricht alles auseinander. Sie reißt das Ganze der bisherigen Welt ins Unergründbar-Bodenlose.

Wenn eine Ewe jeweils sich vollendet, sich der Gedanke einer Zeit erfüllt, dann krampft sich unter Zuckungen die Welt. So müde auch das Alte ist, das Feld will es dem Neuen doch nicht ohne Kampf und ohne letzten Schwertschlag überlassen. Zeitwende das ist Götterdämmerung, das ist Vernichtung, Aufruhr und Entsetzen. Zeitwende kommt, wenn sich die Welt versündet, wenn die Idee, die einer Ewe Sinn gab, in letztem Himmelsstürmen ausgeflammt.

Es ist ein ewiges Gesetz der Erde, daß höchste Kraft die Frucht der Reinheit ist. Wird Reinheit schuldig, schwindet auch die Kraft, stirbt der Gedanke, der die Ewe trug. Als einst die herbe Götterwelt des Nordens morsch wurde, als sie sich in Schuld verstrickt, da schrie die Erde auf in Raserei. In heißem Hasse fieberte die Welt. Der Freund erschlug den Freund. Aus roter Lohe entmenschten Taumels zuckte Weltenbrand. Blut dampfte auf zum Himmel. Donner dröhnte. Und Wodan und die Asen alle fielen.

So war es, als Walhallas Pfosten stürzten. Und wieder war es so, als Rom zerbrach, als aus des großen Cäsar großem Reich sich eine neue Weltgestaltete, als Allzeit wurde, als das Schwert des Nordens dem Glauben aus dem Osten sich verband. Was allen Menschen letzte Wahrheit war, was gültige Gewißheit je gewesen, brach vor des Zweifels Herrschaft jetzt zusammen. Und letzte Schreie der Verzweiflung rasten dazu die schaurige Begleitmusik. Uralte Tafeln barsten. Das Vertrauen in die erhabene Götterwelt, von gestern wich einem neuen unbekannten Gott, den man vor Jahreneinst ans Kreuz geschlagen, der jetzt die neue Welt zur Allheit zwang.

Und wieder wurde Götterdämmerung. Und wieder wandte blutig sich die Zeit, als sich der Allgedanke ausgelebt und sich in letzte Spitzen übersteigert. Was der Prophet der Offenbarung schaute: Im Scharlachkleid die Hure Babylon, den Becher wüsten Unflats in der Hand, Erdbeben, das der Tiefe Brunnen sprengte, daß Berge brannten, daß die Wasserfluten voll Blutes wurden, daß ein jeder Abgrund lodernde Blitze, Qualm und Schwefell spie - war das entsetzensvoller als die Greuel, die die verendende Spätallzeit sah? Entsetzensvoller als der Schwarze Tod, der grauenhaft als Pest aus Asien kam? Als die Bußseuche wahnbefangener Geißler, die alle Landeüberflutete? Als Gier und Brunst, die Petri Stuhl bestiegen? Jetzt fielen alle Schranken, die die Allzeit bedachtsam zwischen Herr und Knecht errichet. Jetzt wurde Leidenschaft enterbter Bauern zu Mord, vertierter Gier und Brand entfesselt. Es war Zeitwende, jener ähnlich, als der junge Norden alle Grenzen sprengte und Spanien, Rom und Libyen unterwarf.

Und ist der Weltkrieg anders zu verstehen und alles, was dem Weltkrieg an Entsetzen und an entmenschter Grausamkeit gefolgt, als Zeitenwende? Heute wissen wir, was Zeitenwende ist. Als Wodan fiel, als Augustin das Gottesreich errichtet, als Luther eine alte Welt zerbrach, da wußten es die Zeitgenossen nicht. Sie sahen nur, daß alles aufgewühlt, daß alles unter Zückungen erstarb, was ihnen ewig wahr und gültig schien. Sie sahen nicht das flammende Fanal. Sie sahen nur das brodelnde Entsetzen. Wir sehen beides heute: Ichzeit stirbt und Wirzeit wird. Und keine neue Zeit kann ohne grausigste Zerrüttung und entsetzensvollste Wehen sich gestalten. Der große Weltenschweiger schweigt dazu. Wir aber wissen: Götterdämmerung ist Zeitenwende. Und wir wissen auch, daß wir den Krieg verlieren mußten, auf daß die Zukunft unser sei. Je größer eine Zeitwende ist, je mehr Entsetzen sie im Schoße trägt, je abgefeimter ihre Schurkerei, um so gewaltiger die Möglichkeit, zu höchstem Menschentum emporzuwachsen.

Die Kleinen werden nie die Zeit begreifen. Sie bleiben immer klein, ob Umsturz ist, ob still und friedlich ihre Welt dahinlebt. Die Starken wissen: Spannung erst ist Leben. Und übermächtige Spannung ist der Umsturz. Und höchster Umsturz ist die Zeitenwende. Naht dieser Umsturz sich, naht sich die Zeit, da alle Werte umgewertet werden, naht sich die große Götterdämmerung, die alle Formen bricht, damit verjüngt sich aus dem Chaos, neue Formen heben, dann krümmt die Kleinheit sich, dann drängt sie wieder zu den Altären, die sie längst vergaß. Dann ist ein jeder seine eigne Hölle. Dann drängt ein jeder aus sich selbst sich fort. Das stumpfe Lastvieh zittert vor Entsetzen. Bleich beben alle Jochgeborenen um ihres Lebens kurze Kärghlichkeit. Indes die Großen sich des Umsturzes freuen, weil aus dem Chaos der Prometheusfunke, der neue, ihnen hell entgegenflammt. Des Menschenlebens letzter Sinn ist Tat. Zu höchster Tat gibt nur

die Zeitenwende, nur Götterdämmerung die Möglichkeit. Denn Götterdämmerung des deutschen Menschen war niemals je ein Enden in dem Nichts. Die alte Welt muß immer nur versinken, daß sich ein neuer Himmel wölben kann. Und aus den Trümmern morsch gewordener Werte bricht sieghaft vor der Jubel eines neuen Tags.

Wir wissen heut, daß Zeitenwende ist. Doch der Furchtbarkeit, der Unerbittlichkeit, der Unentrinnbarkeit und des erschütternd Neuen, das sie bringt, werden sich die Wenigsten bewußt. Zeitwende läßt sich nicht abtun, wie man einen Kummer abtut, nicht abschütteln, wie man eine Sorge abschüttelt, nicht überwinden, wie man einen Schmerz überwindet. Ihr ist nicht mit Pflastern und Salben und allerhand kleinen Heilmitteln beizukommen. Zeitwende ist Unbedingtheit. Zeitwende ist eine Ungeheuerlichkeit, weil sie unser ganzes Lebensgefühl bis in seine dunkelsten Tiefen umgestaltet. Es ist nicht so heute, daß die junge Generation die alte Generation nicht mehr versteht und umgekehrt. Ein junges Jahrtausend, das anbricht, versteht die Jahrhunderte des Ich nicht mehr, die mit uns unwiderruflich zu Grabe gehen.

Darum gilt für uns alle, mit rüttelnder Wucht die Geister auf zur Besinnung zu rufen, sich zusammenzuschließen zu letztem Schlag, zu entscheidendem Vorstoß bereit sich zu halten für das Neue, das kommt, inmitten der Trümmer der stürzenden Zeit aus Blut und Vernichtung des sterbenden Ich ein Neues zu bauen für das neue Geschlecht, eine schimmernde Gralsburg des nahenden Wir, die keiner von uns, die wir alle noch aus der Ichzeit sind, zwar betreten wird, deren strahlender Glanz uns allen aber Gewährung, winkt, daß unser Leben nicht nutzlos war und nicht umsonst für den kommenden Tag.

Zeittafel

Vorzeit

15000 Ende der Eiszeit, Beginn der älteren Steinzeit.

10000 Beginn der jüngeren Steinzeit.

1900 Beginn der Bronzezeit in Germanien.

750 Beginn der Eisenzeit.

500 Vordringen der Westgermanen nach Mittel- und Süddeutschland.

340 Der Geograph Pytheas unternimmt. von Massilia Marseille aus eine Forschungsreise an die germanische Nordseeküste.

200 Die Bastarnen dringen zum Schwarzen Meer vor.

120 Kimbern, Teutonen und Ambronen wandern von Jütland nach Süden.

113Sieg der Kimbern über die Römer bei Noreja.

105 Sieg der Kimbern über die Römer bei Arausio Orange an der Rhone.

102 Marius vernichtet die Teutonen und Ambronen bei Aquae Sextige.

101 Marius vernichtet die Kimbern bei 101 Vercellae nördlich des oberen Po.

88 Die Bastarnen kämpfen unter Mithridates gegen die Römer.

71 Ariowist überschreitet den Rhein und setzt sich im Elsaß fest.

58 Cäsar besiegt Ariowist.

55 Cäsar überschreitet zum erstenmal den Rhein.

37 Agrippa verpflanzt die romfreundlichen Ubier auf das linksrheinische Ufer, um sie vor den übrigen Germanen zu schützen.

13 Drusus wird Oberbefehlshaber am Rhein.

12 Die Friesen kommen unter römische Herrschaft bis um 250 n. Chr.

9 Drusus stirbt. Marbod König der Markomannen.

4 Jesus Christus in Bethlehem geboren.

1 Tiberius Oberbefehlshaber am Rhein.

6 Varus Statthalter von Germanien.

9 Armin vernichtet am 9. Septende. im Teutoburger Walde das römische Heer unter Varus. Augustus gibt die römische Provinz Germanien auf.

14 Germanicus, der Sohn des Drusus, beginnt seine Feldzüge gegen Germanien.

17 Germanicus wird von Kaiser Tiberius zurückgerufen, da dieser die Aussichtslosigkeit der Kämpfe erkennt.

21 Armin ermordet.

69 Bataver-Aufstand. Die Seherin Weleda. Ende 70.

98 Tacitus schreibt sein Buch: Germania.

150 Beendigung des Limes.

166 bis 180 Markomannenkrieg.

213 Kaiser Caracalla besiegt die Alemannen am Rhein.

260 Die Germanen haben den ganzen Limes und die römischen Kastelle zerstört.

278 Die Wandalen von Kaiser Probus am Main geschlagen.

280 Die Bastarnen, von den Römern in Thrakien angesiedelt, verschwinden aus der Geschichte.

357 Sieg Kaiser Julians über die Alemannen bei Straßburg.

376 Die Hunnen vernichten die Ostgoten unter Ermanarich.

378 Sieg der Westgoten bei Adrianopel über Kaiser Valens.

381 Wulfila, der arianische Bischof der Westgoten, der als erster die Bibel ins Germanische übertragen hat, stirbt in Konstantinopel.

395 Alarich wird König der Westgoten.

Frühallzeit

400 Augustin, der bedeutendste der Kirchenväter, begründet in seiner Schrift, „Ueber den Gottesstaat“ den Allgedanken.

401 Alarich fällt in Italien ein.

406 Die Burgunder überschreiten den Rhein und lassen sich bei Worms nieder.

409 Die Wandalen überschreiten die Pyrenäen.

410 Alarich erobert Rom, stirbt wenig später. Grab im Busento.

415 Wallia gründet das Westgotenreich in Südgalien und Spanien.

429 Geiserich gründet das Wandalenreich in Afrika.

430 Augustin, Bischof von Hippo Regius, stirbt während der Belagerung der Stadt durch die Wandalen.

436 Gunter, König der Burgunder, fällt: im Kampf gegen die Hunnen. Nibelungenlied.

449 Sachsen, Angeln und Jüten erobern unter Hengist und Horsa Britannien.

451 Attila, König der Hunnen, wird auf den Katalaunischen Feldern bei Troyes von dem römischen Statthalter Aetius und den Westgoten besiegt.

453 Attila stirbt. Untergang des Hunnenreiches.

455 Die Wandalen erobern Rom.

457 Eurich, König der Westgoten, gibt das westgotische Gesetzbuch heraus, das älteste bekannte geschriebene Recht der Germanen.

476 Der germanische Heerführer Odoaker setzt den letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus ab und wird König von Italien.

486 Chlodwig, König der Franken, besiegt bei Soissons Syagrius den letzten römischen Statthalter in Gallien.

493 Theoderich der Große, König der Ostgoten, wird Herr von Italien. Hauptstadt Ravenna.

500 Aufzeichnung des Salischen Gesetzes.

500 Theoderich erläßt das Edictum Theoderici.

506 Alarich II führt ein westgotisches Gesetzbuch ein.

508 König Gundobad führt ein burgundisches Gesetzbuch ein.

526 Theoderich der Große stirbt.

533 Das Corpus juris Justinians, Kaisers von Byzanz, tritt in Kraft.

534 Belisar, Feldherr Justinians, zerstört das Wandalenreich und nimmt den letzten König Gelimer gefangen.

534 Das Reich der Burgunder wird dem Frankenreich einverleibt.

536 Witigis, König der Ostgoten, stirbt im Jahre 539.

541 Totila, König der Ostgoten, stirbt im Jahre 552.

547 Teudobert I, König der Franken, Enkel Chlodwigs, stirbt.

552 Teja, letzter König der Ostgoten, fällt am Vesuv. Vernichtung der Ostgoten durch Narses, den Feldherrn Justinians.

568 Die Langobarden unter König Alboin setzen sich in Norditalien fest.

586 Uebertritt der Westgoten unter König Rekared 586-601 vom arianischen zum katholischen Christentum.

600 Uebertritt der Langobarden unter König Agilulf vom arianischen zum katholischen Bekenntnis.

610 Der irische Mönch Columban 540 bis 615 bringt den Alemannen ein romfreies Christentum.

614 Fränkische Magna Charta. Chlodwigs Urenkel Lothar II beschränkt die königliche Gewalt.

678 Pippin der Mittlere Hausmeier des ganzen Frankenreichs.

695 Willibrord 658-739 Apostel der Friesen wird Erzbischof von Utrecht.

711 Zerstörung des Westgotenreichs durch die Mohammedaner unter Tarik.

714 Karl Martell, Sohn Pippins, Hausmeier des Frankenreichs, Begründer der Karolingischen Dynastie. Stirbt 741.

719 Bonifatius erhält vom Papst den Auftrag, die heidnischen Germanen zu bekehren.

732 Karl Martell rettet durch den Sieg bei Tours und Poitiers über die Araber das Abendland vor der mohammedanischen Gefahr.

742 Chrodegang 705-766, Bischof von Metz, vollendet die durch Bonifatius eingeleitete Romanisierung der fränkischen Reichskirche.

751 Pippin, Sohn Karl Martells, macht, sich zum König der Franken. Der letzte Merowinger Childerich III. wird in ein Kloster geschickt.

754 Bonifatius von den heidnischen Friesen bei Dokkum erschlagen.

768 Karl der Große, Sohn Pippins, König der Franken.

772 Erster Sachsenkrieg. Zerstörung der Irminsul.

774 Eroberung des Langobardenreichs durch Karl d. Gr.

778 Karls Zug nach Spanien. Rolands Tod bei Roncesvalles.

779 Erhebung der Sachsen unter Widukind.

780 Einführung des Christentums bei den Sachsen.

781 Karls Zug nach Italien.

782 Abarmaliger Aufstand der Sachsen. Vernichtung eines fränkischen Heeres am Berge Stüntel. Blutiges Strafgericht bei Verden an der Aller.

785 Endgültige Unterwerfung der Sachsen. Widukind wird Christ.

788 Eroberung Bayerns durch Karl.

789 Karls Zug gegen die Wenden.

793 Karl gründet Frankfurt a. M.

794 Reichstag und Allkonzil in Frankfurt.

Jungallzeit

800 Karl b. Gr. wird am Weihnachtstage in Rom von Papst Leo III zum römischen Kaiser gekrönt.

814 Karls Tod. Ludwig I Kaiser. Stirbt 840

830 Der Heliand.

833 Ludwig I auf dem Lügenfelde bei Colmar gefangengenommen.

840 Kaiser Lothar 1. Stirbt 855.

843 Vertrag zu Verdun. Erste Teilung des Reichs unter die drei Söhne Ludwigs I. Lothar erhält Italien und den Rhein mit Rom und Aachen, Ludwig der Deutsche Ostfranken, Karl der Kahle Westfranken.

847 Rabanus Maurus 776—856 Erzbischof von Mainz, Dichter, Bibelerklärer, geistlicher Schriftsteller.

855 Kaiser Ludwig II. Stirbt 1875.

870 Vertrag zu Mersen. Friesland, Geldern, Elsaß und Ostlothringen mit Aachen, Straßburg und Metz fallen an Deutschland, Brabant, Flandern, Burgund und die Provence an Frankreich.

875 Kaiser Karl II der Kahle. Stirbt 877.

877 Kaiser Karl III der Dicke. Stirbt 888.

887 Karl III abgesetzt. Kaiser Arnuf von Kärnten. Stirbt 899.

891 Sieg Arnulfs bei Löwen über die Normannen.

899 Kaiser Ludwig III das Kind. Stirbt 911.

911 Konrad I, Herzog von Franken, wird deutscher König. Stirbt 918.

918 Die sächsischen Könige und Kaiser bis 1024.

918 Heinrich I, Herzog von Sachsen, deutscher König. Stirbt 936.

933 Heinrich besiegt die Ungarn an der Unstrut.
936 Kaiser Otto I der Große. Stirbt 973.
955 Otto schlägt die Ungarn vernichtend auf dem Lechfeld bei Augsburg.
962 Kaiserkrönung Ottos in Rom.
973 Kaiser Otto II. Stirbt 983.
975 Roswita von Gandersheim geb. 935, bedeutende Dichterin, stirbt.
982 Ottos Kämpfe in Unteritalien gegen Griechen und Sarazenen.
983 Die Wenden vernichten die ostelbischen Bistümer Brandenburg, Havelland und Zeitz.
983 Kaiser Otto III zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter, der griechischen Kaisertochter Theophano.
991 Kaiserin Theophano stirbt. Die Großmutter Kaiserin Adelheid Regentin.
993 Bernward stirbt 1022 Bischof von Hildesheim, Schöpfer der Hildesheimer Kunst.
995 Otto III muendig. Stirbt 1002.
996 Grundsteinlegung des Doms zu Worms.
1000 Ottos Wallfahrt nach Gnesen zum Grabe des heiligen Adalbert und nach Aachen zum Grabe Karls d. Gr.
1002 Kaiser Heinrich II. Stirbt 1024.
1007 Gründung des Bistums Bamberg.
1022 Notker der Deutsche geb. 950. sprachgewaltiger Vertreter des geistigen Lebens Süddeutschlands, stirbt.
1024 Die salischen Kaiser bis 1125.
1024 Kaiser Konrad II. Stirbt 1039.
1030 Grundsteinlegung des Doms zu Speier.
1033 Burgund fällt an Deutschland.
1039 Kaiser Heinrich III. Stirbt 1056.
1046 Heinrich setzt auf der Synode von Sutri drei Päpste ab und ernennt den deutschen Bischof Suidger von Bamberg als Clemens II zum Papst.

Hochallzeit

1050 Geburt Heinrichs IV.
1056 Kaiser Heinrich IV. Stirbt 1106.
1076 Zum erstenmal ein deutscher König vom Papst gebannt.
1077 Heinrich löst sich in Canossa vom Bann.
1084 Heinrich erobert Rom, setzt Papst Gregor VII ab, der 1085 in der Verbannung stirbt.
1096 Erster Kreuzzug bis 1099.
1100 Vollendung des Doms zu Mainz.
1106 Kaiser Heinrich V. Stirbt 1125.
1122 Wormser Konkordat, das den Investiturstreit beendet.
1124 Bischof Otto von Bamberg bringt den Pommern das Christentum.
1125 Kaiser Lothar III aus dem Hause, Supplinburg. Stirbt 1137.

1134 Albrecht der Bär aus dem Hause Askanien, Markgraf der Altmark.

1138 Das staufische Kaiserhaus bis 1268.

1138 Konrad III. Stirbt 1152.

1140 Schlacht bei Weinsberg gegen die Welfen.

1147 Zweiter. Kreuzzug bis 1149.

1152 Kaiser Friedrich I Barbarossa. Stirbt 1190.

1154 Erster Romzug.

1155 Kaiserkrönung.

1157 Reichstag zu Besangon. Zurückweisung der päpstlichen Ansprüche durch Friedrichs Kanzler Rainald von Dassel.

1158 Zweiter Romzug. Reichstag auf den roncalischen Feldern bei Piacenza, auf dem die kaiserlichen Rechte festgelegt werden.

1163 Dritter Romzug ohne Heer.

1165 Heiligsprechung Karls des Großen.

1166 Vierter Romzug. Flucht des Papstes.

1167 Des Kaisers Heer in Italien durch die Pest zugrunde gerichtet, der auch Rainald von Dassel erliegt. Christian von Buch Kanzler.

1174 Fuenfter Romzug. Heinrich der Löwe weigert in Chiavenna Heerfolge.

1176 Niederlage Friedrichs bei Legnano gegen die lombardischen Städte.

1177 Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst in Venedig.

1180 Heinrich der Löwe geächtet. Bayern erhält Otto von Wittelsbach. Sachsen wird geteilt. Den Hauptteil erhält der Sohn Albrechts des Bären.

1183 Friede zu Konstanz mit den lombardischen Städten.

1184 Hoftag zu Mainz.

1187 Hochzeit Heinrichs VI mit Konstanze 1152-1198, der Erbin des sizilischen Normannenreichs, in Mailand.

1189 Dritter Kreuzzug bis 1192.

1190 Friedrich I ertrinkt beim Baden im Salef in Kleinasien.

1190 Kaiser Heinrich VI. Stirbt 1197.

1193 Gefangennahme des Königs Richard Löwenherz von England.

1194 Heinrich Herr des Normannenreichs.

1198 Doppelwahl in Deutschland: Philipp, Heinrichs VI jüngster Bruder, und Otto, Sohn Heinrichs des Löwen. Philipp setzt sich trotz Anerkennung Ottos durch Papst Innozenz III 1198-1216 durch.

1202 Vierter Kreuzzug bis 1204.

1207 Sängerkrieg auf der Wartburg.

1208 Philipp II von Otto von Wittelsbach ermordet. Otto IV allgemein anerkannt.

1212 Kinderkreuzzug.

1212 Kaiser Friedrich II. Stirbt 1250.

1214 Schlacht bei Bouvines.

1218 Otto IV stirbt vergessen auf der Harzburg.

1226 Friedrich bevollmächtigt Hermann von Salza, den Hochmeister des Deutschen Ordens, mit der Eroberung Preußens.

1227 Schlacht bei Bornhöve, die Nordwestdeutschland für Jahrhunderte von der dänischen Gefahr rettet.

1228 Fuenfter Kreuzzug. Friedrich II erobert Jerusalem.

1230 Der Deutsche Orden erobert Ost- und 1230 Westpreußen bis 1283.

1230 Der niederesachsische Edelmann Eike von Repgow schreibt den Sachsenspiegel.

1230 Walter von der Vogelweide geboren 1165 stirbt.

1231 Friedrich gibt Sizilien eine Verfassung..

1231 Die heilige Elisabeth stirbt in Marburg.

1235 Erstes Landfriedensgesetz in deutscher Sprache.

1236 Grundsteinlegung der Elisabethkirche in Marburg durch Friedrich II.

1246 Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, Schwager der hl. Elisabeth, Gegenkönig. 9Stirbt 1247.

1247 Wilhelm von Holland, Gegenkönig. Stirbt 1256.

1250 Kaiser Konrad IV. Stirbt 1254.

1254 Rheinischer Städtebund.

1258 Manfred, Sohn Friedrichs II, König beider Sizilien. Stirbt 1266.

1267 Konradins Zug nach Italien.

1268 Konradin, bei Tagliacozzo von Karl von Anjou geschlagen, ½ Jahrtausend nach der Thronbesteigung Karls des Großen in Neapel hingerichtet.

1273 Rudolf von Habsburg Kaiser. Stirbt 1291.

1277 Erwin von Steinbach gestorben 1318 beginnt den Bau des Straßburger Münsters.

1280 Albert der Große geboren 1193 größter deutscher Vertreter des Geistes der Hochallzeit stirbt.

1291 Adolf von Nassau Kaiser. Stirbt 1298.

1298 Albrecht I Kaiser.

Spätallzeit

1302 Die Bulle *Unam sanctam* bezeichnet den Papst als Inhaber der höchsten geistlichen und weltlichen Macht.

1302 Sporenschlacht. Sieg der flamischen Bürger über die französischen Ritter.

1308 Ermordung Albrechts I durch seinen Neffen Johann Parricida.

1308 Kaiser Heinrich VII. Stirbt 1313.

1309 Der Sitz des Deutschen Ordens wird nach der Marienburg verlegt.

1309 Die Päpste in Avignon bis 1377.

1314 Doppelwahl: Ludwig von Mittelsbach und Friedrich von Oesterreich, beide Enkel Rudolfs von Habsburg.

1315 Sieg der Schweizer über die Oesterreicher bei Morgarten.

1322. Sieg Ludwigs über Friedrich. Dieser gefangen.

1327 Ludwig IV in Rom vom Volk zum Kaiser gekrönt. Stirbt 1347.

1327 Eckhardt, bedeutendster Vertreter der deutschen Mystik, stirbt. Geboren 1260.

1338 Kurverein zu Rense: Jeder rechtmäßig gewählte deutsche König ist ohne päpstliche Krönung römischer Kaiser.

1346 Estland fällt an den Deutschen Orden.

1347 Karl IV Kaiser. Stirbt 1378.

1348 Gründung der ersten deutschen Universität Prag.

1349 Aus Asien kommt die Pest.

1350 Ueberall Judenverfolgungen wegen der hohen Wucherzinsen.

1351 Winrich von Kniprode glänzender Hochmeister des Deutschen Ordens. Stirbt 1382.

1356 Goldene Bulle. Reichsgrundgesetz.

1367 Siegreicher Krieg der Hansa gegen Dänemark.

1370 Friede zu Stralsund: Der König von Dänemark darf nur mit Zustimmung der Hansa gewählt werden.

1377 Süddeutscher Städtekrieg bis 1389.

1377 Sieg der schwäbischen Städte bei Reutlingen über Ulrich, den Sohne des Grafen Eberhard des Greiners von Württemberg.

1378 Wenzel, deutscher König. 1400 abgesetzt. Stirbt 1419.

1386 Sieg der Eidgenossen bei Sempach über das österreichische Ritterheer.

1388 Sieg Eberhard des Greiners bei Döffingen über die schwäbischen Städte.

1388 Gründung der Universität Köln. 1797 aufgehoben.

1400 Ruprecht von der Pfalz deutscher König. Stirbt 1410.

1409 Die deutschen Professoren und Studenten verlassen die Universität Prag und ziehen in die neu gegründete Universität Leipzig.

1410 Kaiser Sigismund. Stirbt 1437.

1410 Sieg der Polen bei Tannenberg über den Deutschen Orden.

1414 bis 1418 Konzil zu Konstanz.

1415 Hus in Konstanz verbrannt.

1415 In Brandenburg Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern bis 1701, dann Könige.

1415 Friedrich I, Kurfürst von Brandenburg. Stirbt 1440.

1419 bis 1436 Hussitenkriege.

1423 In Sachsen Kurfürsten aus dem Hause Wettin bis 1806. Dann Könige.

1431 bis 1449 Konzil zu Basel.

1438 Kaiser Albrecht II. Stirbt 1439.

1439 Kaiser Friedrich III. Stirbt 1493.

1450 Gutenberg erfindet die Buchdruckerkunst.

1452 Letzte Krönung eines deutschen Kaisers in Rom.

1456 Gründung der Universität Greifswald.

1457 König Kasimir II von Polen erobert die Marienburg. Der Sitz des Deutschen Ordens wird nach Königsberg verlegt.

1460 Nach Aussterben der Grafen von Schauenburg Personalunion von Schleswig-Holstein und Dänemark bis 1863.

1464 Nikolaus von Cues geboren. Stirbt 1401. Tiefster Geist der Spätallzeit, entscheidender Vorläufer der Ichzeit durch Zu-Ende-Denken der geistigen Grundlagen der Allzeit.

1466 Friede zu Thorn. Westpreußen fällt an an Polen, Ostpreußen verbleibt dem Deutschen Orden als polnisches Lehen.

1477 Stiftung der Universität Tübingen. 1477 Aelteste Ueberlieferung der Tellsage. 477 Die Erzählung vom Apfelschuß ist altgermanische Sage.

1477 Maximilian, der Sohn des Kaisers, 1477 heiratet die Erbin von Burgund, Maria, Tochter Karls des Kühnen. Damit fallen die Niederlande und die Freigrafschaft Burgund an das Haus Habsburg.

1492 Kolumbus entdeckt Amerika.

1493 Kaiser Maximilian I. Stirbt 1519.

1493 Papst Alexander VI teilt die neu entdeckte Welt zwischen Spanien und Portugal auf.

1495 Errichtung eines Reichskammergerichts in Frankfurt am Main, seit 1527 in Speyer, seit 1689 in Wetzlar.

1495 Württemberg Herzogtum bis 1803. 1495 Dann Königtum.

1499 Die Schweiz löst sich vom Deutschen Reich los.

Frühichzeit

1500 Sieg der Dithmarscher Bauern bei: Hemmingstedt über die Dänen.

1502 Gründung der Universität Wittenberg.

1507 Kopernikus (1473-1534) zerschlägt den Allgedanken durch sein Buch über die Bewegungen der Himmelskörper.

1517 Luthers 95 Thesen.

1519 Kaiser Karl V. Stirbt 1558.

1520 Luher verbrennt die Bannbulle.

1521 Luther verteidigt auf dem Reichstag zu Worms seine Lehre.

1522 Hadrian VI, der einzige deutsche Papst der Ichzeit. (1459-1523.)

1523 Ulrich von Hutter stirbt. (Geboren 1488.)

1525 Bauernkrieg.

1525 Friedrich der Weise von Sachsen stirbt.

1525 Einführung der Reformation im Ordensstaat Preußen, der weltliches Herzogtum wird, durch Albrecht von Hohenzollern.

1525 Luthers Vermählung mit Katharina von Bora.

1527 Gründung der Universität Marburg. a/L. durch Philipp den Großmütigen von Hessen.

1529 Marburger Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli.

1530 Reichstag zu Augsburg. Augsburger, Konfession. Schmalkaldischer Bund der protestantischen Fürsten.

1532 Nürnberger Religionsfriede wegen der Türkengefahr.

1539 Einführung der Reformation in Brandenburg durch Kurfürst Joachim II.

1540 Henlein erfindet die Taschenuhr.

1541 Paracelsus stirbt. Geboren 1493.

1544 Gründung der Universität Königsberg.

1545 bis 1563 Konzil von Trient. Das hier unter dem Einfluß der Jesuitenverfaßte Tridentinum setzt im Gegensatz zur Augsburger Konfession das katholische Dogma neu fest. Beginn der Gegenreformation.

1546 Luther stirbt.

1547 Sieg Karls V bei Mühlberg über die Protestanten.

1548 Gründung der Universität Jena.

1555 Augsburger Religionsfriede: *Cujus regio ejus religio*.

1556 Karl V dankt ab. Spanien mit allen Kolonien, Neapel, Mailand, Burgund und die Niederlande fallen an seinen Sohn Philipp, die Kaiserkrone und der übrige Habsburger Hausbesitz an Karls V Bruder Kaiser Ferdinand I. Stirbt 1564.

1559 Der Rechenmeister Adam Riese stirbt. Geboren 1492.

1560 Melanchthon stirbt. Geboren 1497.

1564 Kaiser Maximilian II. Stirbt 1576.

1576 Kaiser Rudolf II. Stirbt 1612.

1576 Der Dichter Hans Sachs stirbt. Geboren 1494 in Nürnberg.

1576 Gründung der Universität Helmstedt durch Herzog Julius von Braunschweig. 1810 aufgehoben.

1597 Rudolf II beruft den Astronomen Tycho de Brahe 1546-1601 nach Prag.

1601. Kepler (1571—1630) Nachfolger Tycho de Brahes.

1607 Gründung der Universität Gießen.

1609 bis 1614 Jülich-Clevischer Erbfolge Streit.

1612 Kaiser Matthias. Stirbt 1619.

1613 Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg tritt zum reformierten Glauben über.

1614 Jülich, Mark und Ravensberg fallen an Brandenburg.

1516 Shakespeare stirbt. Geboren 1564.

1618 bis 1648 Dreißigjähriger Krieg.

1619 Kaiser Ferdinand II. Stirbt 1637.

1620 In der Schlacht am Weißen Berge bei Prag siegt der Kaiser über den von den Böhmen erwählten König Friedrich von der Pfalz, den Winterkönig.

1624 Der Mystiker Jakob Böhme stirbt. Geboren 1575.

1626 Der kaiserliche Feldherr Graf Tilly schlägt den protestantischen König Christian IV von Dänemark und Norwegen bei Lutter am Barrenberge.

1628 Der kaiserliche Feldherr Albrecht von Wallenstein wird Herzog von Mecklenburg.

1630 König Gustav Adolf von Schweden (geboren 1594) landet in Pommern.

1631 Tilly erobert und plündert Magdeburg.

1631 Gustav Adolf besiegt das kaiserliche Heer bei Breitenfeld.

1632 Gustav Adolf fällt bei Lützen.

1632 Geburtsjahr der drei Philosophen Pufendorf (stirbt 1694), Spinoza (stirbt 1697) und Locke (stirbt 1704).

1634 Ermordung Wallensteins (geboren 1583) in Eger.

1637 Kaiser Ferdinand III. Stirbt 1657.

1637 Bogislav XIV, letzter Herzog von Pommern, stirbt.

1640 Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg (stirbt 1688) folgt seinem Vater Kurfürst Georg Wilhelm.

1648 Der Westfälische Friede beendet den Dreißigjährigen Krieg.

1648 Das Herzogtum Bayern wird Kurfürstentum. Erster Kurfürst Maximilian I (1573-1651).

Hochichzeit

1650 Kongreß in Nürnberg zur Durchführung der Friedensverträge.

1655 Gründung der Universität Duisburg. 1818 aufgehoben.

1657 Brandenburg erhält die hinterpommerschen Kreise Lauenburg und Bütow.

1658 Kaiser Leopold I. Stirbt 1705.

1660 Friede zu Oliva. Herzogtum Preußen wird souverän, unabhängig von Polen.

1660 Otto von Guericke erfindet die Luftpumpe.

1665 bis 1803 Dauer-Reichstag zu Regensburg.

1668 „Der abenteuerliche Simplicissimus“ von Christoffel von Grimmelshausen (1618-1676).

1674 Leibniz erfindet die Differentialrechnung.

1669 Rembrandt stirbt. Geboren 1606.

1675 Schlacht bei Fehrbellin.

1675 Ernst der Fromme, Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg, Gründer des Gothaischen Gesamthauses stirbt. (Geboren 1601.)

1676 Paul Gerhardt stirbt. Geboren 1607.

1679. Friede von St. Germain. Der Große Kurfürst muß das eroberte Vorpommern wieder an Schweden herausgeben.

1681 Ludwig XIV von Frankreich raubt Straßburg.

1683 Belagerung Wiens durch die Türken.

1683 Gründung der brandenburgischen Kolonie Großfriedrichsburg an der Goldküste in Westafrika. (Verkauft 1717 an die Holländer.)

1685 Potsdam wird brandenburgische Residenz.

1688 Friedrich III, Kurfürst von Brandenburg, stirbt. Geboren 1657.

1689 Ludwig XIV verwüstet die Pfalz, Speyer, Worms und Heidelberg.

1692 Hannover wird Kurfürstentum.

1694 Stiftung der Universität Halle.

1695 Feldmarschall von Derfflinger (geboren 1606), der Sieger von Fehrbellin, stirbt.

1695 August Hermann Francke gründet die Franckeschen Stiftungen in Halle.

1697 August der Starke (1670-1733), Kurfürst von Sachsen, wird König von Polen.

1700 Gründung der preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin.

1701 Preußen wird Königreich.

1701 König Friedrich I stiftet den Schwarzen Adlerorden.

1705 Kaiser Joseph I. Stirbt 1711.

1708 Johann Friedrich Boettiger (1682 bis 1719) und Ehrenfried Graf von Tschirenahsu (1651-1708) erfinden das Porzellan.

1711 Kaiser Karl VI. Stirbt 1740.

1712 Friedrich der Große geboren.

1713 Friedrich Wilhelm I, König von Preussen. Stirbt 1740.

1713Preußen erhält im Frieden von Utrecht: Neuenburg, Mörs, Lingen und Geldern.

1714 Der Kurfürst von Hannover wird gleichzeitig König von Großbritannien.

1714 Der Baumeister Andreas Schlüter stirbt. Geboren 1664.

1714 Kaiser Karl VI erhält die Niederlande und den größten Teil von Italien.

1716 Der Philosoph Leibniz stirbt. Geboren 1646.

1720 Preußen erhält Vorpommern bis Peene, sowie die Inseln Usedom und Wollin.

1722 Vollendung des Dresdner Zwingers.

1737 Gründung der Universität Göttingen.

1740 Friedrich II der Große, König von Preußen. Stirbt 1786.

1740 Das Haus Habsburg erlischt im Mannesstamm.

1740 bis 1742 Erster Schlesischer Krieg.

1741 Feldmarschall Graf Schwerin siegt bei Mollwitz über die Oesterreicher.

1742 Kaiser Karl VII. Stirbt 1745.

1742 Friede zu Breslau. Preußen erhält. Oberschlesien, Niederschlesien und die Grafschaft Glatz.

1744 Ostfriesland fällt nach Aussterben der Fürsten von Cirksena an Preußen.

1744 bis 1745 Zweiter Schlesischer Krieg.

1745 Friedrich der Große siegt bei Hohenfriedberg und Soor über die Oesterreicher, Feldmarschall Leopold von Dessau bei Kesselsdorf über die Sachsen.

1745. Friede zu Dresben. Preußen bleibt im Besitz von Schlesien.

1745 Kaiser Franz I. Stirbt 1765. Gemahl der Maria Theresia, der Erbtochter, des Hauses Habsburg.

1747 Fürst Leopold I von Anhalt-Dessau (der Alte Dessauer) stirbt. Geboren 1676.

1749 Goethe geboren.

1750 Johann Sebastian Bach stirbt. Geboren 1685.

1753 Der Baumeister Georg von Knobelsdorff stirbt. Geboren 1699.

1754 Der Philosoph Wolff stirbt. Geboren 1679.

1756 bis 1763 Siebenjähriger Krieg.

1757 Friedrich des Großen Sieg bei Prag (Schwerin fällt), Niederlage bei Kolin, Siege bei Roßbach 5. Nov.) und Leuthen (5. Dez.).

1758 Sieg bei Zorndorf, Niederlage bei Hochkirch.

1759 Niederlage bei Kunersdorf.

1760 Sieg bei Torgau.

1760 Graf Zinzendorf (geboren 1700), Vater der Herrnhuter Brüdergemeinde, stirbt.

1763 Friede zu Hubertusburg endet den Siebenjährigen Krieg.

1764 Errichtung der Kriegsschule Wilhelmsstein durch Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe (1724-1777).

1765 Kaiser Joseph II. Stirbt 1790.

1768 Der Kunsthistoriker Winckelmann ermordet. Geboren 1717.

1772 Erste Teilung Polens. Preußen erhält Westpreußen außer Danzig und Thorn, sowie das Bistum Ermeland, und den Netzedistrikt.

1772 Gründung des Göttinger Hain, dessen Organ der Göttinger Musenalmanach.

1773 Herzog Karl Eugen von Württemberg (1728-1793) gründet die Karlsschule als Militärakademie.

1774 Goethes Werther.

1778 Bayrischer Erbfolgekrieg.

1779 Lessings Nathan der Weise.

1779 Graf Carmer preußischer Großkanzler.

1780 Kaiserin Maria Theresia stirbt. Geboren 1717.

1781 Lessing stirbt. Geboren 1729.

1781 Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant (1724-1804).

1781 Schillers Räuber.

1783 Der Mathematiker Leonhard Euler stirbt. Geboren 1707.

1786 Friedrich der Große stirbt. Friedrich Wilhelm II, König von Preussen. Stirbt 1797/

1786 Goethes Italienreise.

1788 Der Philosoph Hamann (geboren 1730), der Magus des Nordens, stirbt.

1790 Kaiser Leopold II. Stirbt 1792.

1791 Die Zauberflöte von Mozart.

1791 Die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth fallen an Preußen.

1791 Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

1792 Kaiser Franz II. Stirbt 1835.

1792 bis 1797 Erster Koalitionskrieg Österreichs und Preußens gegen Frankreich. Kanonade von Valmy.

1793 Zweite Teilung Polens. Preußen erhält Danzig, Thorn und Posen.

1794 Das preußische Landrecht.

1794. Geburt des absoluten Ich in Fichtes Wissenschaftslehre.

1795 Dritte Teilung Polens. Preußen erhält Masowien mit Warschau und das Land zwischen Weichsel, Bug und Niemen.

1797 Friede zu Campoformio.

1797 Aufhebung der Universität Köln.

1797 Friedrich Wilhelm III, König von 1797. Preußen. Stirbt 1840.

1799 Schleiermachers Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern.

1799 Schillers Wallenstein.

1799 Hyperion von Friedrich Hölderlin. (1770-1843).

1800 Senefelder erfindet den Steindruck.

1801 Der Kaiser tritt im Frieden zu Luneville das linke Rheinufer an Frankreich ab.

1801 Novalis, der Dichter der Frühromantik. Stirbt. Geboren 1772.

1803 Reichsdeputationshauptschluß beendet den Regensburger Reichstag und nimmt eine Neugestaltung Deutschlands vor.

1803 Herder stirbt. Geboren 1744.

1803 Schiller stirbt. Geboren 1759.

1805 Napoleons Sieg bei Austerlitz über die Oesterreicher und Russen.

1805 Ausarbeitung des bayrischen Gesetzbuches durch Feuerbach. (1775-1833).

1806 Gründung des Rheinbundes, Versuch Napoleons, Deutschland durch sich selbst zu vernichten.

1806 Ende des heiligen römischen Reichs deutscher Nation.

1806 Napoleons Sieg über die Preußen bei Saalfeld, Jena und Auerstädt. Zusammenbruch Preußens.

1806 Die Festlandssperre.

1806 Sachsen wird Königreich.

1807 Friede zu Tilsit. Preußen verliert an Frankreich alles Land westlich der Elbe, an Sachsen den Kreis Kottbus, an Bayern Bayreuth, an das Herzogtum Warschau alle nach 1772 von Polen gewonnenen Länder.

1807 Gründung des Königreichs Westfalen unter Napoleons Bruder Jerome.

1807 Aufhebung der Erbuntertänigken der Bauern in Preußen.

1808 Fichtes Reden an die deutsche Nation.

1808 Goethe beendet Faust I. Teil.

1808 Gründung des Tugendbundes in Königsberg.

1808 Fürstentag zu Erfurt unter Vorsitz Napoleons.

1808 Preußische Städteordnung.

1808 Entlassung Steins auf Verlangen Napoleons.

1809 Major Ferdinand von Schill fällt am 31.5. in Stralsund.

1809 Erhebung der Tiroler unter Andreas Hofer (1767-1810).

1810 Königin Luise von Preußen stirbt. Geboren 1776.

1810 Karl August von Hardenberg (1750 bis 1822) preußischer Staatskanzler.

1810 Gründung der Universität Berlin.

1810 Oldenburg, Ostfriesland und die Hansestädte mit Frankreich vereinigt.

1811 Gründung der Universität Breslau.

1811 Heinrich von Kleist stirbt. Geboren 1777.

1811 Erster Turnplatz in der Hasenheide bei Berlin.

1812. Dorks Konvention von Tauroggen am 30.12.

1813 Befreiungskriege. 10.3. Stiftung des Eisernen Kreuzes. — 16.3. Kriegserklärung an Frankreich. — 17.3. Aufruf an mein Volk. — 2.5. Scharnhorst (geboren 1755) bei Großgörschen verwundet, stirbt am 28.6.— 26.8. Blüchers Sieg an der Katzbach. — 26. 8. Theodor Körner (geboren 1791) fällt bei Gadebusch.— 30. 8. General von Kleist siegt bei Nollendorf. — 6. 9. General von Bülow bei Dennewitz. - 3. 10. York bei Wartenburg. - 18. 10. Völkerschlacht bei Leipzig.

1814 In der Neujahrsnacht Blüchers Rheinübergang bei Kaub. 30. 5. Friede zu Paris. Frankreich auf die Grenzen von 1792 beschränkt.

1814 Wiener Kongreß.

1814. Fichte stirbt. Geboen 1762.

1814 Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen durch Kriegsminister Hermann von Boyen (1771 bis 1848).

1815 Otto von Bismarck geboren am 1.4.

1815 Blücher (1742-1819) und Wellington (1769-1852) besiegen am 18.6. Napoleon bei Belle Alliance. Napoleon entsagt am 22. 6. dem Thron.

1815 Der aus 39 Staaten bestehende Deutsche Bund (bis 1866).

1815 Abschluß der Heiligen Alliance zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen.

1815 Gründung der Deutschen Burschenschaft.

1817 Union der protestantischen Kirchen Preußens.

1817 Die Universität Wittenberg wird mit Halle vereinigt.

1817 Wartburgfest am 18.10.

1818 Stiftung der Universität Bonn.

1819 Die Karlsbader Beschlüsse. Metternichs Knebelung der Geistesfreiheit.

1819 Ermordung Kotzebues durch den Theologie-Studenten Karl Ludwig Sand (1795-1820).

1822 Der Dichter E. T. A. Hoffmann stirbt. Geboren 1776.

1822 Die 9. Symphonie von Ludwig van Beethoven (1770-1827).

1824 „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535.“ Erster großer Wurf von Leopold von Ranke. (1795-1886).

1826 Gründung der Universität München.

1827 Dreyse (1787-1867) erfindet das Zündnadelgewehr, das er 1836 in einen Hinterlader umwandelt.

1829 Joseph Ressel (1793-1857) erfindet die Schiffsschraube.

1830 Protest des Dichterkreises Junges Deutschland gegen die rückschrittlichen Zustände.

1831 Freiherr vom Stein (geboren 1757), Gneisenau (geboren 1760) und Hegel (geboren 1770) sterben. (

1832 Hambacher Fest. Ruf nach der Republik.

1832 Prinz Otto von Bayern (geboren 1815) König von Griechenland, abgesetzt. 1863, stirbt 1867.

1834 Der Deutsche Zollverein.

1835 Die erste deutsche Eisenbahn. Fürth-Nürnberg.

1835 Wilhelm von Humboldt stirbt. Geboren 1835.

1837 Trennung Hannovers von England. Ernst August, König von Hannover. (1771-1851).

1837 Bau der Schichauwerft in Elbing.

1838 Erste Eisenbahn in Preußen Berlin-Potsdam.

1840 Kaspar David Friedrich, der Maler der Romantik, stirbt. Geboren 1774.

1840 Friedrich Wilhelm IV, König von Preußen. Stirbt 1861.

1841 August Borsig (1804-1854) baut die erste Lokomotive.

1842 Brand von Hamburg.

1845 Stirners (1806-1856) Buch „Der Einzige und sein Eigentum“ vergötzt. das Einzelich

1846 Der Volkswirtschaftler Friedrich List stirbt. Geboren 1789. Verfechter des Gedankens der völkischen Wirtschaft.

1846 Entdeckung des äußersten Planeten Neptun.

1847 Das Kommunistische Manifest von Marx und Engels (1820-1895).

1847 Gründung der Hamburg-AmerikaLinie.

1847 Das 1831 entdeckte Chloroform wird zum erstenmal zur Narkose verwendet.

1848 Das Revolutionsjahr. 13.3. Aufstand in Wien. Rücktritt Metternichs. (1773-1859). — 18.3. Straßenkämpfe in Berlin. — 20.3. Unruhen in München. König Ludwig I dankt zugunsten seines Sohnes Maximilian II ab. — 23.4. General von Wrangel schlägt die Dänen bei Schleswig. — 18.5. Zusammentritt des Frankfurter Parlaments in der Paulskirche. — 24. 5. Die Dichterin Annette von Droste-Hülshof stirbt (geboren 1797) — 29.6. Erzherzog Johann von Österreich wird Reichsverweser: bis 10.12.1849. — 31.10. Eroberung Wiens durch die kaiserlichen Truppen. — 2.11. Graf Brandenburg (1792-1850) preußischer Ministerpräsident. — 9.11. Robert Blum erschossen. — 2.12. Kaiser Ferdinand von Österreich dankt zugunsten seines Neffen Franz Joseph ab. 1849 Friedrich Wilhelm IV lehnt die ihm von der Nationalversammlung angebotene Kaiserkrone ab.

Spätichzeit

1850 Preußen bekommt eine Verfassung.

1850 Wilhelm Bauer (1822-1876) baut das erste Unterseeboot.

1850 Demütigung Preußens in Olmütz durch Österreich.

1853 Versteigerung der deutschen Flotte in Bremerhaven durch Hannibal Fischer (1784-1868).

1854 Der grüne Heinrich von Gottfried Keller (1819-1890).

1854 Der Philosoph Schelling stirbt. Geboren 1775.

1855 Der Mathematiker Karl Gauß stirbt. Geboren 1777.

1857 Preußens Verzicht auf das Fürstentum Neuenburg.

1857 Gründung des Norddeutschen Lloyd in Bremen.

1857 Joseph von Eichendorff stirbt. Geboren 1788.

1858 Wilhelm I Regent von Preußen.

1860 Philipp Reis (1834-1874) erfindet den Fernsprecher.

1860 Der Philosoph Arthur Schopenhauer stirbt. Geboren 1788.

1860 Ernst Moritz Arndt stirbt. Geboren 1769.

1860 Karl Rudolf Brommy, erster deutscher Admiral des 19. Jahrhunderts. Stirbt. Geboren 1804.

1861 Wilhelm I König von Preußen. Stirbt 1888.

1861 Untergang des Schulschiffs Amazone. Der

1861 Der Rechtsgelehrte Friedrich Karl. 1861 von Savigny stirbt. Geboren 1779.

1861 Oesterreich bekommt eine Verfassung.

1862 Die Nibelungen von Friedrich Hebbel (1813-1863.)

1862 Bismarck preußischer Ministerpräsident.

1863 Ferdinand Lassalle (1825-1864) gründet den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein.

1863 Jakob Grimm stirbt. Geboren 1785.

1864 Deutsch-dänischer Krieg. Oberbefehl Feldmarschall von Wrangel (1784. bis 1877). 18.4. Erstürmung der Düppeler Schanzen unter Prinz Friedrich Karl von Preußen (1828 bis 1885). 29.6. Uebergang nach Alsen. 30.10. Wiener Friede. Dänemark tritt die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Oesterreich und Preußen ab.

1865 Vertrag zu Gastein. Oesterreich erhält Schleswig, Preußen Holstein und Lauenburg.

1866 Preußisch-österreichischer Krieg. 3.7. Sieg der Preußen bei Königgrätz. 26.7. Waffenstillstand zu Nikolsburg. 18.8. Gründung des Norddeutschen Bundes. — 23.8. Friede zu Prag. Preußen erhält Schleswig, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt am Main.

1866. Prinz Karl von Hohenzollern wird Fürst von Rumänien.

1867 Eröffnung der ersten norddeutschen Reichstages.

1867 Der Fürst von Thurn und Taxis tritt sein Postrecht an Preußen ab.

1867 Kaiser Maximilian von Mexiko (geboren 1832) Kaiser seit 1864, Bruder Kaiser Franz Josephs in Queretaro erschossen.

1869 Gründung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei durch August Bebel (1840-1913).

1869 Hermann Gruson (1821-1895) gründet sein Stahlwerk.

1870 Einführung der Postkarte in Deutschland.

1870 bis 1871 Deutsch-Französischer Krieg. 19.7. Kriegserklärung Frankreichs. Deutsche Siege bei Weißenburg 4.8., Wörth 6.8., Spichern 6.8., Mars La-Tour 16.8., St. Privat und Gravelotte 18.8., Sedan 1. 9., Orleans 2.12. Kapitulationen von Sedan 2.9., Straßburg 27.9., Metz 27.10., Paris 28.1.71.

1870 Gründung der katholischen Zentrumspartei.

1871 18.1. Kaiserproklamation von Versailles. 21.3. Eröffnung des ersten deutschen Reichstages durch den ersten Reichskanzler Fürsten Otto von Bismarck. 10.5. Friede zu Frankfurt a. M. Frankreich tritt das Elsaß und Deutsch-Lothringen an Deutschland ab.

1871 bis 1874 Gründerjahre.

1872 bis 1886 Kulturkampf.

1872 Ausweisung der Jesuiten aus Deutschland.

1872 Der Philosoph Ludwig Feuerbach stirbt. Geboren 1804.

1872 Friedrich von Bodelschwingh gründet die Anstalten in Bethel.

1874 Einführung der Zivilehe in Preußen, 1875 im Reich.

1874 Gründung des Weltpostvereins auf Betreiben Heinrich von Stephans (1831-1897).

1874 Heinrich Schliemann (1822-1890) gräbt Troja aus.

1874 Fritz Reuter stirbt. Geboren 1810.

1875 Errichtung des Hermannsdenkmals im Teutoburger Walde.

1875 Eduard Mörike stirbt. Geboren 1804.

1876 Ein Kampf um Rom von Felix Dahn (1834-1912).

1877 Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz, stirbt. Geboren 1811.

1878 Die Attentate von Hödel und Nobiling auf Kaiser Wilhelm I.

1878 Das Sozialistengesetz.

1878 Lagardes (1827-1891) deutsche Schriften.

1878 Berliner Kongreß.

1878 Untergang des Panzerschiffs Großer Kurfürst im englischen Kanal.

1879 Gründung des Reichsgerichts in Leipzig.

1879 Uebergang Bismarcks vom Freihandel zum Schutzzoll.

1879 Feldmarschall Albrecht Graf von Roon stirbt. Geboren 1803.

1879 Prinz Alexander von Battenberg wird Fürst von Bulgarien.

1880 Vollendung des Kölner Doms. Baubeginn 1248.

1881 Gründung des Vereins Deutscher Studenten.

1881 Die Kaiserliche Botschaft vom 17.11. verkündet die Sozialversicherung.

1882 Robert Koch (1843-1910) entdeckt den Tuberkelbazillus.

1883 Gründung des Dreibundes Deutschland, Österreich, Italien.

1883 Gründung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft.

1883 Richard Wagner (geboren 1813) und Karl Marx (geboren 1818) sterben.

1883 Nietzsches (1844-1900) Zarathustra.

1884 Erwerbung der Kolonien Deutsch-Südwestafrika, Togo, Kamerun und Kaiser-Wilhelmsland.

1884 Karl Humann (1839-1896) Leiter der Ausgrabungen in Pergamon.

1884 Der Geschichtsschreiber Droysen stirbt. Geboren 1808.

1884 Friedrich Löffler (1852-1915) entdeckt den Diphtherie-Bazillus.

1885 Erwerbung von Deutsch-Ostafrika, der Marschall- und Salomon-Inseln.

1885 Untergang S.M.S. Augusta im Indischen Ozean.

1886 König Ludwig II von Bayern im 1886 Starnberger gestorben. Geboren 1845.

1886 Gründung der Woermann-Linie durch Adolf Woermann (1847 bis 1911).

1887 Kriegsgefahr mit Frankreich infolge der Hetzreden des französischen Kriegsministers Boulanger.

1887 Alfred Krupp, Begründer der Gußstahlfabrik in Essen, stirbt. Geboren 1812.

1888 9. 3. Kaiser Wilhelm I stirbt. - 15. 6. Kaiser Friedrich III stirbt. Wilhelm II, Deutscher Kaiser.

1889 Friedrich Nietzsche (1844-1900) wird geisteskrank.

1889 Untergang der deutschen Kriegsschiffe Adler, Eber und Olga vor. Samoa.

1890 Rücktritt Bismarcks.

1890 Helgoland wird deutsch.

1890 „Rembrandt als Erzieher“ von Julius Langbehn (1851-1907).

1891 Feldmarschall Helmuth Graf v. Moltke stirbt. Geboren 1800.

1891 Das Erfurter Programm formuliert die Forderungen der Sozialdemokratie.

1891 Lagarde stirbt. Geboren 1827.

1892 Einführung der mitteleuropäischen Einheitszeit.

1892 Die Cholera in Hamburg.

1892 Die Weber von Gerhard Hauptmann (geboren 1862).

1893 „Aristoteles und Athen“ von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf (1848 bis 1931).

1893 Gründung des Bundes der Landwirte.

1894 Der Physiker Hermann von Helmholtz stirbt. Geboren 1821.

1895 Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals.

1896 Ernst Abbe (1840-1905) macht die Zeiß-Werke in Jena zu einem Gemeinschaftsunternehmen.

1896 Der Geschichtsschreiber Heinrich von Treitschke stirbt. Geboren 1834.

1896 Gründung des Wandervogels in Steglitz durch Karl Fischer (geboren 1881).

1896 Untergang des Kanonenboots Iltis am Schantung-Vorgebirge in China.

1896 Der Flugtechniker Otto Lilienthal (geboren 1848) abgestürzt.

1897 Alfred von Tirpitz (1849-1930), Staatssekretär des Reichsmarineamts.

1898 China verpachtet Kiautschou auf 99 Jahre an Deutschland.

1898 Bismarck stirbt im Alter von 1000. Monaten.

1898 Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich (geboren 1837) in Genf.

1898 Erstes Flottengesetz.

1899 Erwerbung der Kolonien Karolinen, Mariannen und Palauinseln.

1899 Die Welträtsel von Ernst Haeckel (1834-1919). Ein philosophisch oberflächliches und ungeklärtes Buch wird zur Bibel der gebildeten Welt.

1899 Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts von Houston Stewart Chamberlain (1855-1927). Tiefer und eigenwilliger Versuch einer Bilanz des Jahrhunderts, der den Wirgedanken anbahnt.

1900 Das Bürgerliche Gesetzbuch.

1900 Das Wesen des Christentums von Adolf Harnack (1851-1930). Klassische Darstellung des liberal-protestantischen Ichglaubens.

1900 Ermordung des deutschen Gesandten, Freiherrn von Ketteler in Peking. Expeditionskorps der fremden Mächte unter Feldmarschall Graf Waldersee (1832-1904).

1900 Annahme des 2. Flottengesetzes: 38 Linienschiffe, 14 Große Kreuzer, 38 Kleine Kreuzer.

1900 Bernhard von Bülow (1849-1929), Reichskanzler.

1900 Untergang des Schulschiffs Gneisenau vor Malaga.

1901 Die Buddenbrooks von Thomas Mann (geboren 1875).

1902 Der nationalliberale Parteiführer Rudolf von Bennigsen stirbt. Geboren 1824.

1903 Der Geschichtsschreiber Theodor Mommsen stirbt. Geboren 1817.

1904 Herero-Aufstand in Deutsch-Südwestafrika. Sieg der Schutztruppe am Waterberg.

1904 Das Weltbild der Zukunft von Karl Heim (geboren 1874). Erster Durchbruch durch die Ichtheologie.

1905 Der Maler Adolf von Menzel stirbt. Geboren 1815.

1906 Deutschlands Isolierung auf der Algeciras-Konferenz.

1908 Hermann Anschütz (geboren 1872) erfindet den Kreiselkompaß.

1908 Graf Ferdinand Zeppelin (1838 bis 1917) vollendet sein erstes Luftschiff, dessen Explosion bei Echterdingen am 5. 8. ihn nicht entmutigt.

1908 Friedrich von Esmarch, Erfinder der künstlichen Blutleere, stirbt. Geboren 1823.

1909 Der Philosoph Arthur Drews (geboren) leugnet die Geschichtlichkeit Jesu.

1909 Hofprediger Adolf Stöcker stirbt. Geboren 1833. \

1909 Theobald von Bethmann-Hollweg, 1856-1921 Reichskanzler.

1910 Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.

1911 Der Philosoph Wilhelm Dilthey stirbt. Geboren 1833.

1911 Marokko-Krise. Entsendung S.M. S. Panther nach Agadir. Kongo-Abkommen.

1911 Gründung des Pfadfinderbundes.

1913 25 jähriges Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II (geboren 1859). Außerer Höhepunkt glanzvoller Machtentfaltung.

1914 28.6. Ermordung des österreichischen Thronfolgers Erzherzogs Franz Ferdinand (geboren 1863) in Sarajewo.

1914 Der Weltkrieg.

Krieg Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Türkei (seit Oktober 1914) und Bulgariens (seit Oktober 1915)

1. Russland – 1.8.14
2. Frankreich – 3.8.14
3. Belgien – 3.8.14
4. England – 4.8.14
5. Serbien – 6.8.14
6. Montenegro – 7.8.14
7. Aegypten – 8.8.14
8. Marokko – 19.8.14
9. Japan – 23.8.14
10. Suedarika – 12.9.14
11. Italien – 23.5.15
12. Portugal – 9.3.16
13. Rumaenien – 28.8.16
14. Vereinigte Staaten - 6.4.17
15. Cuba – 9.4.17
16. Panama – 9.4.17
17. Bolivien (Abbruch der Beziehungen. Kriegserklaerung ist nicht erfolgt) – 14.4.17
18. Griechenland - 30.6.17
19. Siam – 28.7.17
20. Liberia – 4.8.17
21. China – 14.8.17
22. Haiti – 23.9.17
23. Uruguay (Abbruch der Beziehungen. Kriegserklaerung ist nicht erfolgt) – 7.10.17
24. Peru (Abbruch der Beziehungen. Kriegserklaerung ist nicht erfolgt) – 7.10.17
25. Brasilien – 28.10.17

- 26. Ecuador (Abbruch der Beziehungen. Kriegserklärung ist nicht erfolgt) – 8.12.17
- 27. Guatemala (Abbruch der Beziehungen. Kriegserklärung ist nicht erfolgt) – 23.4.18
- 28. Nicaragua – 7.5.18
- 29. Cpstrica – 24.5.18
- 30. Honduras – 12.7.18

1914

- 28.8. Sieg bei Tannenberg ueber die Russen.
- 5-12.9. Marneschlacht.
- 1.11. Sieg des Kreuzergeschwaders unter Admiral Graf Spree (geboren 1861) bei Coronel.
- 7.11. Fall von Tsingtau. Gouverneur Admiral Alfred Meyer-Waldeck (1873-1928).
- 9.11. Untergang S.M.S. Emden, Kommandant Kapitaen zur See Karl von Mueller (1873-1923).
- 10.11. Tag von Langemark.
- 8.12. Untergang des Kreuzergeschwaders bei den Falklandinseln

1915

- 1.-3.5. Durchbruchsschlacht bei Gorlice-Tarnow unter Feldmarschall von Mackensen (geboren 1849).
- 7.5. Versenkung der Lusitania.
- 5.8. Eroberung von Warschau.

1916

- 21. 2.-24. 6. Die Hölle von Verdun.
- 25.2. Erstürmung der Panzerfeste Douaumont.
- 15.3. Rücktritt des Großadmirals von Tirpitz
- 31. 5. Sieg der deutschen Flotte unter Admiral Reinhold Scheer (1863 bis 1928) über die englische vor dem Skagerrak.
- 24 6.-26. 11. Schlacht an der Somme.
- 29.6. Hindenburg Chef des Großen Generalstabes, Ludendorff Erster Generalquartiermeister.
- 5.11. Wiederaufrichtung des Königreichs Polen.
- 21.11. Kaiser Franz Joseph stirbt. Geboren 1830. Sein Nachfolger Kaiser. Karl I (1887-1922).
- 6.12. Eroberung von Bukarest.
- 12.12. Friedensangebot der Mittelmächte.

1917

1.2. Uneingeschränkter Unterseebootskrieg.

15.3. Revolution in Rußland. Thronverzicht des Zaren NikolausII (geboren 1868). Ermordet 16.7.18.

19.7. Erzbergers Friedensresolution im Reichstag.

14.10. Einnahme von Osel. General von Hutier (geboren 1857) und Admiral Ehrhardt Schmidt (geboren 1863).

27.10. Durchbruch am Isonzo General Otto von Below (geboren 1857).

1917 Untergang des Abendlandes von Oswald Spengler (geboren 1880). Der Wanderer zwischen beiden Welten von Walter Flex (1887-1917). Religion weither von Friedrich Gogarten (geboren 1887).

1918

8.1. Wilsons 14 Punkte.

3.3. Friede von Brest-Litowsk.

21.3.-6.4. März-Offensive.

15.4. Marschall Foch (1851-1929), Oberbefehlshaber aller feindlichen Armeen.

21.4. Kampfflieger Manfred Freiherr von Richthofen stirbt (geboren 1892).

30.7. Feldmarschall von Eichhorn (geboren 1848) in der Ukraine ermordet.

8.8. Der schwarze Tag. Die deutschen Truppen werden bei Amiens zurückgedrängt. Die oberste Heeresleitung verliert den Glauben an den Sieg.

3.10. Prinz Max von Baden (1867 bis 1929) Reichskanzler.

5.10. Waffenstillstandsgesuch der Mittelmächte auf Grund der 14 Punkte.

26.10. Verabschiedung Ludendorffs (geboren 1865).

9.11. Der Umsturz.

10.11. Der Kaiser begibt sich nach Holland.

11.11. Der Rat der Volksbeauftragten Ebert, Scheidemann, Landsberg, Barth, Dittmann, Haase. übernimmt die Regierung.

13.11. Gründung des Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten durch Franz Seldte (geboren 1882).

1919

1.1. Karl Liebknecht (geboren 1871) und Rosa Luxemburg (geboren 1870) gründen die Kommunistische Partei.

15.1. Liebknecht und Luxemburg erschossen.

21.2. Der jüdische Ministerpräsident Bayerns, Kurt Eisner (geborenn 1867) erschossen.

21.6. Admiral Ludwig von Reuter (geboren 1869) versenkt die deutsches Flotte in Scapa Flow.

28.6. Die Reichsminister Hermann Müller (1876-1931), Sozialdemokrat, und Johannes Bell (geboren 1868), Zentrum, unterschreiben den Schandvertrag von Versailles.

11.8. Die deutsche Nationalversammlung in Weimar nimmt die von dem jüdischen Juristen Hugo Preuß entworfene Verfassung an.

10.9. Friede von St. Germain, Feindmächte und Oesterreich.

27.11. Friede von Neuilly, Feindmächte und Bulgarien.

1919 Gründung der Universitäten Hamburg und Köln.

1920

13.3.-17.3. Kapp-Putsch. Wolfgang Kapp (1858-1922).

15.3.-10. 5. Kommunistenauftände im Ruhrgebiet (Niederwerfung durch Reichswehr unter General von Watter, in Thüringen (Reichswehr und Marburger Studentenkorps) und im Vogtland (Bandenführer Max Hölz).

30.4. Das Land Thüringen durch Reichsgesetz geschaffen.

8.5. Gründung der Orgesch, der Organisation des Forstrats Georg Escherich (geboren 1870) in Regensburg.

4.6. Friede von Trianon zwischen Feindmächten und Ungarn.

10.8. Friede von Sevres zwischen den Feindmächten und der Türkei.

15.11. Gründung des Freistaats Danzig.

1920 Friedrich Bergius (geboren 1884) entdeckt die flüssige Kohle.

1921

20.3. Abstimmung in Oberschlesien, anschließend Kämpfe um Oberschlesien unter General Karl Hofer (geboren 1862).

21.5. Erstürmung des Annaberges. Der Rechtsphilosoph, Otto von Gierke stirbt (geboren 1841).

1921 Die II. Auflage des Römerbrief-Kommentars von Karl Barth (geboren 1886).

1921 Reichsfinanzminister Matthias Erzberger (geboren 1875) am 26.8. erschossen.

1921 Adolf Hitler (geboren 1889) Vorsitzender der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

1922

1922 Deutsch-russischer Vertrag von Rapallo am 17.4.

1922 Reichsaußenminister Walter Rathenau (geboren 1867) am 24.6. erschossen.

1922 Die Universität München errichtet, die erste deutsche Professur für Eugenik für Fritz Lenz (geboren 1887).

1922 Gruendung der Deutschvölkischen Freiheitspartei. Führer Albrecht von Graefe (1868-1933).

1923

11.1. Einbruch der Franzosen in das Ruhrgebiet.
26.5. Albert Leo Schlageter (geboren 1894) von den Franzosen erschossen.
21.10. Ausrufung der Rheinischen Republik durch Dr. Dorten.
15.11. Ende der Inflation.
1923 Der Philosoph Ernst Tröltsch stirbt. Geboren 1865.
1923 Das Chilehaus in Hamburg von Fritz Höger (geboren 1877).
1923 Das dritte Reich von Arthur Möller van den Bruck (1876-1925).

1924

1924 Hugo Stinnes stirbt. Geboren 1870.
16. 8. Annahme des Dawesplans.
1924 Der Anthroposoph Rudolf Steiner stirbt. Geboren 1861.

1925

28.2. Reichspräsident Friedrich Ebert stirbt. Geboren 1871.
26.4. Feldmarschall Paul von Hindenburg Reichspräsident (geboren 1847).
1.8. Das Ruhrgebiet von den Franzosen geräumt.
16.10. Vertrag von Locarno. Eröffnung des auf Anregung von Oskar von Miller (geboren 1855) 1903. gegründeten Deutschen Museums in München.
1925 Der Roman Paracelsus von Erwin Guido Kolbenheyer (geboren 1878).

1926

1926 Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund.
1926 Geschichte der deutschen Kunst von Georg Dehio (1850-1932).

1927

1927 Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eröffnet ein Forschungsinstitut für Anthropologie, menschliche Erblehre. und Eugenik unter Leitung von Eugen Fischer (geboren 1874).
1927 Reichsgesetz zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten.

1929

1929 Erste Zeppelifahrt um die Erde.
1929 Reichsaußenminister Stresemann stirbt. Geboren 1878.

1931

1931 Bankkrach und als dessen Folge Ermächtigungsgesetz für Reichskanzler. Heinrich Brüning (geboren 1885).

1932

20.7. Absetzung der preußischen Regierung durch Reichskanzler Franz von Papen (geboren 1879), der Reichskommissar von Preußen wird.

1932 Untergang des Schulschiffs Niobe bei Fehmarn.

Frühwirzeit

1933

30.1. Adolf Hitler Reichskanzler.

10.2. Der preußische Kultusminister a. D. Carl Heinrich Becker, der geistige Vertreter des Systems der 14 Jahre, stirbt. Geboren 1876.

27.2. Der Reichstag von Kommunisten in Brand gesteckt.

12.3. Wiederherstellung der alten Reichsfarben Schwarz-weiß-rot.

21.3. Eröffnung des Reichstages in Potsdam.

7.4. Reichstatthaltergesetz.

11.4. Hermann Göring (geboren 1893) preußischer Ministerpräsident.

1.5. Tag der Arbeit.

26.5. Gliederung des Reichs in 12. Reichstatthalterschaften: 1. Preußen. 2. Bayern. 3. Württemberg. 4. Sachsen. 5. Baden. 6. Hessen. 7. Thüringen. 8. Oldenburg-Bremen. 9. Braunschweig-Anhalt. 10. Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz-Lübeck. 11. Hamburg. 12. Lippe und Schaumburg-Lippe.

7.7. Gesetz über die Neuordnung. des preußischen Staatsrats.

20.7. Unterzeichnung des Konkordats zwischen dem deutschen Reich und dem heiligen Stuhl.

13.10. Vereinigung beider Mecklenburg.

19.10. Deutschland erklärt seinen Austritt aus dem Völkerbund.



**Hundreds of books
Translated from the
Third Reich originals!**

**RJG Enterprises Inc.
PO Box 6424
Lincoln NE 68506 USA
www.third-reich-books.com**